Das Babel des Ostens

Karl Landsteiner





Das

Babel des Ostens.

Bilder
aus dem Wiener Leben

von

Karl Landsteiner.

Würzburg 1871.
Leo Woerl'sche Buch-, Kunst- u. Verlagsh.



Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhaltsverzeichniß.

Lieber Leser!

Alle Achtung vor der Kritik!

Die Kritiker waren die Pioniere der deutschen Nationalliteratur, sie lenkten und überwachten ihre Schritte.

Ohne Lessing kein Göthe, kein Schiller!

Wer möchte zu jenen Verblendeten gehören, die Bedeutung und den Einfluß der Kritik zu unterschätzen?

Ich nicht. Im Gegentheile! Zudem habe gerade ich alle Ursache, der Kritik dankbar zu sein. Die bedeutendsten Vertreter derselben haben mich und meine schwachen Leistungen fast immer mit Schonung und nachsichtsvoller Liebe behandelt. Sollt' ich das verkennen? Aber wie nicht jeder Kritiker ein Lessing ist, so sind auch nicht alle Aussprüche der Kritik unanfechtbar. Auf jedes kritische Urtheil, das du, mein lieber Leser, in irgend einer Zeitung liesest, Gift zu nehmen, möcht' ich dir demnach nicht gerathen haben. Sonst könnt' es dir ergehen, wie jenem Brahmanen, von dem uns Rückert erzählt. Dieser

Brahmane wollte nämlich in getreulicher Ausübung der Vorschriften seiner Religion durchaus verhindern, daß irgend einem Thiere, und sei es auch das kleinste, durch ihn ein Leides geschehe. Deßhalb ließ er, wenn er ausgieng, die Wege vor sich kehren, damit er kein Thier zertrete, und wenn er aß, wehrten die Diener mit Palmenfächern die Insekten ab. Ein gelehrter Europäer, mit dem der fromme Mann in Freundschaft stand, gab ihm nun, da er eben Wasser schöpfte, um den Durst zu löschen, ein Mikroskop und sagte, der Brahmane möge einmal das Wasser durch dasselbe betrachten. Der Arme! Nun sah er das Wasser, das er für rein und klar gehalten, erfüllt von tausend und tausend lebendigen Geschöpfen. Mit jedem Schluck, den der Brahmane zu sich nahm, mußte er Legionen von diesen Thierchen verschlingen und morden. Da zerschmetterte er voll Ingrimm den Wasserkrug, setzte sich unter eine Palme und verdurstete. Siehst du, lieber Leser! Das Mikroskop ist die Kritik. Du mußt geistig verdursten, wenn du nur das zu dir nehmen willst, was selbst unter dem tausend mal vergrößernden Glase noch rein, vollkommen und makellos erscheint; denn solch' ein Werk gibt es nicht. Du mußt schon einige Infusorien mit in den Kauf nehmen. Du mußt das Wasser trinken, wie du es findest und nicht lange dich besinnen, wenn du deinen Durst löschen willst.

Aus diesen Worten wirst du bereits ersehen, daß es mir nicht einfällt, die großen Mängel dieses Buches, das ich dir hiermit vorlege, zu verläugnen. Ich gebe Alles zu, was das Mikroskop der Kritik daran Schlechtes und Fehlerhaftes auffinden kann, ich weiß, daß der Charakter des Flüchtigen und Launenhaften wohl manchem Kapitel anhaften mag! Solche Skizzen sind eben Kinder des Augenblickes. Ich gestehe mir ein, daß ich manche ungerechtfertigte Aeußerung vielleicht um eines schlechten Witzes halber mag gethan, manche boshafte Beschuldigung mag ausgesprochen haben. Man wird mir das zweifelhafte Lob spenden, daß ich ein „loses Maul" habe, und über Dinge rede, die mich nichts angehen. Es ist wahr! Aber ich bin ein Wiener und der Wiener „schimpft" nun einmal über Alles. Die vielen Anführungszeichen und Gutzkow'schen Gedankenstriche, wie sie in manchem Artikel besonders stark in Anwendung kommen, werden mit Recht getadelt. Es ist eine schlimme Manier das! Man wird sagen: „Wo der Gedanke fehlt, da stellt ein „Strich" zu rechter Zeit sich ein!" Dagegen protestire ich. Der Verfasser dieses Buches hat eher zu viel als zu wenig Gedanken und manchen gelungenen Einfall maskirt er gerade mit einem Gedankenstrich, damit man nicht etwa Veranlassung fände, ihn mit einem Ding bekannt zu machen, das man im gewöhnlichen Leben einen „Maulkorb"

nennt. Hier möcht' ich schon wieder einen Gedankenstrich machen, aber ich weiß mich zu beherrschen.

Einige von den Bildern, welche du in diesem Buche findest, sind schon früher gedruckt gewesen. Sie haben, namentlich in Deutschland — „draußen" — viel Glück gemacht. Die meisten jedoch sind ganz neu, und ich wünschte, daß sie dir gefallen. Wenn du Etwas vermissest, was dir der Besprechung werth erschienen, so bedenke, daß noch ein zweiter Band nachkommt. Wann? Zur Zeit der Weltausstellung in Wien. Es versteht sich von selbst, daß ich jede Berichtigung, jeden guten Rath, jeden acceptablen Vorschlag mit Dank und Freude annehmen und benützen werde.

Nun aber trinke! Ich schmeichle mir, daß du recht durstig bist; die Infusorien werden dich nichts kümmern, die man mit dem Mikroskope entdecken kann. Du bist ja kein Brahmane!

Wien, im Mai 1870.

Der Verfasser.

Babel.

Wien ein Babel? Das Babel des Ostens?

Danke schön! Soll dies etwa ein Kompliment sein? Das schöne, gute, gemüthliche Wien ein Babel? Nein, gegen diesen Ausdruck muß protestirt werden.

Und doch! Trotz aller Proteste bleibt es dabei: Wien — das Babel des Ostens. An den nöthigen Kennzeichen fehlt es nicht. Der babylonische Thurm und die Sprachenverwirrung, man müßte blind und taub sein, merkte man sie nicht. Es gab eine Zeit, — ach! sie ist längst vorüber! — da war nur Eine Sprache und alle Völker redeten sie und lebten in Eintracht nebeneinander. Und die Kaiserstadt war der Centralpunkt des Reiches und die Metropole der Völker, und Deutsche, Slaven und Magyaren betrachteten sie als gemeinsame Hauptstadt. Aber jetzt versteht der Deutsche den Slaven, der Slave den Magyaren, der Magyare den Deutschen nicht mehr. Der Herr hat ihre Sprachen verwirrt und Wien ist geworden

das Babel des Ostens, d. i. Stammeln, Verwirrung. Ich sage nicht mehr. Man weiß ja, was ich meine.

Trotz dieses Chaos geht es aber in diesem Babel, gerade wie in dem alten, lustig genug her. Mögen auch die Einen grollend die Stadt verlassen, es kommen dafür Andere singend und jubilirend. Wie ungünstig sich auch die politische Konstellation zeigt, wie drohend auch die sociale Krisis, die Wienerstadt überträgt Alles. Sie wird größer und schöner und prächtiger mit jedem Tag und denkt nicht daran, daß einst der Euphrat, will sagen die Donau abgeleitet und fremde Krieger, während die Einwohner Feste feiern, eindringen könnten — nein! Wien ist ja gar nicht befestigt, wie das alte Babel, es ist eine offene Stadt; denn die Linienwälle wird doch keine feindliche Armee als Festungsbauten betrachten? Gott sei Dank, wir haben in dieser Hinsicht Nichts zu fürchten. Wir können ohne Angst uns den Vergnügungen überlassen, welche die Stadt Babel, Wien wollt' ich sagen, in so reichem Maße bietet. Nun, so tanzt und singt und jubelt nur fort. Das ganze Jahr soll Karneval sein und nur der Frohsinn unser König! Ich weiß nicht mehr genau, was der Kaiser Josef gesagt hat bei Anregung einer gewissen Frage; das ist aber gewiß, wenn man über ganz Wien ein Dach spannen würde, so wäre die Stadt nur ein Einziges Vergnügungslokal. Freilich würde

dann der Wiener die Geigen nicht sehen, die am Himmel hängen, aber er braucht sie auch nicht zu sehen, wenn er sie nur hört. Heisa, die himmlischen Geigen der Gebrüder Strauß und Ziehrer's. Ohnedieß hängen neben den Geigen am Wiener Himmel noch andere Sachen, welche weniger erfreulich sind; er ist daher sogar sehr froh, wenn er diesen seinen Himmel nicht sieht; denn neben den Geigen hängen noch der drohende Zerfall des Reiches, der Racenkampf, der Staatsbankerott und noch allerlei andere Merkwürdigkeiten, die sich leicht zu einem Knäuel verdichten und zu einer finstern Gewitterwolke vereinigen könnten, deren Donner die Geigenklänge übertönen . . . nichts da! Wir wollen nichts sehen, nichts wissen davon! Wir wollen lustig sein, wir wollen uns des Lebens freuen. Mag geschehen, was da wolle, Wien wird seinen alten Ruhm, die Stadt der Freude und des Genusses zu sein, aufrecht zu erhalten wissen. Mag dem Staatsgebäude der Zusammensturz drohen, wie gewissen neugebauten Häusern, — das Karltheater, Schwender's Etablissement und Löwe's Orpheum werden doch bestehen. Mag das Ministerium auf noch so schlechten Füßen stehen, — wenn nur die Operntänzerinnen gute Füße haben! Mögen sich die Propheten des Zerfalles heiser schreien, — wenn nur unsere berühmten Sänger und Sängerinnen bei Stimme sind. Mag die Suppe, welche die historisch po=

litischen Individualitäten der Regierung eingebrockt haben, noch so abscheulich sein; wir werden im Matschakerhofe und bei Sacher immer ein luxuriöses Gericht aufgetischt finden. Und in lustiger Gesellschaft, scherzend und lachend, plaudernd und küssend spotten wir des Elends der Zeit. In einem süßen Rausche, in einem wonnigen Taumel, wie von einem glücklichen Traume befangen, sehen wir Allem gleichmüthig entgegen, und mag selbst jene geheimnißvolle, weiße Hand an der Mauer des Saales erscheinen, wie im alten Babel — hu, wie wird uns! Was ist das? Mene, Tekel?!

Wiener Lüftchen.

Weißt du, lieber Leser, was das ist: „Wiener Lüftchen?“ Ich will versuchen, diesen Ausdruck zu erläutern.

Wenn Einer, der längere Zeit auf dem Lande gelebt hat oder gar als „Landpomeranze“ geboren ist, nach Wien kommt und dann nach einiger Zeit die frühere, gemeine Gesundheit, die rothen Bäckchen und das helle, klare Auge einbüßt und vornehm bleiche Wangen, einen matten Donjuanblick und zusammenschnappende Beine aufweist, so sagt man: „Die Wiener Luft ist schuld daran!“

Ist denn die Wiener Luft gar so schlecht?

Nun, gut ist sie wohl nicht. Das Klima in Wien ist schon excessiv genug, obwohl der Wiener Wald noch nicht ganz „verklopft“ ist; überdies trägt der immerwährende Wind und der bösartige Granitstaub gerade nicht zur Gesundheit bei. Aber darauf kommt es doch nicht so sehr an, wenn von der schlechten Wiener Luft die Rede ist. Es ist dies ein allegorischer Ausdruck, der das=

selbe bedeutet, wie „Wiener Pflaster". Die Wiener Luft, das Wiener Pflaster thut ihm nicht gut, heißt so viel, als er hat von dem Freudenbecher, den die lustige Vindobona ihren Verehrern bietet, etwas zu viel getrunken. Ein ehrenwerther Wiener Bürger, der zwar von den „flotten Burschen" mit dem Titel „Philister" beehrt wird, und, obwohl er schon unter das alte Eisen gehört, wie er selbst sagt, dennoch auch weiß, was Unterhaltung ist, betritt jene Gebiete, wo das eigentliche Wiener Lüftchen weht, nur mit Zagen. Sein Wahlspruch ist: „Mittelstraß', goldnes Maß! Nur nicht ausarten!" Zwar er geht auch manchmal zu einer Volkssängergesellschaft, etwa zu Nagel und Amon oder Kampf. Selbst die berühmte Mannsfeld, die geniale Fiaker-Mili, die „fesche" Fanny Hornischer und wie sie sonst heißen, die emancipirten Koryphäen der Wiener Volksmuse, hat er sich „einmal angehört" und sich wirklich gut unterhalten. Selbst seine jungen Töchter hat er mitgenommen. Nun ja, die „lieben Mauserln" müssen doch auch eine Zerstreuung haben. Je zweideutiger ein Couplet, je frecher die Geberdensprache der Sängerin war, desto mehr hat er gelacht, und wenn erst gar die „g'wissen" Liedchen vorgetragen wurden, so applaudirte er wüthend, lachte daß ihm die Augen übergiengen und rief: „Ausgezeichnet! Wirklich prächtig! Die kann's, das muß man sagen." Ja, selbst auf einen

Maskenball hat er seine Frau einmal geführt, damit „die Alte“ auch eine Freude hat. Da ließ er sie bei einer Freundin sitzen und verfolgte einen kleinen Debardeur. „Nur aus Jux! Nur von wegen der „Hetz'!“ Aber nur nicht ausarten! — Ihm schadet das Wiener Lüftchen nicht viel. Es streift ihn nur. Dagegen wird derjenige, welcher dem Lockruf der Sirenen folgt und das Zauberland der ungebundensten Freude betritt, bald die Wirkungen spüren. Freilich mag er die trügerische Fata Morgana lange nicht als das erkennen, was sie ist; er ist betäubt, wie ein Trunkener taumelt er dahin. Bald ist er heimisch in jener seltsamen Welt, wo jene Lerchen und Nachtigallen singen und jubilieren, deren grimmigste Feinde die Polizeikommissäre sind. Da locken und lispeln, girren und schwirren, pfeifen und lachen, trinken und rauchen, tummeln sich und bummeln die unzähligen Vertreterinnen jener Gewerbefreiheit, welche im Gegensatze zur bürgerlichen die Kundschaften ruinirt; jene Damen, die es für ein Kinderspiel halten, einen Millionär zu Grunde zu richten; jene Prinzessinnen des Ballets und Heroinnen des Cirkus, für die Eva's Feigenblatt kein Gegenstand ist, die das Trikot nur ein abgeschmacktes Vorurtheil nennen. Da glänzen die Augen von einem Feuer, das der Dichter unmöglich ein „reines“ nennen könnte; dort heben sich die Füße zu bachantischem Tanz; die rasenden Manäden

der Neuzeit tanzen den rasendsten Tanz, den Cancan, die holdeste Blüthe moderner Kunst; dort fließt der Champagner in Strömen und „jede Schranke fällt“. Da weht ein allerliebstes Wiener Lüftchen. Ja, das Alles muß der lebenslustige Jüngling mitmachen! In dieser Atmosphäre muß er sich bewegen. An diesem Freudenwein muß er sich berauschen. Was thut's auch, wenn er dabei sein Vermögen und seine Gesundheit einbüßt, wenn seine Wangen fahl und ledern werden, wenn das sonst so klare Auge tief einsinkt und mit einem trüben Schleier sich überzieht, wenn die üppigen Haare das Haupt verlassen, wie die Ratten ein untergehendes Schiff — was thut's? Er hat das Leben genossen. Und das ist ja die Hegel'sche Philosophie! Das ist ja der Bücher tiefster Sinn!

Bist du aber eingedrungen in diese Philosophie, dann näherst du dich einem andern Gebiete, wo auch ein „Wiener Lüftchen“ weht, dann — du magst ein Rothschild oder ein Bettler sein — wirst du Genosse der Armen und Elenden, jener Menschen, die nicht mehr leben, auch wenn sie noch athmen. Elend gibt es freilich überall, aber es gibt auch viel spezifisch wienerisches Elend, wie nirgendwo. Ich will hiebei, da ich in diesem Augenblicke zum Scherzen nicht besonders aufgelegt bin, nicht etwa an unsere politischen Zustände, nicht an den löblichen Ge-

meinderath, nicht an die schlechte, materielle Beleuchtung, für welche das helle Geisteslicht, das uns in so vielen Vereinen und Klubbs aufgesteckt wird, nur eine geringe Entschädigung bietet, nicht an die Thätigkeit der Baukommission und die an allen Ecken und Enden einfallenden neuen Häuser, nicht an die pensionirten Generäle und Minister denken, welche bereits den größten Theil der Bewohner der österreichischen Monarchie bilden, nicht an die Herrschaft des Schwindels und den drohenden Bankerott — nein, nein! Nur an das gemeine, alltägliche Elend, das wie ein Gespenst in die Kreise der Freude starrt, das neben goldenen Karossen in Lumpen und Fetzen einherschlorrt, das vor reich gefüllten Delikatessenhandlungen hungernd steht, das in stinkenden Kellerlöchern mit Ratten und aller Art Ungeziefer in Gemeinschaft wohnt, verkommend in Schmutz, Unsittlichkeit und Gemeinheit und schließlich in den Fluten des Donaukanales oder in den — freilich gastlicheren — Hallen des Kriminalgebäudes Erlösung sucht. Dahin wirf einen gedankenvollen Blick, lieber Leser. Da weht auch ein „Wiener Lüftchen“.

Physiognomie der Wiener-Stadt.

Ob der Kelte, dessen Broncewaffe man im J. 1864 bei den Erdaushebungen am Kolowratring fand, ein Mann von Phantasie war? Sonderbare Frage! Als ob ein Kelte keine Phantasie gehabt hätte!

Nun denn! Wenn er ein Mann von Phantasie war, ob er sich dann auch eine Vorstellung davon machte, wie die Gegend, in der er hauste, nach Jahrtausenden aussehen möge?

Der gute Mann saß vielleicht träumend auf einem waldbedeckten Hügel und schaute über die prächtige Fläche hin, durch welche der gewaltige Strom seine wilden Fluten wälzte. Vielleicht sah er — der Kelte — im Geiste die große Stadt, die sich in der Zukunft erhob mitten aus dem Walde und die groß und mächtig geworden ist und volkreich und wohlhabend mit Gunst und trotz Ungunst der Zeiten. Wien ist eine Weltstadt geworden und es ist eine schöne Weltstadt. Es liegt in einem üppigen,

blühenden Garten, umgeben von waldigen Anhöhen — (Gott sei Dank, Minister Brestel ist noch früher gegangen, bevor der letzte Waldbaum niedergehauen wurde!) — und Rebenhügeln, eine steinerne Riesenblume auf grünem Felde. Und einer der gewaltigsten Ströme braust an ihr vorbei und er jauchzt freudig auf und begrüßt stolz seine Geliebte, die tausendjährige, wunderholde Jungfrau Vindobona.

Um die bezaubernd schöne Lage Wiens vollständig würdigen zu können, muß man einen der Gipfel des Kehlenberges besteigen.

Da liegt sie vor uns, fast mit Händen zu greifen, und doch fast eine Meile weit entfernt, die herrliche Stadt.

Wie schön! Wie großartig! Wie unvergleichlich! Ein zarter Dunstschleier liegt heute über ihr, wie wenn ein schönes Auge, von sanfter Melancholie umflort, uns anblickt. Fast aus der Mitte des Häusermeeres ragt in dunkler Majestät der St. Stefansdom auf mit seinem Riesenthurm und um ihn schaaren sich die übrigen „steinernen“ Spitzen der Residenz. Sehen wir durch das Fernrohr, so erkennen wir Alles und Jedes genau von den Bezirken an der Donau mit ihren Brücken und Auen, unter ersteren die berühmte neue Eisenbahnbrücke eigen=

thümlichster Konstruktion, bis zu den entferntesten Vorstädten, draußen, wo die Südbahn, einem Faden gleich, im Gebirg verläuft und wo die Waffenfabrikstadt, die Riesenbastille, das Arsenal sich erhebt aus blauem Nebel. Rechts die Vorhöhen der steirischen Alpenwelt, links das Marchfeld und ganz am Horizont den Preßburger Schloßberg, ein weißer Punkt, und das Felsenthor von Theben.

Ja, Wien, mein theures, geliebtes Wien, du bist doch die schönste Stadt der Welt. Wir halten dich wenigstens dafür, weil wir dich lieben. Fast meinen wir, deine Athemzüge in unsere Bergeseinsamkeit herauf zu hören. Sie sind etwas fieberhaft. Nach langer, gesunder Ruhe hat dich ein böser Traum aufgeschreckt. — Du fühlst dich sehr erregt, in deinen Adern tobt es, du dehnst und streckst dich und wälzest dich hin und her! Beruhige dich! Es war nur ein Traum! Glaub' es wenigstens, daß es nur ein Traum war. Wie herrlich wirst du sein, wenn du dich vom Lager erhoben, deine neue, glänzende Toilette vollendet und nun mit dem lieblichsten Lächeln auf dem Antlitze hervortrittst, o Vindobona! Nein, das konnte sich der alte Kelte nicht vorstellen. Der Arme! Er mußte leben und sterben, ohne Wien gekannt zu haben; Wien,

„die Stadt der Cäsaren!"

Ja, eine Kaiserstadt, eine wahrhaft kaiserliche Stadt! Wien bietet Alles, was das anspruchvollste Herz nur verlangen kann. Es hat eine wahrhaft paradiesische Lage, an einem der größten Ströme Eurapas. Es bildet den Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen, die dich nach allen Richtungen der Windrose tragen. Es hat die herrlichste Umgebung, Berg und Wald und Flur in nächster Nähe. Wien ist groß genug, um eine Weltstadt zu sein und doch nicht so groß, um das Heimgefühl in uns zu ersticken. Es ist kein unnatürlich großes Haupt auf schmalem Körper, wie London. Wien ist eine Residenzstadt und in ihr wohnt der Sprosse eines erlauchten Geschlechtes, das Jahrhunderte lang über Deutschland regierte. Mit seinem glänzenden Hofstaat residirt der Kaiser von Oestreich in der ehrwürdigen Burg oder in unmittelbarer Nähe von Wien, in dem schönen Lustschloße Schönbrunn. Wien hat herrliche Kirchen, prächtige Paläste, jetzt auch breite, theilweise schon mit Bäumen bepflanzte Straßen; ein reges, interessantes Volksleben entfaltet sich auf denselben. Handel und Verkehr ist wahrhaft großartig und die glänzenden, unzähligen Schauläden und Waarenmagazine deuten auf den Wohlstand der Bewohner. Wien besitzt eine Menge reich ausgestatteter Galerieen, Museen, Bibliotheken und wissenschaftliche wie Kunstsammlungen aller Art. Wien

sorgt für die Unterhaltung seiner Bewohner in mehr als ausreichender Weise. Die schönsten öffentlichen Gärten, wie der ungeheure Prater, der liebliche Stadtpark, der Volksgarten, die herrschaftlichen Gärten, die Kindergärten laden in's Freie ein. Dazu kommen unzählige Gasthäuser, Bier- und Kaffeehäuser, damit der Hungrige sich sättige, der Durstige sich labe — freilich für sein gutes Geld! Musik fast überall, Feuerwerk, Wettrennen, Galafahrten. Im Winter Schlittagen und Schlittschuhfahrt. Theater, Singspielhallen, Tanzplätze in Hülle und Fülle. Und zu diesem Allen, für dieses Alles das freundliche, lebenslustige, gutmüthige Wiener Volk. Wahrlich — Wien wär' ein Eldorado, wenn es ein solches überhaupt auf Erden gäbe. — —

Wien hat aber doch auch seine Schattenseiten. Und zwar sehr bedeutende, das ist sicher. Es ist eben einer schönen, reizenden und liebenswürdigen Dame vergleichbar, deren Schwächen ihren Verehrern fast lieber sind, als ihre Vorzüge.

So sei uns denn gegrüßt, du schönes, herrliches, einziges Wien! Sei uns gegrüßt, Stadt der Freuden und Vergnügungen, aber auch ernster, edler Strebungen, du Königin des Ostens, du deutsche Kaiserstadt an der blauen Donau!

Es ist Nacht geworden. Wir sind vom Kahlenberg durch den duftigen Wald auf den Leopoldsberg gewandert und haben das alte Kirchlein und den Rest des Schloßes gesehen, in dem einst die herrlichen, edlen Babenberger, dieses ritterliche Geschlecht, diese glänzenden Fürsten und liebenswürdigen Väter eines glücklichen Volkes gehaust. Wir haben entzückt und trunken von all den prächtigen Eindrücken hinabgeblickt nach dem Stifte Klosterneuburg, das wunderbar aufglänzt aus der grünen Tiefe, eine Perle unter den Abteien Oestreichs, und wie einstens, in grauer Vorzeit, der Schleier der heil. Agnes von dem Söller des Schlosses niederflatterte, so schweben auch unsere Herzensgrüße hinab in das reizende Thal. Freude und Wehmuth ergreift uns — geh'n wir! Der Mond steigt empor; der Wald versinkt in geheimnißvolles Dunkel. Ha — dort, wo die Lichter aufglänzen, ein Gegenbild zum Sternenhimmel, erst einzeln, dann immer mehr und mehr, zuletzt Tausende und Tausende, ein Lampenmeer, ein permanentes Feuerwerk im größten Maßstabe, dort liegt die Residenz. Bisher erschien sie uns, wie eine Fata morgana, wie ein Gespenst der Vergangenheit, wie eine todte, längst ausgestorbene Stadt — nun aber sehen wir, daß sie lebt. Je näher wir kommen, desto mehr überzeugen wir uns davon. Schon hören wir ein Brausen, wie das eines nahenden Sturmes. Stimmen schlagen an

unser Ohr; das Rasseln der Wagenräder auf dem Pflaster, das Läuten der Abendglocken, das seltsame in Einen Klang zusammenschmelzende, aus tausend und tausend verschiedenen Tönen bestehende Summen, welches aus dem Gewirr von Gassen und Straßen emporsteigt, mahnt uns, daß wir nicht mehr im stillen, nächtlichen Walde, sondern in der ungeheuren Stadt uns befinden. So folgen wir denn dem Menschenstrome, der sich durch die Linienthore drängt und — müde geworden von der ausgiebigen Wanderung — suchen wir unsere Wohnung auf, um auszuruhen und zu träumen von der tausendjährigen und doch so jugendlich schönen Vindobona, die wir aus der Vogelperspektive geschaut.

Gute Nacht!

Wien fängt an zu lernen.

Dieses Kapitel, mehr ein Intermezzo, als eine eigentliche Abhandlung, enthält nur wenige Zeilen.

Aber diese wenigen Zeilen sagen Viel!

Wien fängt an zu lernen!

Weißt du, was das bedeutet?

Wenn du dich in den vollen Strom der Vergnügungen stürzest, welche die lustige Stadt in unerhörter Mannigfaltigkeit bietet, so wirst du nichts merken von dem, was ich dir verrathe. Du wirst bald, von all den tausend holden Geisterchen der Freude umschwebt, die in Wien ihren Wohnsitz genommen, in einer permanenten Trunkenheit dich befinden, die dich unfähig macht, an etwas Ernstes, an die großen Fragen der Zeit, an Politik, Wissenschaft und Kunst zu denken — indem du dich unterhältst, meinst du ein ächter Wiener zu sein, findest du, daß Wien die alte, lebensfrohe, gemüthliche Kaiserstadt geblieben ist!

Das ist ein Irrthum.

Wien ist in einer inneren Wandlung begriffen, die viel bedeutender ist, als die äußere.

Das inhaltslose Vergnügen ist nicht mehr das Ideal der Wiener. Sie sind erwacht aus einem langen Traume und schämen sich, so lange geschlafen zu haben. Sie suchen sich zurecht zu finden in den Verhältnissen der neuen Zeit, sie bekümmern sich um die Politik und Literatur, sie studieren die großen Fragen der Gegenwart, sie denken an ihre Nationalität und ihre Pflichten als Bürger eines großen Staates und eines großen Vaterlandes, sie sind nicht mehr die alten, gemüthlichen Wiener.

Wien fängt an zu lernen.

Das wollt' ich dir anvertrauen. Es ist noch ein Geheimniß, von dem nicht einmal die Polizei, die doch Alles weiß, Kenntniß hat. Aber bald wird es offenbar werden!

Wiener Typen.

Neulich kam ich mit einem Manne zusammen, der ein so seltsamer Kauz war, daß ich mich nicht genug über ihn verwundern konnte. Ich meinte, er sei ein Original, wie vielleicht kein zweites in der Hauptstadt anzutreffen sei. Hierin täuschte ich mich jedoch. Er war der Vertreter einer ganzen Gattung. Ich hielt ihn für einen Dienstmann „im Civil" (— denn die Dienstmänner, Kommissionärs, Expreß und selbst die Stadtträger sind „uniformirt"! —), für einen geheimen Agenten, für einen, wie der Berliner sagt: „Kommissionär for Allens." Er war es auch und doch war er es wieder nicht; denn was dieser merkwürdige Mensch that, und es war in der That mehr als billig, das that er nicht gezwungen, sondern freiwillig, nicht aus Beruf, sondern aus Liebhaberei, nicht gebeten, sondern oft gegen den Willen derjenigen, denen seine Gefälligkeit zu Gute kam. Ich war erstaunt über so viel Herzensgüte, so viel Dienstfertigkeit, so viel Zu=

vorkommenheit, so viel Nächstenliebe. Ich konnte gar nicht begreifen, daß dieser Mann seiner Umgebung lästig, ja unausstehlich war und doch verhielt es sich so. Am meisten jedoch verwunderte ich mich darüber, daß er bei seinen vielen und anstrengenden Berufsgeschäften, denn er war — wie er selbst sagte — fast bei allen wichtigen Angelegenheiten der Residenz betheiligt, er war das Faktotum sehr hoher Beamten und Würdenträger des Reiches — wie er also trotzdem so viel Zeit erübrigen konnte, Jedermann mit Rath und That beizustehen, überall gegenwärtig zu sein, wo es Etwas zu sehen oder zu hören gab, mit allen Verhältnissen des Residenzlebens sich vertraut zu machen, mit „Grethi und Plethi" zu verkehren, der „Ueberall und Nirgends", der Allerweltsrathgeber, der Allerweltsfreund, der Unentbehrliche zu sein! Ich gestehe, meine Phantasie erlahmte, eine solche Vielseitigkeit mir zurecht zu legen. Ich kam zu einer Familie auf Besuch, wo dieser Wundermensch gerade anwesend war. Er gieng sogleich auf mich zu und fragte mich, ob ich das neueste Bonmot schon gehört habe? Ohne meine Antwort abzuwarten, erzählte er es mir, seltsam mit den Augen zwinkernd, als wollt' er sagen; Merken Sie etwas? Dann fügte er hinzu, sein intimer Freund, der Minister oder sein Dutzbruder, das Reichsrathsmitglied habe ihm nicht nur dieses Bonmot, sondern noch andere, viel wichtigere

Dinge mitgetheilt. Er würde mir gerne die ganze Sache auseinander setzen, aber es sei ein Staatsgeheimniß. Dann fragte er mich, wie es mir gehe, ohne zu bedenken, daß er mich noch gar nicht kenne! Hierauf erzählte er mir einige Neuigkeiten, Etwas vom allerhöchsten Hofe, redete von den witzigen Einfällen des Kronprinzen und von der Amme der neugeborenen Prinzessin, — er kenne sie persönlich — er sei ihr Landsmann, d. h. der Amme, denn sein Großvater sei ein geborener Ungar! seine Mutter sei allerdings eine Böhmin, sein Vater aber dafür ein geborener Wiener gewesen. Dann folgten Theaterberichte, eine Kritik des letzten Feuerwerkes und einige Skandalgeschichten. Eben wollte er mir das Genaueste über den großen Kriminalprozeß, der so große Sensation machte, mittheilen — als die Tochter des Hauses von einem plötzlichen Unwohlsein befallen wurde. Sogleich verließ er mich und legte Hand an die Kranke. Er befahl einen Doktor zu holen und gab Rathschläge, was zu thun sei, ehe er noch wußte, was dem Mädchen eigentlich fehle. Obwohl sich Niemand um ihn bekümmerte, so bat er doch, sich vor ihm nicht zu genieren, er sei ja der beste Freund der Familie. Als der Arzt nicht sogleich erschien, stürzte er zur Thüre hinaus, die Treppe hinab und gerade eilte er um die eine Ecke der Straße, als der Doktor um die andere bog. Schweißtriefend langte er wieder

im Hause an und rannte den Doktor, der eben fortgieng, beinahe über den Haufen. Das Unwohlsein hatte keine Bedeutung — dennoch quälte er die Anwesenden mit einer endlosen Krankengeschichte, welche er zur Warnung für leichtfertige Eltern erzählte. Auch gab er eine Menge von Hausmitteln an, die auf den betreffenden Fall nicht im Entferntesten paßten. Als Jemand von der Gesellschaft meinte, dem Fräulein sei der Aufenthalt in der freien Luft zu empfehlen, schlug er einen Spaziergang vor und für den nächsten Nachmittag arrangierte er eine große Landpartie. Es half Nichts — er bestellte die Fiakres, lud Freunde und Feinde ein und zwang die gepeinigte Familie, an dem Ausfluge Theil zu nehmen. Er bestimmte das Ziel der Partie und ordnete Alles an; im Gasthause bestellte er die Speisen und Getränke und nöthigte seine Freunde, die ihn zu allen T— wünschten, Wein zu trinken, „der hier vortrefflich sei", obwohl sie gerne Bier getrunken hätten. Im Walde band er einen ungeheuren Strauß von wilden Blumen zusammen und trotz aller Proteste befestigte er denselben an dem neuen Hute einer Dame, welcher dadurch fast ganz zerknittert wurde. „Das ist ländlich!" sagte er. Da er dem Weine tapfer zusprach, so bekam er einen „Schwips". Er wackelte wie eine Vogelscheuche im Winde; dennoch bildete er sich ein, das Fräulein des Hauses zu führen. Er fiel in einen Gra=

ben, aber da er schon in die Pfütze taumelte, sagte er, das Fräulein möge obacht geben, der Weg sei hier so ungleich. „Folgen Sie nur mir, mein Engel!“ rief er — und drinnen lag er. Wie er nach Hause gekommen, weiß ich nicht. —

Ein Mann, wie dieser, ist eine Qual für seine Bekannten, obwohl im Grunde bei allem, was er thut, eine gewisse Herzensgüte durchleuchtet. Im Bierhause geht er von Tisch zu Tisch und fragt die Gäste, die er doch gar nicht kennt, ob ihnen das Bier behage und er schilt den Kellner aus, wenn er einen Fremden nicht nach Wunsch bedient, so daß dieser Gast glaubt, er sei der Wirth. Ein psychologisches Problem ist solch' ein Charakter.

Weißt du nun aber auch, lieber Leser, wie man einen Menschen von der Sorte dieses spassigen Kauzes in Wien nennt?

Man nennt ihn einen „G'schaftelhuber“. — — — Eine Abart des G'schaftelhubers ist der „Herr von Ohnedem“, ein Mann, der überall dabei sein muß. Du kannst hingehen, wohin du willst, der „Herr von Ohnedem“ ist da. Schlenderst du über den Stefansplatz, er ruft dir zu: „Schön, daß Sie kommen. Ich wollte Sie soeben aufsuchen.“ Fährst du in den Prater, er kommt dir, wie du aus dem Wagen steigst, in den Wurf. „Heut' ist einmal ein schöner Tag!“ sagt er und begleitet dich.

Gehst du in's Theater, der „Herr von Ohnedem“ steht an der Kasse und löst sich gerade ein Billet. Der Mensch ist dir schon so lästig, du suchst daher, um ja nicht mit ihm zusammen zu kommen, ein Gasthaus in einer sehr entfernten Straße auf, um zu soupiren. Sieh' da, der „Herr von Ohnedem“ sitzt schon dort und ruft dir lachend zu: „Dacht' ich mir's doch, daß Sie einmal auch hieher kommen werden!“ Kurz, der Herr von Ohnedem ist überall und daher heißt er so, denn „ohne dem“, richtiger: ohne den gieng's einmal nicht. —

Ist der Herr von Ohnedem eine verbesserte Auflage des „dummen Kerl“ von Wien und bewegt er sich „ausschließlich“ in Damengesellschaft, dann heißt er „Tinterl“. Ohne grob zu werden, kann man sagen, daß der „Tinterl“ einer der erbärmlichsten Gesellen ist, die man sich denken kann. Der Tinterl scheint jenen Trank im Leibe zu haben, von dem Mephistopheles sagt, daß er jedes Weib als eine Helena erscheinen läßt. Der Tinterl ist in allen Schichten der Bevölkerung zu finden, er ist Fürst, Graf, Baron, Hofrath, Banquier, Offizier. Das ändert nichts an der Sache. Es gibt nur einen Gegenstand, der ihn interessirt — die Weiber. Alles, was er denkt, fühlt, redet, thut, es bezieht sich auf das schwache Geschlecht. Er ist immer nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, läßt sich täglich rasieren und das Haar — oder

das Toupé — kräuseln, schminkt sich sogar, wenn er ganz besonders unwiderstehlich sein will, trägt ein Monocle und zuweilen auch — Braceletts. Seine Wohnung gleicht einem Boudoir und der Tisch ist bedeckt mit Photographieen seiner „Ideale“, seiner „Flammen“, seiner „Freundinnen“. Die Ideale sind für ihn „unerreichbar“. Er liebt sie im Stillen, hoffnungslos. Die „Flammen“ gehören zu denjenigen Schönheiten, die seine Huldigungen lächelnd anhören und ihn sogar heirathen würden, trüg' er ihnen das Heirathen an. Das thut aber der Tinterl nicht. Die „Freundinnen“ — nun ja, das sind „erreichbare“ Damen. Damen, die nur mit dem Taufnamen genannt werden. Die kennt er alle, der Tinterl. Im Café de l'Europe sitzend, läßt er sie Revue passiren; dann geht er, in Gesellschaft gleichgesinnter Genossen, den Graben und den Kohlmarkt entlang und sieht sich die — menschlichen Auslagkästen an. Wie er die schönen Damen alle kennt, so kennen die Damen auch ihn — und lachen über ihn. Das weiß er freilich nicht, und wenn er es auch wüßte, er würd' es nicht glauben. Das ist das Tragische in dem Schicksale des „Tinterl“ und dadurch unterscheidet er sich von dem „Don Juan“, daß er sich nur einbildet was bei diesem wirklich der Fall ist, nämlich der „Hahn im Korbe“ zu sein. Sie, denen er seine ganze Existenz opfert, verlachen ihn. —

Ein durch die Volkssänger populär gewordener Typus ist der „Herr von Hecht“. Im Kouplett heißt er: „Der liebe, der gute, der brave Herr von Hecht!“ Wer ist der Herr von Hecht? Dumme Frage. Der Herr von Hecht ist ja ein Gattungsbegriff! Er bezeichnet einen dummschlauen Philister, der Alle zum Besten hält, während Alle glauben, ihn zu hänseln. Er ist der gefälligste „Hausfreund“ und Dutzbruder des „Mannes“. Er scheint sehr gemüthlich zu sein, ist aber ein „verfluchter Kerl“. Er ist ein wahrer „Hallodri“, der Herr von Hecht. Er hat es „faustdick hinter den Ohren“, aber seinen Mund umspielt ein sehr unschuldiges Lächeln. Er ist der Mephisto des Wiener-Faust. Er kommt nur in der Vorstadt fort, in der Stadt ist's ihm zu „nobel“. Er hat nie Etwas angestellt und ist doch an Allem Schuld. Das ist ein Hecht, der Herr von Hecht, der liebe, der gute, der brave Herr von Hecht! Ach, Herr Jegerle!

Strassenfiguren.

Vor mehreren Jahren konnte man in Wien, nicht bloß in den abgelegenen Vorstädten, sondern an den belebtesten und vornehmsten Plätzen der inneren Stadt zuweilen einem kleinen, ärmlich gekleideten Manne begegnen, der einen oder auch mehrere alte Regenschirme trug. Wahrscheinlich bildeten die Gestelle derselben seinen Erwerbszweig. Dieser Mann war, wo immer er sich zeigen mochte, das Gespötte der Gassenjungen, unserer Wiener-Gamins, die ihn alle kannten. Lachend und johlend stürmten sie hinter ihm drein und riefen ihm allerlei seltsame Namen nach, wie „Hahnreiter“ — „Peitscherlbub“ — „Kikeriki“! Er hörte anfangs ganz resignirt zu, er schritt dahin, als ob ihn das Alles nichts angehe. Wie sich aber die Menge der Verfolger vergrößerte und das Geschrei zunahm, auch Erwachsene stehen blieben und dem Spektakel Aufmerksamkeit schenkten oder wohl gar ein Polizeimann die Buben zur Ordnung rief, da schwoll

„dem Kikeriki“ der Kamm. Sein ledernes, verschrumpftes Gesicht dehnte sich aus, es zuckte und blitzte in demselben auf und wilde Flüche und Verwünschungen ergoßen sich über seine vor Ingrimm zitternden Lippen. Auf einmal verschwand diese Straßenfigur und wurde nicht mehr gesehen. Er wird in einem entfernten Winkel der Riesenstadt, „dort, wo die letzten Häuser sind“, gestorben sein. Vielleicht in Noth und Elend. Und er war doch auch eine Berühmtheit. Armer „Hahnreiter!“ — Aehnliche, eigenthümliche Gestalten, gewissermaßen die aufsteigenden Blasen auf dem Sumpfwasser des Proletariates, die Sendboten der untersten Schichten der Bevölkerung, die zerlumpten Repräsentanten der socialen Frage — tauchen zuweilen mitten unter den eleganten Spaziergängern am Kohlmarkt oder Graben auf, sie treten der vornehmen oder vornehm scheinenden Dame auf die Schleppe, sie grinsen den, nach der neuesten Mode gekleideten Flaneur an, der nicht wenig erschrickt, statt eines reizenden Mädchengesichtes plötzlich dieses gräuliche Medusenhaupt des Elends vor sich zu sehen. Was will der Kerl da? Manchmal hat er einen Vorwand, sein Erscheinen zu erklären. Er bietet dir einen „Pintsch“ zum Verkauf oder einen Singvogel. Doch ist dies nicht immer der Fall. Bist du ein Philanthrop, so fragst du: „Wovon leben diese Leute?“ Die Antwort lautet: „Von allem Möglichen.

Sie sind Sammler von „Haderlumpen“ (ein, wie sich neuestens herausgestellt hat, sehr gefährliches Geschäft!) und allen erdenklichen Abfällen, Lavendelverkäufer, Kleinhändler mit Zündhölzchen, Hausirer, Strizzi's (ein gar sauberer Beruf!), Diebe und Einbrecher. Man findet die ehrlichsten, gutmüthigsten Menschen unter ihnen und die abgefeimtesten Gauner. Viel moralischer Mist, darunter manche Perle! Unter dem Miste befinden sich jene lieblich duftenden Erscheinungen, deren Namen schon den poetischen Nimbus kundthun, welcher sie umschwebt. Da leben und wirken die Helden der Gerichtssäle und Morgenpostromane, die Herren von „Erbsien“ (wie das Kriminalgefängniß genannt wird) und die Damen, welche oft ihren Landaufenthalt in Neudorf nehmen. Es sind Namen von Klang, wie „schwarzer Kristel“ — „höchster Stetzer“ — „Eisenbahn-Schani“ — „Kern-Toni“, „der Nachtwächter“ — die „g'scheckerte Henn'“ — die „Rosolikatel“ — die „kleine G'schradi“ u. v. A. Die Sprache dieser Leute ist von der allgemein üblichen etwas verschieden und weist nur scheinbar Verwandtschaft mit den indogermanischen Stammsprachen auf; sie wird gewöhnlich die Diebssprache genannt. Manchmal durchläuft die Zeitungen eine erschreckende Notiz, welche von ganzen Banden dieser Gauner spricht und unwillkürlich greift man nach seiner Geldbörse oder sieht nach, ob die Taschenuhr nicht etwa schon

„abgezwickt" ist. Indeß, wie gesagt, es gibt unter diesem Gesindel vulgo „Klumpert" auch Leute, die noch niemals eingesperrt waren, die ihr Brod auf ehrliche Weise verdienen, ja so unglaublich dies klingt, in jenen Winkeln des Elends, des Lasters und Verbrechens, wo neben dem alten Schulmeister und der Nachteule auch manche Marienblume blüh'n mag, gibt es Kollegen der Rothschilde, Todesko's, Königswarter's, Wodianer's und anderer Millionäre. — Woher nur die Tausende und Tausende von Bewohnern der äußersten Regionen der gewaltigen Stadt, diese Proletarier, diese Bassermannschen Gestalten vom Donaukanal und die katilinarischen Existenzen von Hungelbrunn, das tägliche Brod bekommen? Dieses grause Gemisch von „Hackern" — „Beinlstierern" — „Strottern" — „Stroblern" — Pudelwäschern, — Glasscherbenhändlern, — ächten und falschen Rastelbindern und „Fetzenbajazzos", ist es nicht eine tägliche und stündliche Bedrohung der Gesellschaft? Was sind dagegen die „strikenden" Arbeiter? Mögen sie lärmen beim Zobel und den wilden Reden ihrer socialdemokratischen Führer lauschen — ach! Sie trinken ja Bier! Und Biertrinker sind nicht gefährlich. Schließlich kehren sie wieder in ihre Werkstätten zurück, nachdem sie den letzten Kreuzer vertrunken haben und die Führer eingesperrt worden sind. Dort aber in jenen Bezirken hausen die wahren Feinde

des geordneten Staatslebens, dort gähnt die gräßliche Kluft, die sich immer mehr vergrößert zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, für die sich schwerlich ein Curtius finden wird, der sich opfernd hinabstürzt! Dort ist die permanente, sociale Krisis! — Wovon sie leben, diese Menschen? Spassige Frage. Von Allem und von Nichts. All ihr Thun ist doch nur maskirter Bettel oder unverhüllter Diebstahl. Höchstens ließe sich eine Grenze ziehen, über die hinaus die Thätigkeit dieser Leute sich nicht erstreckt, jene Grenze, wo die reelle Arbeit beginnt. Eine Klasse dieser Proletarier ist ganz verschwunden, die Evangeliumvorleser. — Soll ich auch den vornehmen Leier- vulgo Werkelmann unter all die armen Teufel und Hungerleider zählen, welche ich dem verehrten Leser vorzustellen die Ehre hatte? Der Werkelmann ist allerdings eine Wiener Straßenfigur, aber eine, die sich gewaschen hat. Unter den Blinden ist der Einäugige König und unter den Bettlern ist der Werkelmann ein Krösus. Er besitzt ein Kapital — das Werkel. Manchmal ist er sogar Chef des Geschäftes, da seine „Ehehälfte" oder ein Compagnon die Handarbeit versieht. Der Werkelmann ist ein Diplomat. Er ist aus dem Holze, aus dem man Staatsmänner schnitzt. Mich wundert nur, daß noch kein Werkelmann Minister geworden ist. Er besitzt eine staunenswerthe Ruhe und mit philosophischem Gleichmuth spielt er die verschie-

denartigsten Tonstücke ab. Er orgelt, was gerade in der Mode ist. Und in Wien ist allwochentlich eine andere Arie, ein anderes Lied in der Mode. Was der Schusterbub pfeift, der Volkssänger als „ganz neues Lied“ bringt, was der Pflastertreter summt, was die Primadonnna trillert und der Maëstro brüllt, was Helmesberger, Strauß und Ziehrer geigen, was der Männergesangverein losläßt und die Militärkapelle spielt — der Leiermann trägt es mit gleicher Miene vor, er ist heute loyal, morgen ein Rebell, er ist liberal, conservativ, für und gegen den Ausgleich, dualistisch und föderalistisch, für das Bürgerministerium und die Junkerherrschaft, für Alles und noch Einiges und für — gar Nichts. Ihm ist's Alles Eins. Er ist ein Stoiker ohne Gleichen. Nacheinander hat er gespielt und spielt er: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ und „Es war ja nur ein Traum!“ — „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und: „Ach, Herr Jegerle!“ — Die österreichische Volkshymne und „Hej Slované!“ Den Rakotzymarsch und „Brüderlein fein, einmal muß geschieden sein!“ Jetzt spielt er: „Noch ist Polen nicht verloren!“ und bald wird er, ich fürchte es, spielen: „O mein lieber Augustin, Alles ist hin!“

Ist Wien eine deutsche Stadt?

Herr „von" Rumpelmaier ist mein Freund!

Es ist das nicht jener Rumpelmaier, der einst zu unserem vaterländischen Dichter Grillparzer sagte: „Aber, wie kann man denn Grillparzer heißen?" Darauf gab Grillparzer die Antwort: „Freilich, es kann jedoch nicht Jeder Rumpelmaier heißen."

Mein Rumpelmaier ist viel bescheidener. Aber er ist ein routinirter Wiener, ein Kenner des Lebens in unserer schönen Donaustadt und ein geistreicher Mensch. Das sind übrigens die Rumpelmaier's Alle. Nur hat er seine eigenthümlichen Marotten. Auch ist er ein bischen streitsüchtig. Da ich jedoch, wenn man mir nur Recht gibt, der friedfertigste Mensch von der Welt bin, so vertragen wir uns ganz gut. Neulich stritten wir uns darüber, ob Wien eine deutsche Stadt zu nennen sei, oder nicht. Er verneinte, ich bejahte es. Aus ihm sprach vielleicht mehr der witzige Kopf, aus mir aber das deutsch fühlende Herz.

Hätte er Recht, ich wäre unglücklich; denn ich liebe Wien. Und ich liebe es zum Theile um seines deutschen Charakters willen.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen, lieber Rumpelmaier, der Kern der Wiener Bevölkerung ist echt deutsch."

„Was phantasiren Sie da? Der Kern der Wiener Bevölkerung ist deutsch? Na, geht schon an. Zwar wir haben die „deutschen Brüder" immer hoch leben lassen und das Arndt'sche Vaterlandslied gesungen. So lange riefen wir: „Das ganze Deutschland soll es sein," bis wir gar nicht mehr zu Deutschland gehörten. Wir haben die Württemberger i. e. die Schwaben umarmt und mit ihnen heidenmäßig viel Bier getrunken. Mit allen deutschen Stämmen haben wir nacheinander Dutzbruderschaft getrunken, bis wir nicht mehr wußten, ob die Hessen Oesterreicher oder wir blinde Hessen seien. Wir bekamen einen ungeheuren großdeutschen Dusel, bis die Herren Preußen vor den Thoren von Wien standen und uns unsanft aufrüttelten. Dann haben sie uns hinausgeworfen aus der deutschen Reichsboutique und jetzt haben wir von all unserem Deutschthum Nichts, als einen politischen Katzenjammer. Pfui Teuxel!"

„Schämen Sie sich, Herr „von" Rumpelmaier. Wer wird so ordinäre Witze machen über eine Sache, die uns so heilig sein soll. Unsere Nationalität —"

„Was? Nationalität?“ schrie mein Freund und es schien, als sei er im Ernst zornig. „Wissen Sie, mein Herr, daß wir Wiener nur aus gutem Herzen Deutsche sind? Wenn wir nicht freiwillig uns dazu machen, brauchen wir es gar nicht zu sein.“

„Ei wie das?“

„Sehen Sie, wir sind eben ein Mischlingsvolk. Seit Jahrhunderten mit Slaven, Magyaren und Italienern in Verkehr, ist unser Blut kein rein deutsches mehr. Wien ist eine Weltstadt — ja! Sie können bei uns einer slavischen Beseda so gut beiwohnen wie in Prag. Sie können sogar in ein böhmisches Theater manchmal geh'n, wie in eine italienische Oper. Sie können ein polnisches Tanzkränzchen mitmachen und eine magyarische Soirée. Sie können in einen Omnibus einsteigen und mit keinem Passagiere etwas reden, weil Keiner deutsch versteht. Es kann Ihnen passiren, daß Sie in einem Kaffeehause ein ungarisches, polnisches, czechisches, slovenisches Journal erwischen, und gelingt es Ihnen endlich, ein deutsches Blatt zu erobern, so ist es „die Politik“. Sie können in Wien ein begeisterter Deutscher sein und Ihre Frau ist eine Polin, Ihre Köchin eine Böhmin, Ihr Kindsmädchen eine Hannakin, Ihr Bedienter ein Serbe, Ihr Hausknecht ein Slovene, Ihr Barbier ein Magyare, Ihr Hausfreund ein Wälscher! O mein Lieber, Wien ist keine deutsche

Stadt. In allen Bureaus wimmelt es von Böhmen, vom Hofrath angefangen bis zum Kanzleidiener herab. Die Magyaren führen das große Wort und die Polen mit ihnen und die Czechen schreien drein. Schweigen will ich von den unzähligen Rastelbindern, Figurimännern, Zwiebelkroaten, Bandelkrämern, Slovaken und Pollaken, die bei uns wachsen und sich vermehren. Und da soll Wien eine deutsche Stadt sein?"

„Doch! trotzdem und trotz alledem ist Wien eine deutsche Stadt. Es handelt sich hiebei nicht um die größere oder geringere Zuthat fremden Blutes, nicht um die fremden Einwanderer, wenn man diesen Ausdruck bei Angehörigen desselben Reiches gebrauchen darf, also darum handelt es sich nicht, sondern um das Wesen des Volkskernes, das sich in seinem Charakter, in seiner Sprache und seinen Sitten kund gibt. Und dieses Wesen ist deutsch. So schön, so rein deutsch, wie man sich's nur wünschen kann."

„Hm! Hm!"

„Nichts: Hm! Hm!" Es ist so. Selbst die vielen Drangsale und Nöthen, die herben Prüfungen, denen unser deutsches Nationalbewußtsein ausgesetzt war, sie haben es gekräftigt und dort, wo es früher schlummerte, auferweckt. Wir wurden aufmerksam darauf, was Noth thut in dem Parteienkampfe und Nationalitätshader unserer Tage. So

werden wir, was freilich gerade für die Deutschen das Schwerste ist, uns einigen. Es ist ohnehin demüthigend genug, daß die verschiedenen Nationen um uns her ihr Ziel erreichten — während wir immer wie ein Spielball hin und her geworfen wurden. . ."

„Ja, das ist wahr!" Die Ungarn haben uns die Cylinder „angetrieben" und unsere Beamten davon gejagt, und die Czechen haben ihre Sturmeschoräle in Wien gesungen: „Nieder mit den Deutschen!"

„Das ist wohl zu weit gegangen, mein Bester. Indeß etwas Wahres ist daran. Wir standen lange Zeit rathlos in der allgemeinen Bewegung. Einige von uns schielten nach Preußen, andere weissagten den Untergang des Reiches, wenn man nicht aufhöre, an Deutschland zu denken. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Wir wollen gute Oesterreicher, aber auch Deutsche sein. Oesterreich wird nicht zu Grunde gehen, wenn alle Völker der Monarchie sich einigen in Liebe, achtend ihre gegenseitigen Rechte, schützend die gemeinsame Freiheit. Und hiezu wird vor Allem beitragen das gegen alle Nationalitäten gleich gastfreundliche, aber deutsche Wien."

„Möchten Sie Recht haben!"

Der „fesche“ Wiener.

„Fesch sein!“ das ist das Ideal des Wiener Bürgersohnes. Was heißt das: „fesch?“ Es läßt sich leichter ein fescher Wiener beschreiben, als eine Definition dieses Wortes geben. Der fesche Wiener ist das vollkommenste Gegentheil eines ernsthaften, grübelnden, kopfhängerischen, scheuen, zurückgezogenen, unbehülflichen, tölpelhaften Menschen. Im guten Sinne ist der fesche Wiener nicht nothwendig auch ein lüderlicher, ausgelassener, frivoler, kecker, herausfordernder Bursche, wie man deren jetzt so häufig begegnet, nein! Man kann artig und manierlich, anständig, selbst bescheiden und dennoch „fesch“ sein! Man muß nur kein „Lipperl“, kein vierschrötiger, sauertöpfischer Geselle sein! Man muß, wenn's drauf ankommt, Etwas „mitmachen können“. Man muß immer „gut aufgelegt“, immer zu einem Spaß geneigt, immer Bruder im Spiel sein, wenn es irgendwo toll und lustig zugeht. Man muß immer nett, elegant, ja ein wenig stutzerhaft gekleidet

sein und durch sein ganzes Wesen, eine gewisse nachlässige und doch vornehme Haltung auffallen! Da wird man noch immer leidlich honett dabei sein können und ehrbaren Leuten nicht zum Aergerniß gereichen. Diese Sorte „fescher Kerle“ wird aber mit jedem Tage seltener, sie stirbt aus, wie unser Hochwild, und nicht lange wird es währen, so ist ein „fescher Wiener, der zugleich auch ein anständiger Mann ist“, eine Sage.

Fast widerstrebt es uns, einen feschen Wiener in des Wortes neuester und verwegenster Bedeutung zu zeichnen, aber im Interesse der Wahrheit und um zu zeigen, wie weit man es in der schönen Kaiserstadt gebracht hat, wollen wir es versuchen.

Arthur — so muß der vornehmere „fesche“ Wiener nach Pariser-Muster heißen, wie der gemeinere: „Schani“ — also Arthur hat sich in einen Fauteuil nachlässig fallen lassen, eine Havannah angebrannt und starrt nun mit etwas müden Blicken vor sich hin. Er hat eine lustige Nacht im Kreise von sogenannten Freunden und Freundinnen zugebracht und so geschwelgt in allen möglichen Genüssen, daß er kein Glied rühren kann. Aber auch schlafen kann er nicht. Er ist zu müde dazu. Hätte ihn jetzt eine seiner vielen Freundinnen gesehen, sie hätte ihn gewiß unwiderstehlich interessant gefunden. Denn je blasirter die Männer, desto besser gefallen sie gewissen Damen,

welche einen schmachtenden Seladon verlachen. Statt einer Freundin tritt aber Arthur's Vater in's Zimmer. Der gute Mann hat den ernstlichen Vorsatz gefaßt, seinem lüderlichen Sohn einmal tüchtig in's Gewissen zu reden. Er will ihm zwar nicht jede Freude verleiden — mein Gott! er ist ja selbst ein Wiener, der Vater, und „unschuldigen" Genüssen nicht abgeneigt, — aber Arthur treibt es denn doch zu arg. Das übersteigt selbst die Begriffe seines Vaters. Und das will Etwas sagen! Der Vater räuspert sich, da der Sohn keine Notiz davon nimmt.

„Ah!" gähnt er endlich. „Du bist's? Warst du gestern im Theater?"

„Nein! Du etwa?"

„Pah! Das Theater ist mir schon zu langweilig. Mit der Zeit bekommt man die dicke Geistinger und selbst die Gallmeyer satt."

„So? Hast dir also gewiß die Mannsfeld oder die Hornischer angehört?"

„Nein. Das heißt, Karl wollte geh'n. Er hat es der Gusti versprochen, sie einmal zur Mannsfeld zu führen, welche sie immer mit der Pariser Therésa vergleichen. Warum, weiß ich nicht. Die Mannsfeld ist viel fescher und kecker als die plumpe Französin! Aber ich war gestern nicht gelaunt. Dann war der Geburtstag der schönen Mathilde, weißt Vater, die ich dir neulich zeigte, als

wir in den Prater fuhren und die dir so gut gefiel? Nun siehst, das ist jetzt meine Flamme! Ich versteh mich besser auf dergleichen, als du! Du bist zu langsam und auch zu geizig. Doch, was ich sagen wollte: „Wir feierten den Geburtstag Mathildchens im Hôtel Wandl."

„Ach so? Da konntest du freilich erst früh Morgens nach Hause kommen! Hast viel Geld gebraucht?"

„Eine Bagatelle. Nicht einmal hundert Gulden für das Soupé; weil ich beim Macao tüchtig gewann, so ging's leicht ab."

„Nicht einmal hundert Gulden! Das ist freilich wenig" — sagt der Vater spöttisch. „Hättest doch mehr ausgeben sollen. Aus deinem Sack geht's ja doch nicht?"

Arthur sieht den Vater ein wenig nach der Seite an. Dann erwiedert er höhnisch lachend:

„Mir scheint, du willst mir gar einen Sermon halten, mir Moral predigen, Alter? Macht etwa die Frau von Markievic zu große Forderungen, daß du's deinem Sohne von der Haut schinden willst?"

„Schweig', kecker Mensch! Dich geht's nichts an, was dein Vater thut."

„Nicht? Na wart, nächstens sag' ich der Mutter Alles, was ich von dir weiß!"

„Meinetwegen. Das aber magst du wissen, ich duld' es nicht länger, daß du ganz und gar in Nichtsnutzigkeit

und Lüderlichkeit verkommst. Unterhaltung ist schon recht, aber Tag und Nacht immer fort „lumpen“, nein das geht nicht.“

„Das geht nicht? Ich denke, es ist meine Sache, zu beurtheilen, ob es geht oder nicht. Du aber sei gebeten, mich mit solchen Redensarten zu verschonen. Es ist wirklich zu fad!“

„Zu fad! Ja, fad mag es sein, aber wahr ist's. Du wirst dich gänzlich zu Grunde richten. Und am Ende mich auch. Deine letzte Schneiderrechnung beträgt über tausend Gulden! Dazu der Fiakre, der Restaurant, der Friseur, die Mädeln — glaube mir's, meine Kasse verspürt schon die noblen Passionen meines „feschen“ Sohnes.“

Arthur bläst gleichmüthig die Rauchwölkchen von sich.

„Bist du bald zu Ende? Es ist wahrlich unerträglich. Ich schieße mir noch früher, als ich mir's vorgenommen habe, eine Kugel vor den Kopf, wenn du mich nicht in Ruhe lässest. Ich will leben und mich austoben, und dann mag der Teufel Alles holen. Mich und dich auch, alter Brummbär!“

„Nun gut; geh zu Grunde. Ich habe dich gewarnt. Ich wasche meine Hände.“

„Doch nicht etwa in Unschuld?“ spottet Arthur, während der Vater traurig und sich vor sich selber schämend, das Zimmer verläßt.

Ja, Arthur ist ein „fescher“ Wiener.

Was Arthur für die „höheren“ Kreise, das ist „Schani“ für die niederen.

Nicht daß er sich für „gemeiner“ hielte, nein! In Wien ist Niemand und Nichts gemein! Aber die sogenannten gebildeten Kreise sind ihm verhaßt. Er hält sich lieber an die Mittelklasse und an's Volk. Dort, in entfernteren Vorstädten, ist er Gebieter und Tonangeber. Der Schnitt seines Beinkleides, die Form seines Hemdkragens, die Frisur seiner Haare und seines Bartes, dort haben sie die Autorität der Mode. Alle Stutzer und Pflastertreter des „Grundes“ ahmen ihn nach, wie die feinen Herren der innern Stadt den Sonnenthal nachahmen, alle Modistinnen und Ladenmamsells, die böhmischen Köchinnen und die echten Wiener Stubenmädchen, die lustigen Wäschermädeln und Fabriksarbeiterinnen sehen im „Schani“ ihr Ideal. Er ist aber auch „fesch!“ Wer weiß sich so „nobel“ zu geberden, wie der Schani? Wer versteht es, sich so elegant zu kleiden, wie der Schani? Wer hat seinen Cylinder so keck auf den Lockenkopf gestülpt, wie der Schani? Wer tanzt so gut, wie der Schani? Und wer hat immer so viel Geld, wie der fesche, der unvergleichliche Schani? Freilich woher er es nimmt, darnach fragt man nicht, bis er eines Tages von einem wüthenden Ehemann die Treppe hinabgeworfen

wird, oder bis ihn die Polizei wegen Wechselfälschung, Unterschlagung anvertrauter Gelder, leichtfertiger Krida oder sonstiger Betrügereien abholt, den feschen Schani in „Erbsien“ (i. e. im Kriminal) unterbringt und alle Herrlichkeit ein Ende hat. Aber ein „fescher Kerl“ ist der Schani doch und noch fescher, als der Arthur.

Die schöne Wienerin.

Alle Wienerinnen sind schön!

Bestreitet dies Jemand? Nein. Wie hätte sonst der Ausdruck: „die schöne Wienerin“ sprüchwörtlich werden können? Wie aber sieht die Wienerin aus? Ist sie blond? Blondes Haar, blaue Augen? Ach, deutsche Innigkeit, Zartheit, Treue, Reinheit, holdeste Romantik, Amaranth'sches Wesen, das Alles bedeuten blonde Haare und blaue Augen. Ist sie brünett? Anmuth und Liebenswürdigkeit, Schalkhaftigkeit verbunden mit etwas Wankelmuth, etwas Koquetterie, aber immer nur so viel, um zu reizen, nicht abzustoßen, das verbindet sich mit dieser Eigenschaft. Hat sie schwarzes Haar und etwa gar blaue Augen dazu? Die dämonische Schönheit und der unwiderstehliche Zauber einer Helena, südliches Feuer und ein stolzer, energischer Geist, das charakterisirt sie dann. Ja, darauf zu antworten, ist sehr schwierig. Ein streng charakteristisches, äußeres Gepräge, wie dies z. B. bei den Englän=

derinnen der Fall ist, läßt sich an den Wienerinnen nicht nachweisen, und vielleicht in Folge dessen auch kein streng systematisches inneres Wesen. Es gibt eben Wienerinnen von allen Farben! Es wäre jedenfalls zu weit gegangen, zu sagen: Die Wienerin ist weder blond, noch brünett, noch schwarz! Aber etwas ist wohl daran! Sie ist eben keines von Allem und Etwas von Jedem. Die schöne Wienerin ist das Kind aller Nationalitäten und ihr gemeinsamer Liebling. Es wäre sehr ungalant an den Wienerinnen, außer ihren Vorzügen noch, wenn auch noch so kleine, Fehler und Schwächen finden zu wollen. Sie sind ja vollkommen in ihrer Art, und das Vollkommene muß wohl mackellos sein. Wenn hier gleichwohl neben der freudigen Anerkennung des Guten auch ein wenig Schlimmes den schönen und liebenswürdigen und guten und frohen Wienerinnen nachgesagt wird, so bin ich nicht schuld daran. Ich nehme nur einige Aussprüche eines mir sehr bekannten Herrn auf, der die Wienerinnen besser als ich zu kennen behauptet. Seinen Namen darf ich nicht nennen, denn das könnte ihm gefährlich werden. Also schöne Wienerin, wenn du diese Zeilen liesest, so sei so freundlich, alles Gute, was hier von dir gesagt wird, mir anzurechnen, alles Böse aber diesem meinem ungenannten, bekannten Herrn. Das ist wohl billig! Nicht wahr? Nur Eins nehme ich auf mich, und deßwegen

bitte ich dich um Verzeihung, daß ich dieses Kapitel nicht in Versen geschrieben. Aber abgesehen von meiner Ungeschicklichkeit im Versemachen, was würde man dazu sagen, wenn ich die schönen Wienerinnen besänge? Ich spreche denn also in schlichter Prosa, einfach, aber vornehm. Sollte das Alles, was ich hier mittheile, sich als wahr herausstellen, so wird ein Dementi in der Wiener Abendpost gewiß folgen, und darauf mögen sich dann die Wienerinnen berufen, falls sie glauben, daß ihnen zu hart geschehen ist. Ist es aber nicht wahr, so mögen sie über diese Aeußerungen zur Tagesordnung übergehen. Das wird genug der Rache sein!

Mein Ungenannter und ich machten an einem schönen Sommertage einen Ausflug nach Dornbach. Als wir über die große Parkwiese gingen, sahen wir mehrere heitere „Gesellschaften" daselbst versammelt. Lustige Herren, fröhliche Damen tummelten sich auf dem duftigen Rasen. Graziöse Mädchengestalten tauchten auf und verschwanden zwischen den nahen Bäumen. Sie lachten, schäckerten, spielten Versteckens, sangen, pflückten Blumen, ruhten anmuthig im Grase. Witzworte flogen hin und her; galante Zudringlichkeiten wurden mit einem Fächerschlag oder einer energischen, aber nicht verletzenden Redewendung abgewehrt. Man war lustig, man war glücklich. Und was bedurfte man hiezu? Blauen Himmel und Sonnenschein, grünen

Laubwald, weiche, blumige Rasengründe. Die Natur spendete Alles. Ein gelehrter Germanist hätte sich bei diesem Anblicke gewiß der schönen Stelle im Alexanderlied erinnert, wo von den Blumenmädchen erzählt wird, welche die macedonischen Helden in einem indischen Urwalde entdeckten:

„Gar manches schöne Mägdelein
Wir allda funden,
Die da zur Stunden
Spielten auf dem grünen Klee . . .
Die spielten und sprangen;
Hei, wie schön sie sangen,
Daß wir, klein und groß,
Durch das liebliche Getos,
Das wir hörten in dem Wald,
Ich und meine Helden bald
Vergaßen unser Herzeleid."

Ich sprach nun einige Worte zum Lobe der „deutschen" Frauen und Jungfrauen Wiens. Ich hob ihre Anspruchslosigkeit, ihre unaffektirte Heiterkeit, ihre natürliche Naivetät und den echt germanischen Zug der Freude an der freien Natur hervor. Mein Begleiter „zwickte" ein Monocle in die Augenhöhlung und maß mich mit höhnischem Blick. Dann sagt' er: „Sehr schön, aber leider nicht wahr. Was Sie sagen, ist eitel Schwärmerei; Sie können die Wirklichkeit ganz und gar nicht. Sie sind ein

Poet, das wird mir nun leider klar. Bisher hatt' ich Sie immer für einen vernünftigen Menschen gehalten, aber es war eine Täuschung. Sie sind ein Poet! Nichts für ungut!"

„Da ich dieser furchtbaren Beschuldigung nichts als ein geringschätziges Lächeln entgegensetzte, so fuhr mein Ungenannter fort: „Unter den Wienerinnen finden sich nur wenige, welche den deutschen Typus rein an sich tragen, und dann sind sie gerade oft slavischer Abstammung. Solch' eine blonde Schöne mit schmachtenden blauen Augen, aus denen Geibel'sche Gedichte mit sanftem Strahle zu leuchten scheinen, sie entpuppt sich, wenn sie den Mund aufthut, als vollblütige Czaslauerin, welche den Geibel für „Pane Korporal" zu halten geneigt ist. Fließt denn ein Tropfen deutschen Blutes in den Adern der Wienerinnen? Läßt sich von einem bestimmten Typus überhaupt, sowie von einem bestimmten Charakter derselben reden?"

„Erlauben Sie, Herr, das ist denn doch zu stark!"

„Es ist die Wahrheit. Sehen Sie, die Wienerin ist ein merkwürdiges Geschöpf. Sie hat keinen bestimmten Typus, aber sie ist schön. Sie hat keinen bestimmten Charakter, aber sie ist liebenswürdig. Dazu kommt, daß sie aus sich Etwas zu machen versteht. Keine Frau der Welt, nicht einmal die Pariserin, weiß sich so nett, so elegant zu kleiden, wie die Wienerin. Wien sollte die

Hauptstadt der Damenmoden sein. Hier erhält die von Paris kommende neue Mode erst die praktische Verwerthung. Ob nun Krinoline oder Schlepprobe, ob Volants oder „Tapisserieen“ — Sie finden diesen Ausdruck doch treffend? — ob Brust- oder Rückenbauschen, ob thurmhohe Frisur à la Roccocco, oder lange Schmachtlocken, oder gar gelöstes Haar à la rasende Mänade, ob hohe oder niedere Absätze an den Schuhen, gleichviel! Die Wienerin versteht sich jede, auch die lächerlichste, die abenteuerlichste, die abgeschmackteste Mode so zuzurichten, daß dieselbe gut kleidet, daß sie Effekt damit erzielt. Aber dieses Talent hat unsere Damen zu ganz außergewöhnlichem Kleiderluxus verführt, und nirgends herrscht ein solcher „Putz“, wie man sagt, als in der Kaiserstadt.

„Ich will von den Schauspielerinnen und Opernsängerinnen, die in dieser Hinsicht allerdings viel zu sehr den Ton angeben, sprechen. Bei diesen Damen ist es ja erklärlich, wenn sie glänzen und sich bemerkbar machen wollen. Aber daß selbst die Damen aus hohen und höchsten aristokratischen Kreisen, welche gerade wegen ihrer hohen Stellung in der Gesellschaft durch edle Einfachheit sich auszeichnen sollten, schon anfangen, diese Spektakel- und Demimondetrachten elegant zu finden, das geht über meinen Horizont.“

„Ganz richtig! Indeß läßt sich gerade in den be-

vorzugten Kreisen manchmal eine Gestalt sehen, welche durch die edelste Einfachheit imponirt und durch glänzende Schönheit überrascht."

„Das mag sein; doch die Ausnahme bestätigt bekanntermaßen ja die Regel. Im Allgemeinen haben die schönen Wienerinnen längst darauf verzichtet, durch anspruchslose Einfachheit zu glänzen. Sie drängen sich auf, sie machen sich selber Reklame. Soll ich die Wienerin charakterisiren? Nun denn! Die Wienerin ist leichtblütig, lebenslustig, koquett, etwas leichtsinnig sogar. Sie liebt das Vergnügen, läßt sich gerne den Hof machen; ist eine Freundin der Natur, der Musik, eine leidenschaftliche Tänzerin; die Wienerin ist schelmisch, witzig, immer aufgelegt zu Scherz und Unterhaltung. Sie ist heiter; Frohsinn, ja hoch potenzirte Lustigkeit lacht aus ihrem Auge. Sie ist lieber in Männer- als in Frauengesellschaft. Die Liebe ist ihr mehr ein reizendes Spiel, als eine tiefernste Angelegenheit von entscheidender Bedeutung. Es wäre boshaft, zu sagen, daß sie es mit der Treue nicht sehr genau nimmt. Aber sie löst ihre Bekanntschaften so leicht, als dieselben angeknüpft wurden. Das Glänzende, Ueberraschende imponirt ihr; daher schwärmt sie einmal in ihrem Leben wenigstens für irgend eine, sei es durch körperliche Schönheit, äußeren Glanz, geistige Befähigung, hervorragende Persönlichkeit. Im Allgemeinen ist die

Wienerin nicht so militärnärrisch, wie die Damen in der Provinz; dafür träumt sie gern von einem berühmten Schauspieler. Wie viele Herzen haben sich nicht im Stillen Wagner oder Sonnenthal geweiht!? Nicht wahr, das ist richtig. Keine Wienerin wird es wagen, diesem Urtheil zu widersprechen! — Ist sie aber einmal Frau und Mutter geworden, so ist sie ihrem Gatten sehr anhänglich und liebt ihre Kinder außerordentlich; das aber hindert sie nicht, doch noch ein wenig das Mädchen zu spielen. Für ein Mädchen gehalten zu werden, das ist der Stolz einer Frau in Wien. Er hat „Fräulein" zu mir gesagt! ruft sie triumphirend. Die Wienerin zerbricht sich den Kopf nicht viel mit Dingen, die, wie sie sagt, die Männer angeh'n. Sie lies't gerne Gedichte, wenn sie von der Liebe handeln und pikante Romane. Sonst beschäftigt sie sich nicht gar viel mit geistiger Arbeit. Das ist ihr „zu fad". Hochdeutsch, oder wie man in Wien sagt, „nach der Schrift" zu sprechen, macht ihr viele Schwierigkeiten; darum entzückt es sie an Andern, ob Herren, ob Damen, wenn dieselben mit norddeutschem Accent und in der Schriftsprache reden. Das wissen unsere Hofschauspieler und suchen, auch wenn sie keine „Ausländer" sind, sich diesen „vornehmen Ton" anzueignen. Dieser Ton ist denn auch Mode geworden, und in den höheren Kreisen spricht man schon ziemlich gut „norddeutsch". Daß es den schönen

Wienerinnen reizend läßt, wie Alles, was sie sagen und thun, versteht sich von selbst. Was man auch sagen möge, die Wienerin ist ein herzensgutes Wesen, sie ist aufrichtig, zutraulich, theilnehmend, voll Mitleid für fremdes Elend, wohlthätig und hilfreich. Sie ist freundlich und herzlich gegen Jedermann, auch gegen den Geringsten. Sie plaudert gerne und begeht in Folge dieser Schwäche den Fehler, manchmal unklug zu sein und mehr zu sagen, als gerade nöthig wäre. Die Wienerin hat überhaupt viele kleine Schwächen, die, wie ich jedoch glaube, von ihren Vorzügen aufgewogen werden. Sie besitzt Alles, um die Männer zu reizen; ob auch dauernd zu fesseln? das ist freilich eine andere Frage!"

„Sind Sie zu Ende? Ja? Nun, ihre Schilderung enthält viel Treffendes, zweifelsohne auch Wahres. Aber zum größten Theile ist sie übertrieben, ja mitunter geradezu ungerecht. Sie lassen es durchblicken, als nähmen die Wienerinnen keinen Theil an dem geistigen Ringen und Streben der Zeit! Das ist keineswegs richtig. Sie sind nicht unberührt geblieben von dem Sturmeswehen jenes Geistes, der mit dem Geiste der alten Zeit nichts mehr gemein hat. Sie fangen an, ein Verständniß dessen zu gewinnen, um was es sich heutzutage handelt. Sie lernen einsehen, daß Lieben und Heirathen, Essen und Trinken, Singen und Tanzen nicht mehr ihr einziger Lebensinhalt

sein kann. Der Ruf nach allgemeiner Geistesbildung ist nicht ungehört im Reiche der schönen Wienerinnen verhallt. Das beweist die rege Theilnahme derselben an den öffentlichen Vorlesungen, welche nicht einmal unentgeltlich gehalten zu werden brauchen, um besucht zu werden. Dies müssen fremde Gelehrte und Schriftsteller, welche in Wien Vorträge hielten, wie Gottschall, Bogumil Goltz, K. Grün, Jordan, Palleske u. A., ebenso die einheimischen Vorleser, zu denen auch Jemand gehört, den ich aus Bescheidenheit nicht nennen will, dankbarst anerkennen. Damen, die sich durch wissenschaftliche Bildung auszeichnen, sind nicht so selten in Wien, als man glaubt, und ich ließe es auf eine Wette ankommen, ob die Wienerinnen in dieser Hinsicht die Pariserinnen, mit denen man sie so gerne vergleicht, nicht weit übertreffen, während sie doch deren Liebenswürdigkeit theilen. So erscheint die schöne Wienerin dem Ideale einer Frau schon viel näher, als dies aus Ihrer Darstellung hervorgeht, nämlich der frommen, treuen, ernsten, sittigen, holdseligen deutschen Frau."

„Meinen Sie?"

Ein alter Sünder.

Da liegt er nun, hingestreckt auf das Schmerzenslager, den Tod nicht erwartend, aber von demselben erwartet, gebrochenen Leibes, gebrochenen Geistes.

Es ist ein alter Mann, aber er hat nichts Ehrwürdiges an sich. Die Vorstellung, die wir uns von einem sterbenden Greise zu machen pflegen, wird hier zu einer lügnerischen Illusion. Kein schönes, in Ehren ergrautes Haar bedeckt das Haupt — dort im Winkel liegt eine blonde Lockenperrücke. Der Mann erinnert sich nur dunkel, einmal seine eigenen Haare gehabt zu haben! Aus dem Auge leuchtet keine fromme Verklärung, o nein! Es ist ein ersterbender Strahl, ein letztes Aufflackern jenes Feuers, das sein unerfülltes Herz verzehrte. Keine sorgsame Mutter, keine liebreichen Kinder stehen weinend an seinem Bette. Seine Kinder kümmern sich nicht um ihn, kennen ihn nicht einmal. Und was die Mutter betrifft, so hat dieses Wort nur im Singular Bedeutung für ein Haus.

Hier aber galt stets der Plural. Der Mann ist reich, es fehlt ihm daher nicht an Pflege, aber sie wird von gezahlten Leuten besorgt. Die Domestiken harren im Antichambre, oder hinter'm Vorhange lauernd, der Befehle ihres Herrn, der mit einem kleinen, silbernen Glöckchen ein Zeichen gibt, wenn er Etwas bedarf.

Der Doktor hat ihn aufgegeben. Das Lebenselixir ist ja eine Fabel. So kann er ihm denn nicht helfen.

Da liegt er also und starrt vor sich hin.

Stunden lang bewegt er sich nicht — sein Antlitz zeigt die Züge des Todes. Alles ist erloschen. Ein ausgebrannter Vulkan.

Doch nein!

Nochmal regt sich's in diesem zerstörten Organismus. Es zuckt seltsam, blitzartig über das mumienhafte Gesicht, der zahnlose Mund öffnet sich, als wollt' er Etwas sagen, das Auge glänzt eigenthümlich.

Der Mann gedenkt der Freuden seines Lebens. Aller exquisiten Genüsse erinnert er sich, die ihm zu Theil geworden im Bereiche der Kochkunst, der Liebe. „Gut essen und trinken und etwas Liebe zum Dessert!" das war ja auch sein Wahlspruch. Er hat manches Herz gebrochen, das ihm vertraute, aber er fühlt keine Reue. Ist er doch auch betrogen worden, wo selbst er, der Erfahrene, an Tugend, Unschuld und Treue glaubte! Pah! Alles gleicht

sich aus! Er hatte den Egoismus auf seine Fahne geschrieben, aber machen es die Andern anders? Egoismus ist die Triebfeder der meisten Handlungen. Er ging daher ungerührt an dem Elende seiner Mitmenschen vorüber. Jeder ist sich selbst der Nächste. Für das Bettelpack hatte er keinen überflüssigen Gulden, er, der tausende und tausende auf lukullische Gastmähler, für Tänzerinnen und Schauspielerinnen vergeudete! Ein alter Sünder, mit einem Fuß schon im Grabe, hat er sich, der Schmetterling mit abgestoßenen Flügeln, noch in dem Gewebe einer reizenden, kleinen Balletdame gefangen. Und er hatte Glück! Natürlich — eine volle Börse ist in gewissen Kreisen immer die beste Empfehlung. Seitdem war er immer in der Loge, wenn „seine Eveline“, der kleine Tausendsassa, das tanzende Teufelchen, wie er sie nannte, auftrat, eigentlich aufhüpfte. Dann hatte sein Operngucker viel zu thun! Ihr stand seine Equipage zur Verfügung; ihr zu Liebe gab er ausgesuchte Soupé's, wozu nur seine vertrautesten Freunde und eine oder die andere Freundin Evelinens geladen wurden. Das waren denn herrliche Stunden —! „Ach, Eveline!“ dieser Seufzer entringt sich der Brust des Sterbenden. Mit zitternder Hand greift er nach dem Glöckchen; sein Kammerdiener ist auch schon da. Diesem ruft er mühsam einige Worte zu, worauf der Lakey gehorsam enteilt.

Ob sie wohl kommen wird?

Horch! Ein Wagen hält vor dem Hause!

Jetzt rauscht es die Stiege herauf, die Thüre öffnet sich, die großen Vorhänge werden auseinander geschlagen, da steht sie. Den Mantel abwerfend, hüpft sie, noch im vollsten Theaterkostüm, Blumen in den Locken, in hoch geschürztem Kleidchen, lachend an das Bett des Alten.

„Eveline! E—ve—line!“

„Mein armer Freund!“

„Wie schön!“ ächzt er, und aus seinem brechenden Auge schießt noch ein lüsterner Blick auf die graziöse Gestalt der Tänzerin, „wie schön, daß du mich besuchst.“

„Ich liebe dich ja!“ girrt sie und streichelt sein klapperndes Kinn mit ihrer weichen Hand.

„Ist das wahr, Evelinchen?“

„Gewiß!“ Und sie lächelt. Freilich ist das Lächeln ein höhnisches, aber das merkt der alte Sünder nicht. Er krabbelt mit der abgezehrten Hand herum und sucht das Händchen der Balletdame zu erhaschen, die ein leichtes Grauen nicht überwinden kann, als sie den Todesschweiß verspürt, der bereits die kalten Finger des Mannes bedeckt. Sie zittert, beherrscht sich jedoch bald wieder und sagt:

„Siehst du, Freundchen, ich bin sogleich nach der Vorstellung hieher gefahren. Es bedurfte gar nicht deines Dieners, mich zu holen.“

„Denkst du etwa, es sei dein letzter Besuch?“ murmelt er etwas mißtrauisch.

„Das nicht, aber du bist schwer krank. Dachtest du auch an mich für den — Fall — ich meine nur —“

„Ich verstehe. Dort, dort! Nimm das Kästchen, welches auf dem Schranke steht. Es ist für dich bestimmt, mein Engel.“

Sie nimmt das Kästchen und hüllt es in den Shawl. Dann setzt sie sich auf das Bett und betrachtet den Mann, der vor ihr liegt und der seine Augen von ihr nicht abwenden kann. Endlich berührt sie leicht seine Hand und sagt ihm mit flötender Stimme „gute Nacht“.

„Kommst du morgen wieder, Eveline?“

„Ja — ja! Und nun Adieu!“

Sie hüllt sich wieder in den Mantel und geht. An der Thüre wirft sie noch ein Kußhändchen zurück, dann eilt sie an den Dienern vorüber, die Treppe hinab und wirft sich in den Wagen.

„Pfui!“ ruft sie und schaudert. Aber das Kästchen, mit Edelsteinen und Banknoten gefüllt, hält sie fest.

Wenige Minuten darauf ist der Alte eine Leiche. Der Geist des alten Sünders ist entfloh'n, und was noch übrig ist von dem reichen Mann, das gehört der Entreprise des pompes funêbres.

Ein Krösus von der Ringstrasse.

Was nur den armen Teufel in sehr abgebrauchtem Rock und mit dem Ausdrucke des Hungers und Elends im Gesicht so sehr interessiren muß, daß er, der bisher gebückt und in sich gekehrt dahingewandert, plötzlich stehen bleibt, und eines jener prächtigen Gebäude anstarrt, welche die Ringstraße in Wien zu einer der schönsten Straßen der Welt machen? Um ihn herum wogt das bewegteste Leben. Vom Stadtpark herauf, das breite Trottoir erfüllend, wimmelt die spazieren gehende Heaute volée; wie auf den Pariser Boulevards kann man hier Alles, was einflußreich, mächtig, reich, geistvoll und schön ist in der Kaiserstadt, sehen; es ist eine Fortsetzung des Corso's im Nobelprater. Elegante Offiziere und feine Herren im Civil reiten auf feurigen Rennern vorüber. Auf der Fahrstraße rollen die Equipagen dahin und neben ihnen Omnibusse und die meist zum Erdrücken gefüllten Waggons der Pferdeeisenbahn. Ein glänzendes, sinnverwirrend reiches

Bild; dazu ein schöner blauer Himmel und die freundliche Sonne über den goldschimmernden Palästen. So schön ist's, daß selbst die Bäume auf der Ringstraße vor Freude grünen möchten, wenn es möglich wäre. Diese bedauernwerthen Pflanzen sind die einzigen Armen auf der von Millionären bewohnten Straße. Und richtig, unser armer Teufel mit ihnen. Er schaut das große Haus noch immer an und da uns als lustigen Chronisten der Kaiserstadt Alles erlaubt ist, so nähern wir uns dem Manne, klopfen ihn zutraulich auf die Schulter und fragen: „Warum sehen Sie dieses Haus in Einemfort an, mein Freund?" Betroffen wendet sich der Angesprochene um und wie aus einem Traum erwachend, reibt er sich die Augen erst, betrachtet uns und sagt dann: „Ja, mein Herr, das ist eine Geschichte! Der Millionär, welcher dieses Haus bewohnt, war vor wenig Jahren noch ein blutarmer Kerl, wie ich es bin. Verstehen Sie mich wohl, wie ich es bin. Er hatte manchmal keinen Kreuzer im Sack und war immer nahe daran, sich das Leben zu nehmen, wenn die Zeit des Zinszahlens kam. Aber eines Tages, da hatte sich das Blatt gewendet. Er hatte mit einem Loose, das er, was weiß ich, woher und wofür erhalten, einen Treffer gemacht. Mit dem auf diese Weise gewonnenen Gelde spekulirte er auf der Börse und er hatte Glück! Glück über Glück! Er gewann fortwährend.

Bald verließ er die kleine Wohnung in der Vorstadt, wo er mein Nachbar und Leidensgenosse war und bezog ein größeres Quartier. Er fing an, wenn auch noch bescheiden, zu leben. Ich kam einmal zu ihm, da ich in der größten Verlegenheit war, denn ich sollte wegen einer kleinen Schuld ausgepfändet werden; ich wollte ihn bitten, mir zu helfen; aber man ließ mich gar nicht vor. Ein Dienstmädchen reichte mir ein Papier, in welchem ein Guldenzettel eingewickelt war, durch das Thürfensterchen. Nun wußte ich, wer ich sei. Ein Bettler. Damals hab' ich bittere Thränen vergossen. Bei Gott, mir wär es lieber gewesen, man hätte mich die Treppe hinab geworfen. Einige Zeit verging, bis ich wieder von dem Günstling des Glückes hörte. Er war, glaub' ich, Verwaltungsrath bei einer Bahngesellschaft geworden, stand mit den reichsten und vornehmsten Leuten in Verkehr und wohnte auf der Ringstraße. Er heirathete eine reiche und vornehme Dame; sein erstes Weib war längst in Kummer und Elend zu Grunde gegangen und verfaulte in einem vergessenen Winkel des Schmelzer-Friedhofes. Nicht einmal ein Kreuzlein ließ er auf ihr Grab setzen. Nun ist er ein Millionär, hat einen Orden, wird, glaub' ich, nächstens in den Adelstand erhoben werden. Sehen Sie, dieses Haus hier gehört ihm. Das ist der Grund, warum ich es so aufmerksam betrachte. Ach ja, wer das Glück hat, führt die Braut heim!"

„Wer weiß, lieber Mann,“ sagte ich, „ob er gar so glücklich ist, als Sie glauben. Diese Geldprotzen, diese hochmüthigen Ringstraßenbarone sind noch immer keine seligen Götter. Auch sie müssen ihr Theil tragen an der allgemeinen Misère des Menschenlebens. Ihr Krösus lebt vielleicht mit seiner Frau in Zwietracht; er hält sich Maitressen, welche sein Geld verschleudern und ihn kompromittiren; sie rächt sich an ihm durch sogenannte kleine Liaisons; in Momenten der Aufregung läßt sie's ihm fühlen, daß sie ihm den größten Theil des Vermögens zugebracht. Er muß in Freundschaft leben mit Leuten, die er einst vielleicht benützt zu nicht ganz tadellosen Geschäftchen, er muß ihre Schulden bezahlen, ihre Impertinenzen einstecken und dazu lächeln, als wären es Scherze. Er muß sie seine lieben Freunde nennen, während er sie mit Strichnin vergiften möchte. Er muß erkennen, daß er in den feinen Zirkeln, in die er sich eindrängt, als ein nicht Ebenbürtiger erkannt wird; man sieht ihn über die Achsel an, man lächelt, man witzelt über den Emporkömmling. Und wär' auch all das nicht der Fall, so beunruhigt ihn stündlich der Gedanke, daß sein in Börsenpapieren bestehender Reichthum wie eine Dunstwolke vergehen, daß er wieder arm werden könnte wie Sie. Indem er nach dem Höchsten strebt, Genosse der Rothschild's, Königswarter's, Todesko's u. a. Finanzgrößen zu werden, kann

er eines schönen Morgens das sein, was er früher war — ein Bettler."

„Ja das ist schon möglich; aber was ist's? Wenn ihn schon recht viel Unglück betroffen, so ist's möglich, daß er das wird, was Unser Eins schon ist. Einstweilen lebt er wie Gott in Frankreich. Er ißt und trinkt das Feinste, das Theuerste; er hat seine Loge im Theater; sein Landhaus; zahlreiche Diener warten ergebenst seiner Befehle und unzählige Leute sonnen sich in seinem Glanze. Ich weiß nicht, wo ich Brod hernehmen, er weiß nicht, wo er das Geld hinthun soll! Das ist ein Unterschied."

„Gut. Achten Sie indeß den Frieden des Herzens, die Ruhe des Gewissens für gar nichts? Glauben Sie, daß diese so schnell zusammengerafften Reichthümer immer ehrlich erworben sind? Mit nichten. Erinnern Sie sich doch gewisser Prozesse, welche in den Zeitungen zu lesen waren. Reich werden ist schon gut, aber man muß auch wissen, wie! Wenn Jemand als Bankdirektor, als Verwaltungsrath oder ganz gemeiner Börsianer durch künstliche Agiotage, durch niederträchtigen Schwindel aller Art, der schlechter als offener Raub ist, sich bereichert, Freund, möchten Sie wohl an seiner Stelle sein? Möchten Sie die Millionen, die aus den mühsam ersparten Kreuzern der Armen, aus dem mit Schweiß bedeckten Liedlohn des Arbeiters, aus den Nothpfennigen der Wittwen und Waisen

bestehn? Möchten Sie ein Millionär sein mit dem Bewußtsein, daß Sie, lebten wir in normalen Zeiten, an den Galgen gehörten? Die Hand auf's Herz, möchten Sie den geringsten Antheil an diesem Blutgelde, das diese elenden Schwindler, Betrüger und Börsenstrolche, die freilich kein Gewissen haben, auf die schändlichste Art den ehrlichen Leuten aus dem Sack gestohlen haben? Ich will nicht sagen, daß Jeder, der so schnell reich wird, sei es nun als Minister, Abgeordneter, oder Verwaltungsrath irgend einer der zahlreichen Banken, dieser Saugpumpen, dieser Apparate, um dem ohnehin zu Grunde gerichteten Bürger und Gewerbsmann den letzten Gulden auszupressen, einen unehrlichen Weg hiezu eingeschlagen, obwohl das Volk kein rechtes Vertrauen auf solche Leute hat, genug, wenn unser ganzes Verkehrsleben so korrumpirt ist, daß man ohne gegen das Gesetz zu verstoßen, sich ungeheure Reichthümer schaffen kann; ein wahrhaft ehrlicher Mann müßte eben solch' einem Treiben auf jeden Fall fern bleiben, das wie es den moralischen und politischen Bankrott zum größten Theil bereits herbeigeführt hat, ohne weiters auch den finanziellen Bankrott und damit die Revolution über Kurz oder Lang herbeiführen muß. Verstehen Sie mich wohl, es muß denselben herbeiführen. Dann ist es zu Ende mit der Herrlichkeit dieser Krösusse!"

Während ich so sprach, rollte eine prächtige Equipage durch das Thor.

„Das ist er!" rief mein armer Mann, indem er vor einem feisten aber bleichen, ganz schwarz gekleideten Herrn, der in seiner Karosse mehr lag als saß, ehrfurchtsvoll den schäbigen Hut abzog. Der Krösus fuhr in den Prater und der Bettler wanderte gesenkten Hauptes weiter, wohl nachdenkend über die seltsame Vertheilung der Güter der Erde, über das Guldenzettel, das er einst erhalten und vielleicht auch über meine Worte.

Mögen sie ihn trösten in seinem Elend!

Vor der Statue des Salomon Rothschild.

Um Geld kann man Alles haben — selbst ein Denkmal! Dieser kühne Ausspruch hat sich bewahrheitet, da man dem übrigens wackeren und um die Hebung des Verkehrs verdienstvollen Freiherrn Salomon von Rothschild auf der Terrasse des großen, prachtvollen Wartesalons der Nordbahn ein Marmordenkmal gesetzt hat. O du glücklicher Mann! Glücklicher, als dein großer Namensgenosse, der weise König Salomon, dessen edle Gestalt und gewiß den deinigen ähnlichen Züge meines Wissens keine Statue verewigt hat. Du hast der Welt bewiesen, daß ein Kapitalmensch die eigentliche Größe, die glänzendste Celebrität unseres fortgeschrittenen Zeitalters ist. Früher mußte man ein großer Regent, ein edler Patriot, ein genialer Dichter, ein berühmter Kriegsheld oder wenigstens in irgend einer Hinsicht eine epochemachende Erscheinung sein, wollte man in Erz oder Marmor unsterblich werden. Das ist nun Alles nicht mehr nothwendig. Jetzt hat, wie der franzö-

sische Soldat den Marschalstab im Tornister trägt, jeder Ringstraßenbaron sein künftiges Denkmal im Sack. Mag der Eine noch so viel dummes Zeug zusammenschwatzen, in unsinnigen, nie dagewesenen Fremdwörtern brillieren; mag der Andere in sehr, sehr gewagte Spekulationen sich einlassen, die nur aus besonderer Rücksicht noch „Geschäfte“ genannt werden können, was thuts? Genie? Ehrlichkeit? Vaterlandsliebe? Pah! Geld! Geld! Das ist's. Freilich der Nordbahnsalomo war ein braver Mann; an seinen Millionen klebte weder Blut noch der Schweiß der gedrückten Armuth. Er war in gewissem Sinne sogar eine bahnbrechende Erscheinung, denn die Nordbahn hat er begründet — allen Respekt vor diesem Salomon! Aber waren die unsterbliche Kaiserin Maria Theresia, waren Haydn, Mozart und Beethoven keine bahnbrechenden Erscheinungen? Verdienten sie kein Denkmal? Nur Generale und Börsengrößen werden bei uns verewigt. Jene erhabenen Menschen, jene Förderer edlen Sinnes, jene gewaltigen Meister im Reiche der Kunst — sie haben kein Denkmal noch, aber der Mann des Geldes, der Börsenfürst, die pensonifizirte Staatsleihanstalt — ja, sein Bild prangt in Marmor! Da sage man noch einmal, das Geld sei nur Chimäre.

Betrachtungen eines Komfortablepferdes.

Dem Antithierquälereivereine in Wien gewidmet.

Als mich neulich mein Tyrann so unbarmherzig peitschte, sagte ein vorübergehender Herr: „Das ist doch wirklich arg! In keiner Stadt der Welt werden die Thiere so gepeinigt, wie in dem durch seine Gemüthlichkeit und Gutherzigkeit berühmten Wien!“ Nun, wenn es allen Thieren in Wien so ergeht, wie mir, ärmsten Komfortable-gaul, dann muß jener Herr wohl Recht haben! Denn mein Loos ist das erbärmlichste. Wahrlich! Wenn ich nur die Hälfte so viel Hafer bekäme, als grausame Peitschenhiebe, ich müßte voll und rund sein, wie meine glücklicheren Brüder, die Herrschaftspferde, statt daß mir jetzt die Knochen aus dem zermarterten Leibe wegstehen wie Pflöcke, an denen man Wäsche aufhängen und trocknen könnte. Jenes Ungeheuer, das sich mein „Herr“ nennt, muß der Meinung sein, mein Gefühl sei ein anderes, als das seine; sonst wäre es doch undenkbar, daß er in den

Riemen, mit dem er mich mißhandelt, noch zwei- und dreifache Knöpfe schlingt, um die Hiebe, die er mir fast ununterbrochen ertheilt, noch schmerzhafter zu machen. Er ist überhaupt ein ganz unbegreifliches Geschöpf und trotz des unsäglichen Jammers meiner Existenz denk' ich mir manchmal: „Der Mensch ist das größte Scheusal, die unbarmherzigste und grausamste Bestie und ich bin wirklich froh, zu dieser Gattung von Wesen nicht zu gehören." Diese Kreatur ist so abscheulich, daß sie um so hartherziger gegen andere Geschöpfe ist, je wohler sie sich selber fühlt. Das könnte kein Thier über das Herz bringen. Nein, keines. Wenn mein Herr sich im Wirthshaus, vor dem ich oft hungernd und frierend, in meine Martermaschinen gepreßt, stehe, recht voll mit Wein angetrunken, dann kommt er singend oder pfeifend, voll Freude und Lust heraus; man meinte, er würde Jedermann umarmen und auch für sein armes Roß ein freundliches Wort haben oder es sanft streicheln. Aber was thut er? Er schwingt sich auf den Bock, ergreift die Leitriemen und die Peitsche und während er mit den eisernen Zäumen mir fast den Mund zerreißt, schlägt er auf mich los, daß ich lieber sogleich sterben, als mich so maltraitiren lassen möchte. Prügel, Prügel, nichts als Prügel! Ist denn das unsere Bestimmung! Sind wir dazu geschaffen? O wär' es denn dann nicht tausendmal besser, das große Licht am Himmel

gar niemals erblickt zu haben! Ich habe freilich auch bessere Tage gesehen. Wie war ich damals glücklich! Wie stolz trabte ich dahin, wenn der glänzende Offizier auf meinem Rücken saß und lustig mit mir in den schönen, grünen Wald sprengte, den sie den Prater nennen, wo so viele prächtige Equipagen fuhren, so elegante Herren und feine Damen herumspazierten und uns Pferde bewunderten! Diesen schattigen Wald hab' ich lange nicht mehr gesehen und werd' ihn auch nicht mehr sehen. Ich höre gar, sie wollen ihn ausrotten, wie sie das mit den andern großen Wäldern schon gethan haben, welche diese Stadt einst umgaben, als noch bessere und klügere Menschen in ihr wohnten, als jetzt. Doch was geht das mich an! Ich hab' an meinem Elend genug zu tragen; ich bin schon so verstockt, daß mich nicht einmal die gräßliche Schinderei ergreift, welche meine noch ärmeren Brüder, die an schwere Lastwagen gespannt, zu erdulden haben. Gegen die Kannibalen, welche mit den Peitschenstielen, ja mit den rohen Fäusten in wahrhafter Raserei auf die halbverhungerten, entkräfteten, blutenden, ächzenden, oft halb oder ganz erblindeten Pferde losprügeln, wenn sie nicht mehr im Stande sind, die ungeheuren Lasten fortzubringen, ja, es ist himmelschreiend! selbst dann, wenn die nicht genug zu beklagenden Opfer zu Boden gestürzt sind, mit den Füßen auf ihnen herumstrampfen, gegen

diese Leute ist ja selbst mein Tyrann noch ein Engel zu nennen. Was kommt mir doch in den Sinn? Wär' es möglich, daß ich einst noch tiefer sänke! Daß ich noch in meinen letzten Tagen vor einen Ziegelwagen gespannt würde? Es schaudert mich! O du Wesen, das mich in diese Welt gesetzt, laß mich doch früher sterben. Ich habe genug gelitten!

Ich habe unlängst von einem Vereine gehört, dessen Aufgabe es sein soll, die Thiere vor Mißhandlungen zu schützen? Wo muß denn der wohl sein?

Ich glaube, in Klederling! Denn dort haben alle Leiden ein Ende! Ach, wär' ich schon in Klederling!

Waih! Waih! Tramway!

Es ist zwar recht bubenmäßig, Jemandem nachzu=spotten, etwa gar die Zunge gegen ihn herauszustrecken und ihn zu verhöhnen, aber manches Mal ist man so ver=zweifelt ingrimmig, daß man bedauert, kein Bub mehr zu sein, um dieser Bubenprivilegien sich bedienen zu können. Wahrhaftig, wenn man im strömenden Platzregen an einer sog. Haltstelle der Pferdeeisenbahn, im börsianischen Deutsch: Tramway genannt, steht, und auf einen Waggon eine halbe Stunde wartet, während sonst, wenn man deren nicht bedarf, alle fünf Minuten einer daherrasselt, und endlich, da sich solch' ein Omnibusungethüm nähert, mit Schrecken bemerkt, daß derselbe mit Menschen angepfropft ist, wie ein Häringfaß, ha, da muß man die Geduld ver=lieren, und da fängt die längst unterdrückte Bubenenergie sich in uns zu regen an, und wir machen ein eigenthüm=liches, an die Schulzeiten erinnerndes Gesicht und rufen: „Waih! Waih! Tramway!" Und wie es schon geht,

wenn man gegen Jemanden Groll fühlt, daß man an alle seine Schwächen sich erinnert, und alles Böse, das man von ihm weiß, mit dämonischer Lust aufdeckt, so erinnern auch wir uns jetzt an all die eigenthümlichen Schicksale der Wiener Tramwaygesellschaft, an die zaundürren Klepper, welche statt der kräftigen, wohlgenährten Pferde jetzt die überfüllten Karren keuchend und von selbst halb zu Tode gehetzten Kutschern wieder halb zu Tode gehetzt, fortschleppen müssen, an die Versuche der Gesellschaft, das Fahrgeld zu erhöhen, an den drohenden Bankrott und das: „Waih geschrieen! Waih geschrieen!" der Aktionäre! Und nun schreien wir noch mehr und mit noch deutlicherem Hohne: „Waih! Waih! Tramway!"

Es scheint übrigens unbegreiflich, daß die Geschäfte dieser sonderbaren Gesellschaft für so schlecht stehend ausgeschrieen sind, da doch jeder Waggon zu jeder Zeit in unerlaubter Weise gefüllt ist und die armen Pferde gewiß das Doppelte der polizeilich erlaubten Last zu ziehen haben. Welch' ein Spektakel an den Einsteigplätzen, besonders an schönen Sonntagnachmittagen! Damit läßt sich kaum der Kampf an der Pforte des Burgtheaters vergleichen!

Begeben wir uns z. B. zum Bureau der Pferdebahn am Schottenring. Dort sehen wir ein Gewimmel von Menschen, sich drängend um die Waggons der Pferdebahn. Einer sucht dem Andern zuvorzukommen; zarte Dämchen

kämpfen um einen Platz im Wagen, wie Löwinnen um ihr Junges; ein dicker, schweißtriefender, keuchender Herr hat sich an das Aufsteigegeländer angeklammert, wie der wüthende Kämpfer in der Schlacht bei Salamis an das feindliche Schiff. Schon ertönt die schrille Pfeife, schon bewegt sich der Koloß. Der dicke Herr hat sich einigermaßen gesammelt; jetzt will er auf die Waggontreppen sich schwingen, wo gerade noch Platz für ihn ist — da — o Unglück! stürzt ein langer, hagerer Mensch wie ein Besessener daher, stößt den armen Dicken mit herkulischer Faust beiseite und schwingt sich triumphirend auf den bereits in Gang gebrachten Waggon, während der bedauernswerthe Besiegte, das Geländer loslassend, eine Weile schwankt wie ein Trunkener, und dann laut aufschreiend der Länge nach auf die eben erst bespritzte Straße hinplumpst. Die zusammengepfropften Passagiere aber lachen und fahren nach Dornbach oder in den Prater, wo sie mit zerrissenen oder verknitterten Kleidern, vielleicht bestohlen, jedenfalls gepreßt, zerquetscht, von Rippenstößen und Fußtritten jämmerlich zugerichtet, ankommen, um im Freien, d. i. im Staub und neuem Gedränge Bier oder Kaffee zu trinken, und dann Abends dieselbe Procedur durchmachend, aber doch „seelenvergnügt" nach Hause zurückzukehren. Ja, es ist ein Genuß, mit der Pferdebahn zu fahren! Drum sei gepriesen, o Tramwaygesellschaft! Waih! Waih! Tramway!

Die „Herren Buben“.

Was ist ein „alter Knabe?“ Ein Mann, der in Freude und Lust alt geworden und nicht merkt, daß er es ist. Und merkt er's auch und deutet auf sein Alter hin, so glaubt es ihm Niemand. Er blüht ja noch wie eine Rose, sein Auge leuchtet wie die — untergehende Sonne, sein Mund lächelt so schalkhaft, so frisch, so lebenslustig! Solch' ein Mann scheint das Geheimniß zu besitzen, ewig jung zu bleiben; das Lebenselixir kann ihm unmöglich unbekannt sein. Dem ist auch so. Fragt sie doch, ihr frühzeitig Altgewordenen, ihr Jünglinge mit den staubfärbigen Gesichtern und den vertrübten Augen, fragt sie, die alten Knaben, deren es in Wien nicht wenige in allen Ständen gibt, wie sie es angestellt haben, so jung zu bleiben? Ihr werdet dann erfahren, daß sie das Gegentheil thaten von all dem, was Euch zu jungen Greisen gemacht. Weißt Du, lieber Leser, was das ist: ein „Wiener Frlüchtel?“ Ich will Dich mit solch' einem Repräsentanten hoffnungsvoller Jugend, der Generation der Zukunft näher bekannt machen! Das Bürschchen ist vierzehn

Jahre alt und aus gutem Hause. Letzteres nimmt uns aber Wunder! Daß Kinder, deren Eltern selbst mit dem Laster und mit Verbrechen aller Art vertraut sind, die schamlos ihren viehischen Gelüsten sich hingeben, natürlich eben so schlecht werden müssen, ist selbstredend. Unser junge Held jedoch hat einen braven, freilich etwas schwachen Vater, eine gute, sittsame Mutter, die den Einzigen Fehler hat, daß sie ihren Sohn verhätschelt! Er hat im väterlichen Hause nichts Schlechtes gelernt, nichts Unerlaubtes gesehen. Man hat ihn auf alle seine Fehler aufmerksam gemacht; nur ließ man es meist an der nötigen Strenge fehlen. Man liebte den „herzigen" Knaben, der so gute Einfälle hatte. Darauf pochte er. Obwol er die Dienstboten peinigte und marterte, so wurden sie doch davongejagt, wenn sie darüber Klage führten. Sollte denn das Muttersöhnchen der Schuldige sein? Unmöglich. Man schickte ihn in die Schule. Da gesellten sich ihm einige Kameraden bei, die ihn mit Allem vertraut machten, was ein „braver, sittsamer Knabe eben nicht wissen soll. Dafür vernachläßigte er den Unterricht des Lehrers, damit sich das ausglich. Er fieng an die Schule „zu schwänzen" oder „stürzen zu geh'n" wie man sagt, rauchte heimlich Cigarren, was freilich gräßliche Folgen nach sich zog, denen jedoch der heldenmüthige Kleine energisch trotzte. — Und das war leider, leider nicht Alles! — — Endlich

wurde er als Faullenzer, als sittenloser und böswilliger Knabe, als „räudiges Schaf" aus der Schule davongejagt „mit Schand' und Spott." Der Vater tobte, die Mutter weinte, unser Kleiner aber lachte sich in's Fäustchen. Es gelang ihm bald, nachzuweisen, daß der Lehrer ihm Unrecht gethan habe, daß derselbe ein „parteiischer Wüthrich und Schultyrann" — ein „grauslicher Schmutzian" — ein „bestechlicher, unwissender Pedant" — ein „alter Esel" sei und was dergleichen Epitheta noch mehr sind, welche ein „unschuldig verfolgter Schullump" für seine Lehrer in Bereitschaft zu haben pflegt. Was soll nun mit dem „armen, unglücklichen" Kinde geschehen? Man hält einen Privatlehrer. Es ist ein armer Teufel, ein Student, der vom „Lektionengeben" lebt. Dieser läßt sich um des „Blutgeldes" willen Alles gefallen, hat die größte Geduld mit dem Rangen, arbeitet alle Aufgaben selbst und bringt es dahin, daß sein Eleve glücklich in das Gymnasium oder in die Realschule aufsteigt. Nun ist er ein Herr! Der Vater sagt: „Mein Student" und die Mutter hat einen gewaltigen Respekt vor ihrem Sohn, der es schon zum „Parvisten" oder „Primaner" (im eigentlichen, nicht in preußischem Sinne, nach welchem das Gymnasium mit der Sexta anfängt und mit der Prima aufhört!!) gebracht hat. Arme, verblendete Eltern! Möge sich Eure Schwäche nicht zu bitter an Euch rächen! Freilich ihr wisset nicht,

was Euer Sohn für ein „Gewächs“ ist. Er ist ein ächtes „Wiener Früchtel“ geworden. Er hat Rekreationsgeld vom Vater, das durch die unverzeihliche Güte der Mutter heimlich vermehrt wird. Er ist nach der Mode gekleidet — natürlich! Man kann ihn doch nicht wie einen „armen Burschen“ herumgehen lassen, dessen Füße mit den Beinkleidern niemals Bekanntschaft machen und dessen Hände keine Ahnung davon haben, daß der Arm in einem Rock steckt, weil Alles zu kurz ist. „Nein, nein, das geht nicht bei dem — Unsern!“ Aber daß er selbst einen Ring am Finger trägt, sich das Haar brennen läßt und das Auge mit einem Monocle bewaffnet, ist das auch nöthig? Nun! nun! Wer wird denn auch gar so strenge sein? Wenn's ihm Freude macht, ei, so mag er's denn haben. Der Junge ist also ein kleiner Stutzer, ein flottes Pflastertreterchen! Er hat in seinem dreizehnten Jahre bereits die Freuden der Liebe kennen gelernt. Seine erste Flamme war die — Köchin. Er besucht auch bereits Gast- und Kaffeehäuser und ist ein vortrefflicher Billardspieler. Auch im „Hazard“ ist er groß. Mit andern „Herren Buben“ flaniert er gerne über den Graben, nimmt in einer Limonadehütte ganz ungeniert neben den Offizieren und Modeherren Platz, läßt sich „Gefrorenes“ geben und mustert die vorüberziehende „demi monde.“ Welch' ein Fortschritt! Er kennt bereits mehre Graben-

nymphen persönlich und an seinem vierzehnten Geburtstag besucht er eine dieser seiner schönen Freundinnen. Einige Zeit darauf lernt er auch den Dr. Sigmund im allgemeinen Krankenhause kennen, was seinem Vater endlich die Augen öffnet.

Aber es ist zu spät.

Der Knabe ist bereits — ein Greis.

Mutter und Tochter.

Mutter. Merkst du denn gar nicht, du Gänschen, daß der Herr Lieutenant dich immerfort ansieht?

Tochter. Aber Mutter —!

Mutter. Was aber? Er ist ein Kavalier und reich. — Und wir sind arm. Verstanden?

Tochter. Ich mag ihn nicht.

Mutter. Ei sieh'! Nun kommts heraus? Da ist man unschuldig, schlägt die Augen zu Boden, weiß von Nichts! Natürlich! Man ist ja erst fünfzehn Jahre alt. Und zuletzt stellt sich's heraus, daß man seine Aeuglein doch nicht so umsonst im Kopfe hat! Aber wart'!

Tochter. Was Aeuglein! Er hat mir ja geschrieben und schickt er nicht täglich den Expreß Nr. 48 mit einem Blumenstrauß zu mir? Hat er mir nicht neulich aufgelauert, als ich Abends aus dem Kindergarten kam? Was Aeuglein! Ich müßte ja blind sein! Aber ich mag ihn nicht!

Mutter. So? Auf wen „spekulierst" du denn, närrische Grethel? Glaubst du vielleicht, daß dich der Hausherrnsohn heirathet? Oder daß der Kommis aus der langen Gasse dich versorgen wird? Oder wartest du etwa gar auf einen Prinzen?

Tochter. Ich will ordentlich bleiben, Mutter! Er aber meint es nicht ehrlich.

Mutter. Ordentlich bleiben, Thörin! Das heißt bei uns soviel als verhungern. Nun meinetwegen. Wenn du deine arme Mutter zu Grunde gehen lassen willst, wenn ich mein letztes Hemd versetzen, wenn ich nicht einmal einen „Ueberthan" in die Leichentruche bekommen soll, nun dann thue, was du willst!

Tochter. Mutter! Sprich nicht so, um Gotteswillen!

Mutter. Du hast kein Herz für deine arme Mutter!

Tochter. Kein Herz? Ich will arbeiten Tag und Nacht, ich will leben und sterben für dich.

Mutter. Das ist Alles „für die Katz!" Dort schau hin, der Herr Lieutenant grüßt herüber.

Tochter. Ach Mutter! Du hast es zu verantworten!

Ein „kleiner Beamter“.

Der überschwänglich geistreiche Franzose V. Hugo hat „die Armen und Elenden“ geschrieben; unser gemüthreicher Hackländer das „europäische Sklavenleben“. Sie haben das Elend mit dem Nimbus der Poesie umgeben, demselben sogar komische Seiten abgewonnen, welche mit Humor geschildert werden. Ach, wie behaglich liest sich das Alles, wenn man in weicher Ottomane liegend eine Regalia raucht und Champagner trinkt! Wie herzlich muß man lachen, wenn man sich irgend einen armen Teufel vorstellt, der alle Gaben seines Geistes anwendet, um ein Mittagessen zu gewinnen; der die ergötzlichsten Schnurren und Kapriolen macht, um nicht zu verhungern! Was ist doch dieses Lumpenpack mitunter komisch! Nur sollt' es keine Prätensionen machen! Einem lustigen Bettler wirft man gerne ein „Zehnerl“ hin, wenn er sich bescheiden bedankt oder einen guten Witz losläßt, über den man lachen muß. Aber er

soll nur nicht etwa von Menschenrechten und allgemeiner Gleichheit reden. Damit mag er sich trollen. Ein Unterschied muß immer sein! Gäb' es keine armen Leute, so gäb' es auch keine Reichen! Das ist doch klar! „Wohin denn dann mit der Welt?“ wie der Wiener sagt. Ueberhaupt werden Einem die „Armen und Elenden“ jetzt mitunter recht lästig und beschwerlich. Sie fangen an unbequeme Ansprüche zu machen. Das kühne Auftreten der „Arbeiter“ läßt den Herrn Minister des Innern nicht mehr ruhig schlafen und die Wiener Polizei stellt Tabellen zusammen, aus denen hervorgeht, daß die meisten „Fabrikmädchen“ der Prostitution anheimfallen. Na ja! Will der Arbeiter etwa gar einen gnädigen Herren spielen? Wozu sind denn die „Fabrikanten“ da? Oder gedenkt das „Cigarrenmädel“ etwa daran, tugendhaft zu sein? Ja, wenn es häßlich ist, dann mag es beten und hungern! Die hübschen Dingerchen jedoch, mit ihren frischen, lachenden „Gesichterln“, der „molligen“ Gestalt, der man es nicht ansieht, daß sie nicht hinlänglich genährt wird, dem netten „Fußerl“, das in einem eleganten Debardeurstiefelchen sich geradezu unwiderstehlich ausnimmt — ha! ha! ha! Die wissen etwas Besseres zu thun, als fromm zu sein. Die thun das, was der Graf Chorinsky seiner Gattin anrieth, „sie verwerthen ihre Reize“.

Was ist's auch weiter? Sie befolgen nur das Bei-

spiel ihrer, vom Schicksal freilich mehr begünstigten, Nebenbuhlerinnen, die in prachtvoller, auffallender Toilette am Café de l'Europe vorüberrauschen oder gar in glänzender Equipage in den Prater fahren. Die Sache bleibt sich gleich, ob man Baronin ist und Tausende verdient oder ein armes Fabriksmädchen, das um einige Gulden seine Unschuld verkauft. —

Wir sind bitter geworden — Verzeihung! Lessing sagte: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren!“ Wir ändern den Spruch dahin: „Wem über gewisse Dinge nicht das Herz bricht, der hat eben keines.“

Wien ist eine sehr wohlhabende und eine lustige Stadt. Und dennoch gibt es auch hier sehr, sehr viel Elend und Noth. Mehr vielleicht, als mancher unserer „Volksbeglücker“ glaubt! Und nicht bloß in den untern Schichten, in den traurigen Schlupfwinkeln des Proletariates, das größtentheils die Vorstädte in der Nähe des Donaukanals bewohnt — sondern auch in den mittleren und höheren Kreisen. Ja, ich wage zu behaupten, daß die eigentlich Armen, die von heute auf morgen, von der Hand in den Mund leben, sich leichter fortbringen, als diejenigen, welche auf einen kleinen, fixen Gehalt angewiesen sind und denen ihre „Stellung“ gewisse Verpflich-

tungen gegen die Gesellschaft auferlegt. Ach, wie singt doch der französische Chansonnier:

„Die armen Leut, die armen Leut
Die leben eine frohe Zeit;
So lustig und so lüderlich,
So schlecht und recht und brüderlich!"

Aber ein kleiner Beamter zum Beispiel, der kann nicht lustig und nicht lüderlich leben und brüderlich lebt er auch nicht immer. Das verhindern zuweilen die Herren Kollegen. So bleibt nur das: „schlecht und recht!" übrig. Und selbst von diesen fällt manchesmal noch eines weg. Ein kleiner Beamter! Einer, der etwa 400 bis 500 fl. östr. W. Jahresgehalt hat. Er ist Ehemann und Familienvater. Und er ist in Wien angestellt, in dem theuren, reichen, luxuriösen Wien! Jahre lang hat er pflichtgetreu und redlich dem Staate gedient — er hat gehofft, in eine höhere Gehaltsstufe vorzurücken — vergebens! Jährlich neue Hofrathsernennungen; da und dort wird einer Sektionschef oder so etwas dergleichen. 2000, 3000, 4000 fl. Gehalt, Quartiergeld, Funktionszulagen! „Mein Gott! was hat er denn geleistet? Alle subalternen Beamten lachen über seine Ignoranz. Wenn er schon in's Bureau kommt, was thut er dann? Cigarren rauchen und Zeitung lesen. Und doch hat er mehrere Orden

und ist — halt! um Alles in der Welt! Er ist mein Chef! Ach! dieser —! Aber mein Chef! Da heißt es, sich ducken. Ja, das muß man sagen, unser Chef! Ein Mann — na! Ich sage nichts! Aber das ist ein Chef. Der verstehts!" — Doch was nützt es dem Armen, wenn er sich auch noch so sehr bemüht, anders zu sprechen, als er denkt? Er bleibt ein kleiner Beamter. Wahrscheinlich ist er nicht vom Adel? Nein! Er hat auch keine Protektion? Nein! — Ja, dann ist's freilich begreiflich. Was hilft da alle Redlichkeit, aller Fleiß, alle Devotion? Er bleibt ein kleiner Beamter. 500 fl. Gehalt! Ist es denn möglich, damit auszureichen? O ja! Aber fragt mich nur nicht, wie! In einer Vorstadt — gewöhnlich ist's die Josephstadt — hat er ein kleines Quartier gemiethet. Aber so beschränkt diese Wohnung ist, sie kostet doch mindestens 120 fl. Bleiben 380 fl. zum Leben. Davon entfallen 80 fl. für die Kleidung und den Schulbesuch der Kinder. Die Frau braucht doch auch dann und wann etwas Leinewand und Stoff zur Toilette. Wenn sie auch noch so sparsam ist und Alles selber macht — 50 fl. werden wohl nöthig sein. Bleiben 250 fl. Der Mann besitzt eine Sommer= und eine Winterkleidung. Es wird daran stets gebessert, aber da er sehr achtsam ist, so sieht er immer anständig aus. Stiefel und Schuhe jedoch kann die Frau nicht flicken, die müssen zum Schu=

ster. Der Conto für die ganze Familie beträgt jährlich sicherlich 50 fl. Bleiben 200 fl. Eine Magd zu halten, ist unmöglich; aber eine alte „Bedienerin", welche Wasser bringt und Morgens die Milch holt, kann man nicht entbehren; man wird doch nicht verlangen, daß die Beamtenfrau mit der Wasserbütte geht? Uebrigens ist sie auch schwach auf der Brust und gelangt nie, ohne den Athem zu verlieren, bis in das dritte Stockwerk. Die Wasserfrau erhält jährlich 20 fl. Bleiben 180 fl. Unvorhergesehene Ausgaben — abgesehen von Arzt und Apotheke! — betragen leicht auch 20 fl. — so haben wir denn noch 160 fl. Davon heißt es die Nahrungsmittel bestreiten. Da ist nun Schmalhans Küchenmeister. Im Grunde genommen ist der Morgenkaffee die Hauptmahlzeit. Er wird täglich servirt und die Kinder freuen sich immer, wenn die wohlgebogenen „Kipfel" und „schön braun" gebackenen „Semmeln" gebracht werden. Was wird doch in Wien Kaffee getrunken! Diese braune, oft auch blaugraue Flüssigkeit von nicht immer unterscheidbarem Geschmacke ist einer der wichtigsten Faktoren des socialen Lebens. Man kann sagen, viele der mittelloseren Frauen nähren sich fast ausschließlich vom Kaffee. Und sie sind zufrieden dabei! Mit Wonne schlürfen sie den Trank, der für sie in Wahrheit die Milch der frommen Denkungsart vertritt, freilich etwas versetzt schon mit dem

gährenden Drachengift, das aus der Moccabohne bereitet wird. Ja, es gehört eine fromme Denkungsart dazu, diesen „Pantsch“ genießbar zu finden! Es ist himmelschreiend, was von Seite der Bäcker, die das Brod immer en miniature herausgeben, von Seite der Kaufleute, welche die geriebenen Kaffeebohnen mit allerlei seltsamen Surrogaten vermischen, von Seite der Milchmaier, welche aus Milch mit Hilfe von Mehl, Eiweis und anderen Ingredienzien: Sahne, und aus Wasser: Milch zu machen verstehen, gesündigt wird! Himmelschreiend, wenn man erwägt, daß dieser schändliche Betrug auf Kosten jener beweinenswerthen Armen geübt wird, die ihre „blutig erworbenen“ Kreuzer für so schlechte Waare hergeben müssen. Zwar geht die Polizei diesen Betrügern, wie man zu sagen pflegt, „auf die Kappe“. Der Galaktometer ist die Ruthe, mit der manchmal der Milchverkäufer gegeißelt wird — er ist daher wohl eine der verhaßtesten Erfindungen! In Wien jedoch — und das ist nicht genug zu beklagen — wird der Arm der Polizei vom Publikum selbst lahm gelegt. Das scheint unbegreiflich — und doch ist's so. Der Wiener vertheidigt den Dieb, den Betrüger und Vagabunden gegen die Organe der öffentlichen Sicherheit. Er ist der Gegensatz zu jenen Rittern des Mittelalters, welche sich der unterdrückten Unschuld annahmen. Um sich diese Erscheinung zu erklären, weist man gemei-

niglich darauf hin, daß dem Volke durch das Metternich'sche Spionirsystem alle Achtung vor der Polizei geraubt wurde, daß dieselbe gar manche Taktlosigkeiten und auffallende Ungeschicklichkeiten sich schon zu Schulden kommen ließ, daß die Polizeisoldaten meist ungebildete Leute sind, die oft nicht einmal der deutschen Sprache mächtig seien. Das genügt jedoch nicht. Die Franzosen haben auch eine geheime Polizei, Mißgriffe kommen auch anderswo vor, der englische Konstabler wird auch nicht immer ein Muster von Intelligenz sein — und dennoch fügt sich Jedermann, wenn die Polizeiperson „im Namen des Gesetzes" auftritt. Der Wiener jedoch hat einen seltsamen Hang, gegen das Gesetz, und wenn dasselbe auch noch so gut ist, zu demonstriren. Er ist ein geborener Oppositionsmann. Die vielgerühmte Gemüthlichkeit wird oft eine ganz verdammliche Schwäche gegen Rohheit, Ungesetzlichkeit, Lüderlichkeit. Daher jene widerlichen Scenen, die man nur in Wien erleben kann, daß nämlich ein mit der Polizei in Konflikt Gerathener von dem Publikum geschützt wird. So ist es kein Wunder, wenn sich der Wiener von allen möglichen Strolchen und Lumpen peinigen lassen muß. Geschieht ihm recht! — Doch kehren wir wieder zu unserm „kleinen Beamten" zurück. Wie dankt er im Stillen den Türken, daß sie einst Wien belagert und so die Gelegenheit geboten haben, ihnen die

Kaffeevorräthe abzujagen, wodurch eben das Kaffeetrinken allgemein üblich geworden ist! Die halbe „Semmel", die ihm übrig bleibt, nachdem er sein „Frühstück" verzehrt, steckt er zu sich und nimmt sie mit in die Kanzlei. Es ist sein „Gabelfrühstück". Behaglich schlendert er über den „Exerzierplatz" — ausgenommen es ist Uebungstag; denn da heißt es auf seiner Hut sein. Es wimmelt von Soldaten auf dem Glacis. Plänkler kommen eiligst über den Weg; sie knieen nieder, vor dir, hinter dir; jetzt zielen sie, jetzt schießen sie. Nun kommen sie gar in ganzen Kolonnen: „Links, rechts, links, rechts!" Da sind sie, dort sind sie, überall sind sie. Der kleine Beamte ist glücklich, wenn er endlich, ohne von den Marschkolonnen zerquetscht, ohne von einem dahersprengenden Reiter zu Boden geworfen worden zu sein, das Weichbild der Stadt erreicht. Hier bedarf er wieder einer andern Art von Vorsicht, um nicht in das Netz des Verderbens zu fallen. Auch ihn locken ja die ausgestellten Herrlichkeiten in den Schauläden. Mit einer wahren Schmerzensmiene betrachtet er all die Herrlichkeiten und Delikatessen, die ach! für ihn unerreichbar sind. Auf der Freiung sitzen zu Dutzenden die Verkäuferinnen und bieten köstliche Gemüsesorten, Spargel, schöne Trauben, schmackhafte Pfirsiche und anderes Obst um theures Geld den Vorübergehenden zum Kaufe an. In der Nähe ist gleich eine Delikatessenhand-

lung von Sacher und macht durch die ausgestellten Sachen dem armen, „kleinen Beamten“ die Zähne lang! Ach, nur ein Flügelchen von diesem gebratenen Kapaun! Ach, nur ein Gläschen von jenem feurigen Sicilianischen Wein! Wie würde das erwärmen, erquicken, mit der Welt versöhnen, gegen die er einen wahren Brutusgroll, einen wahren Kassiusingrimm empfindet! Und da ist der Börsenbazar, die Strauchgasse, wo der große Götzentempel, das Heiligthum des goldenen Kalbes steht. Hier schwingen die Oberpriester dieses seltsamen Gottes, die Herren Rothschild, Sina, Eppstein, und wie die beschnittenen Millionäre alle heißen, das Rauchfaß und tanzen im Vereine mit den frommen Gläubigen um das Götzenbild. Hier spielt man um Millionen — und der kleine Beamte hat fünfhundert Gulden jährlich. Während er nun seinem Bureau zueilt, macht seine Ehehälfte Anstrengungen, ein Mittagessen herzustellen. Es ist schon in den letzten Tagenen des Monats; sie hat nur einige Zehnkreuzerscheine mehr im Baaren. Ein halbes Pfund Rindfleisch, wovon die Hälfte jedoch nach der menschenfreundlichen Gepflogenheit der Wiener Fleischhauer aus Knochen besteht, ist bereits gekauft. Für das übrige Materiale wird der „Greißler“, d. h. der Kleinhändler in Anspruch genommen. Der Greißler ist ein sehr wichtiger, für die kleinen Parteien unentbehrlicher Mann. Sein „Laden“ ist die

Markthalle der armen Leute. Er ist besonders darum so gesucht, weil er auf „Borg" gibt. Die Beamtenfrau schickt das kleine Lieschen zum Greißler um Brod, etwas Mehl und Kleinholz — aber ach, ohne Geld. Lieschen muß die gekauften Nahrungsmittel auf das Kerbholz schreiben lassen. Einige bekannte Frauen stehen im „Greißlerladen". Der Herr Greißler wirft Etwas hin, wie „Bagage", „Beamtenpack". Lieschen, so jung sie ist, fühlt recht gut die Schmach, die sie erdulden muß. Purpurroth, mit Thränen im Auge, verläßt sie den Laden. Nun geht erst das Geschnatter los und die armen Beamtenleute werden zu allem Jammer noch tüchtig „ausgerichtet". So lebt man kümmerlich die Woche hindurch. Es kommt der Sonntag. Der kleine Beamte hat nichts zum „Verjucken" oder „Verhauen" wie der Arbeiter, der Strike machen und höheren Lohn erzwingen kann! Ja, die kleinen Beamten, diese Aermsten unter den Armen, die sollten Strike machen! Aber was hülf' es ihnen? Wenn sie um den jammervollen Sklavenlohn nicht dienen wollen, gut, man braucht sie nicht. Tausende für Einen findet man! Also heißt es fein ducken und nicht mucksen! Am Sonntag wenigstens „fidel" zu leben, wie selbst der ärmste Arbeiter, dem kleinen Beamten trägt es das nicht. Aber einen Spaziergang in den Prater wenigstens muß er doch wagen können, damit die Frau und die Kinder ein wenig

„in's Grüne" kommen. Denn die Kindergärten im Schönborn'schen Palais oder im ehemaligen Weghuber'schen Garten sind nichts als stauberfüllte Rendezvousplätze für die Dienstboten, wo die Sali's, Kathi's und Merianka's sich zusammenfinden mit „Pane Korporal" oder „Feldwebel ihriges", wahrlich nicht zur moralischen Bildung der oft mehr, als man glaubt, verständigen Kinder.

Also in den Prater! Man wird doch, trotz der Praterregulirung, trotz der wahrhaft wie ein erschreckender Wahnsinn gewisse Behörden befallenden Wuth, jeden grünen Baum umhauen und verkaufen zu lassen, eine geradezu unbegreifliche Thatsache!! — also man wird doch noch ein Stückchen Wiese, ein kleines Wäldchen den armen, kleinen Leuten zur Sonntagsfreude lassen. Das bischen Grün sucht der kleine Beamte auf, da erquickt er seine von Aktenstaub bedeckte Lunge, da athmet er tief auf und lächelt — ach er lächelt. Das ist ihm lange nicht passirt. Da seine Frau dies sieht, lächelt sie auch. Aber trotzdem ist dieser „Ausflug" für den armen Familienvater eine schwere Prüfung. Der kleine „Peppi" will jetzt ein „Kipfel", und dann Kirschen. Er möchte sogar „Ringelspiel fahren!" Welche Kühnheit! Höchstens den „Praterwurstel" anzusehen kann ihm gestattet werden. Das kostet auf dem letzten Platz nur Einen Kreuzer. Ein billigeres Vergnügen gibt es nicht. Es ist das einzige

Theater, für das der kleine Beamte den Eintrittspreis erschwingen kann. Nun kommt auch Lieschen mit Wünschen. Sie möchte gern einen Mohnkuchen. Sie theilt ihr Verlangen leise der Mama mit, diese deutet es zögernd dem Papa an: „Warum nicht gar Schnepfen?" Dem Gesuche kann keine Folge gegeben werden! Ihr habt keine Zeit, Kinder, zum Essen! Spielt also auf dem Rasen! Vorwärts! Marsch! Es hilft jedoch Nichts. Durst und Hunger stellen sich ein. Die Familie begibt sich in eines jener originellen Wurstelpraterwirthshäuser, wo mitunter Musik gemacht wird oder eine längst aus der Mode gekommene Volkssängerin ihre Lieder ertönen läßt. Es wird ein „Krügel" Bier bestellt. Die Frau kostet davon, die Kinder erhalten einige „Salzstangerl". Der herbeieilende „Salamuzzimann", der Salamiwurst und Käse anbietet, wird barsch abgewiesen. Man bricht bald wieder auf, um vor der Sperrstunde nach Hause zu kommen; denn vom Prater bis in die Josefstadt ist ein „Narrenweg". Viele Unterhaltungsorte, wie Fürst's Volkstheater, der Cirkus, Stuwer's Feuerwerksplatz, wo es heute großes Spektakel gibt, locken vergebens. Wenn man wenigstens mit der Pferdebahn bis auf den Melkerring fahren könnte! Das wäre doch Etwas. Aber auch das kostet Geld! Indeß die Kinder sind sehr müde. Eine Weile versucht man sie vorwärts zu bringen, indem man

ihre Aufmerksamkeit anderweitig zu beschäftigen sucht. Sie müssen die großen Häuser bewundern, dann die vorüberfahrenden Equipagen und das Getümmel der Spaziergänger. Da kommt auch der Herr Hofrath, der mächtige Chef des kleinen Beamten, daher gefahren. Welche Pferde! Was für ein eleganter Wagen! Der kleine Beamte hat sich immer schon den Kopf zerbrochen, wozu der Herr Hofrath denn 4000 fl. Gehalt braucht? Nun weiß er's. Er muß ja eine Equipage haben. Daran denkt er freilich nicht, daß hiezu der Gehalt, der den kleinen Beamten auf Lebenslang glücklich und reich machen würde, bei Weitem nicht hinreicht, daß der Herr Hofrath, um dies zu bestreiten, entweder „von Haus aus" Vermögen besitzen oder — Schulden machen muß. Ja, so mancher Hofrath hat Schulden und mancher kleine Beamte mit 500 fl. Gehalt hat keine Schulden. Inzwischen ist man bis in die Nähe der Aspernbrücke gekommen, der kleine Peppi kann jetzt aber wirklich nicht mehr gehen. Der Vater hebt ihn dann vom Boden auf und trägt ihn. Lieschen schleppt sich „Kruckerl machend" (halb weinend) am Arme der Mutter fort. Endlich erklärt auch sie nicht mehr weiter zu können. In der Nähe des Stadtparkes setzen sich Alle auf eine Bank nieder und warten die Pferdeeisenbahn ab. Es bleibt ja doch nichts übrig, als daß die Mutter mit den Kindern Platz nimmt, während der

Vater erklärt, er wolle zu Fuß nach Hause gehen. Der Abend sei ja so schön. Es wär' eine Sünde, zu fahren.

Das ist die Sonntagserholung des kleinen Beamten. Dafür die ganze lange Woche Elend, Noth, Verdruß und Arbeit! Und trotzdem, trotz aller Einschränkungen ist das Budget schon zu sehr belastet worden. Es ist erst der fünfundzwanzigste des Monats und kein Geld mehr im Hause. „Woher nehmen und nicht stehlen?“ Aber freilich in Wien ist nichts leichter als Geld zu bekommen. An allen Ecken und Enden sieht man Blechtäfelchen, auf denen geschrieben steht: Geld! Geld für Alles! Da hausen die kleinen Wucherer, die wie Pilze emporgeschossen sind, seit das Wuchergesetz aufgehoben worden ist. Diese Blutsauger wissen aus den Armen noch jene letzten Pfennige herauszupressen, welche ihnen die Steuerämter, die unerhörte Theurung der Wohnungen und Nahrungsmittel noch im Sacke gelassen. Die Noth drängt und der Hunger thut weh. Auf dieser Grundlage erbauen diese Geldvampyre ihre Häuser. Neben diesen Privatleihanstalten gibt es aber auch noch kaiserliche Versatzämter, das große Leihhaus in der Dorotheengasse, die allgemeine Verkehrsbank in der Wipplingerstraße und deren Filialen in verschiedenen Theilen der Stadt.

Will man in die ganze Tiefe des Elends vieler, vieler Menschen einen ausgiebigen Blick thun, so besuche

man einmal ein großes Leihhaus. Hier wird der letzte Rest des Wohlstandes manches Leichtsinnigen, aber auch manches unverschuldet in's Elend Gerathenen begraben. Pretiosen, Uhren, Kleidungsstücke, das letzte Andenken an Vater und Mutter, der mit Thränen des Jammers benetzte letzte Ring, der letzte Silberlöffel — es wird Alles hingegeben, um Brod kaufen zu können. Ist man am Verfalltage nicht im Stande, das Pfand einzulösen, nun, so wird es „verhirschelt". So verschwindet das Letzte, was den Armen noch mit der Welt des Besitzes verbindet.

O thränenreiche Tragödie des Lebens der armen, kleinen Leute!!

Glück und Ende einer Ballettänzerin.

Freitag den 13. Mai 1870 wurde in Wien die fünfzehnjährige Ballettänzerin Anna Jacksch beerdigt. Während der Vorstellung im neuen Opernhause (es wurde das Ballet: „Sardanapal“ gegeben) war die Unglückliche einer Coulissenlampe so nahe gekommen, daß die leichten Kleider Feuer fingen. In einer Sekunde steht sie in Flammen. Vor Angst die Besinnung verlierend, läuft sie über die Bühne. Balletmeister Telle bemerkt es und eilt auf sie zu. Ein Schrei des Entsetzens ertönt aus dem Zuschauerraum. Der Vorhang fällt. Ein Arbeiter erfaßt das brennende Mädchen, wirft es zu Boden und erstickt die Flammen mit nassen Decken. Es ist schon zu spät. Die Tänzerin ist so erheblich verletzt, daß alle Versuche, sie zu heilen, scheitern. Das Wasserbeet vermag sie nicht zu retten. Das Feuer ist stärker als das Wasser. Es ist boshafter und grausamer zugleich. Das Wasser tödtet, aber das Feuer martert, eh' es tödtet. Anna Jacksch muß

sterben. Sie erliegt den gräßlichsten Brandwunden. Gleichzeitig mit ihr trifft dieses Schicksal mehrere andere Personen in Wien. Wie viele schon, seit die liebliche Erzherzogin Mathilde starb? Eine siebenzehnjährige Handarbeiterin, welche beim Kerzenlicht arbeitet, um Brod zu verdienen, verbrennt zu einem Häuflein schwarzer Asche; Hermine Laforest, die Schwester eines Mannes, der an Einem und demselben Tag die süßeste Freude und das bitterste Leid erfahren mußte, stirbt unter den furchtbaren Leiden, während ihre Schwägerin aus derselben Ursache mit dem Tode ringt. Die Laforest's, auf einem kleinen Hochzeitsausfluge begriffen, werden das Opfer eines tragischen Geschickes durch einen Unvorsichtigen, nein, durch einen Elenden, der über die Brücke gehend, in der Nähe der Damen ein Streichhölzchen anzündet, dessen wegspringender Kopf auf die Schleppe der jungen Frau fällt. Ist das eine verzeihliche, eine zu entschuldigende Unvorsichtigkeit? Nein! Man weiß doch, daß dies namentlich in der Nähe von Damen gefährlich ist? Man sucht doch nach, man macht doch aufmerksam auf die Gefahr! Wo ist er denn, der Ruchlose, der sich hinwegschlich und die Armen dem Verderben überlieferte, der eine ganze Familie unglücklich machte? Er komme doch und sehe, was er angerichtet. Doch nein! Er wird nicht kommen, er wird fortleben, unerkannt! Aber mit dem Gerichte im

Herzen! Was hilft hinterher alle Theilnahme mitleidiger Seelen? Was hilft das großartige Trauergepränge, was helfen die Blumen und Lichter, die unzähligen Leidtragenden und die rührenden Gesänge am Grabe?

Als die jugendliche Ballettänzerin von dem schrecklichen Unglücke betroffen wurde, erschien selbst der Monarch auf der Bühne, tröstend und Willens, jede menschenmögliche Hilfe zu schaffen. Aber auch seine Macht ist zu Ende hier. Die kaum aufgeblühte Blume senkt, von der Flamme erfaßt, das Köpfchen. Keine Hilfe!

Das Ballet nimmt seinen Fortgang. Eine andere Tänzerin tritt an die Stelle der Unglücklichen, welche fortgetragen wird, damit sie sterbe. In der nächsten Viertelstunde hüpfen und springen lachend und lockend die Sylphiden des Ballets auf derselben Stelle, wo ihre Schwester unter gräßlichen Schmerzen, halbverkohlt, zusammensank. Und das Publikum, das erst einen Schrei des Entsetzens ausstieß, klatscht in die Hände und ruft Bravo! Bravo! Ja, wohl: Bravo! O ihr gefühlvollen Seelen! Ihr zarten Nerven! Ihr mitleidigen Herzen! Bravo! Bravo!

Wenn in den römischen Amphitheatern die Fechter blutend und unter Todesröcheln zusammensanken, so schrie das wilde, blutlechzende Volk auf den Galerien: „Repete!"

Um wie viel seid ihr besser, die ihr in den glän-

zenden Hallen des Opernhauses sitzend, jetzt ein junges Geschöpf in seinen Qualen sich windend sehen und dann doch der Fortsetzung des Schauspieles beiwohnen könnt, als wäre nichts geschehen?

Eine Balletänzerin ist verbrannt. Was ist's weiter?

Warum war sie auch so leichtsinnig? So unbesonnen? Warum verlor sie die Besinnung? Warum sind die Rettungsanstalten im neuen Opernhaus nicht besser? Uebrigens — was geht das Alles uns an? Wir zahlen unerhörte Preise; dafür wollen wir Unterhaltung! Man käme weit, wenn man immer feiern wollte, so oft ein Unglück geschieht. Einmal stürzt ein Haus ein und erschlägt und verstümmelt Dutzende von Arbeitern; dann ersticken wieder Einige, oder werden vergiftet, oder zerschmettert von einer Maschine. Wir lesen es in den Zeitungen, wir sammeln Geld für die Verunglückten. Was können wir mehr thun?

Und dann! Kann man der allgemeinen Theilnahme für Unglückliche schöneren Ausdruck geben, als dies in Wien geschieht? Fräulein Jacksch hätte eine wahre Freude gehabt, wenn sie ihr eigenes Leichenbegängniß hätte sehen können. Auf Rosen lag der halbverbrannte Leichnam und unzählige Kränze verbargen das grauenvolle Bild. Der Sarg war mit einem blauen, mit Silbersternen bedeckten

Sammtbahrtuche bedeckt, und unter den Klängen der Musikkapelle der Entreprise des pompes funèbres und geleitet von vielen hohen, militärischen und Kunstnotabilitäten sowie von einer ungeheuren Menschenmenge wurde die Todte in die Kirche zum h. Josef auf der Mariahilfer Straße getragen. Nach der kirchlichen Einsegnung wurde von dem männlichen Chorpersonale des Hofoperntheaters unter Herbecks Leitung ein rührender Todtengesang angestimmt. Dann wurde die Leiche nach dem Friedhofe geführt und unter Gesang, Gedräng und Getümmel aufrichtig Trauernder und bloß Neugieriger in die Erde gesenkt. Welch' ein Triumph für die fünfzehnjährige Sängerin! Alles, was sie sich gewünscht, in reichstem Maße ist es ihr zu Theil geworden! Freilich war es ihr letztes Debut! Aber welch' ein Zudrang! Alle Eintrittskarten — denn solche waren für den Besuch der Kirche während der Trauerfeierlichkeit ausgegeben worden — vergriffen! Kränze in Hülle und Fülle! Welche Kritiken, geschrieben unter Thränen und mit zitternder Hand! Sollen Dir's nachthun, die Salvioni, die Stadelmayer, deine eigene Schwester selbst, welche, wenn auch mit aufzuckendem Herzen über dieselben Bretter hüpft, auf denen Dich die grausame Flamme erfaßte! Aber man wird applaudiren, und sie wird sich verneigen, und sie wird lächeln, so glücklich, so selig! Ach,

es ist doch ein schönes Loos, so bewundert zu werden, so zu entzücken, zu begeistern, jede Bewegung von tausend Augen verfolgt zu wissen und mit rauschendem Beifalle belohnt zu werden. Welch' ein Glück, so im buchstäblichen Sinne durch das Leben zu tanzen und vielleicht tanzend — zu sterben, wie die fünfzehnjährige Anna Jacksch!

Nur „schimpfen!"

„So lange die Wiener schimpfen", soll Kaiser Franz gesagt haben, ist's gut; wenn sie aber einmal Nichts mehr sagen, dann wird die Sache bedenklich!" Wenn dieser Ausspruch richtig ist, dann muß es bei uns immer noch nicht (wer sollte das glauben?) zum Aeußersten gekommen sein; denn geschimpft wird in Wien gottsjämmerlich. Ich glaube jedoch, dieser Ausspruch, der dem guten Kaiser Franz in den Mund gelegt wird, ist nicht richtig. Warum nicht? Weil es bei uns schon hie und da zum Aeußersten gekommen ist, aber geschimpft wird doch. Sollte, was Gott verhüten möge, der abgetackelte Präsident des alten Abgeordnetenhauses ein guter Prophet gewesen sein und Oesterreich „aus dem Leim" geh'n, so wird „schimpfend noch und fluchend" zum alten Reich hinaus der letzte Wiener zieh'n. Der letzte Wiener! denn das ist in gewissem Sinne gleichbedeutend mit: der letzte Oesterreicher! Doch nein! Bis dahin sind wir noch nicht ge-

kommen! Wir können noch getrost — weiter schimpfen, ohne fürchten zu müssen, von einem preußischen Gens-d'armen am Kragen gefaßt zu werden. Selbst Herr von Kaisersfeld kann ruhig sein. Noch wird ihm vom königl. preußischen Obertribunal nicht der Prozeß gemacht. Er schimpfe im Frieden!

Was die „Schimpfomanie" anbelangt, man verzeihe diesen Ausdruck! so gleicht der Wiener jenem Menschen, dem nun schon einmal nichts „recht" ist, es mag sein, wie es wolle. Nur das, was noch nicht ist, ist ihm recht, über Alles, was einmal da ist, schimpft er. Damit ist nicht gesagt, daß der Wiener immer Unrecht hat, im Gegentheile, er ist nur zu oft im Rechte! Es soll hier nur die Richtung charakterisirt werden. Sie ist bezeichnend für den Bewohner der schönen Kaiserstadt. Es ist eine harmlose, unschuldige Liebhaberei, und die Polizei hat Recht, daß sie sich nicht mehr darum kümmert. Früher und nicht etwa nur in den goldenen Zeiten Sedlnitzkys, meinte man jeden Wiener, der auf das „System", auf diese und jene einflußreiche Persönlichkeit, auf diese und jene Maßregel schimpfte, arretiren zu müssen. Mein Gott, wollte man dieser Praxis treu bleiben, so müßte man die ganze Wienerstadt arretiren. Jetzt schimpft Alles. Die Niederen schimpfen auf die Hohen, aber auch die Hohen

schimpfen auf die Niederen. Das Volk ist mit keinem, wie immer beschaffenen Ministerium zufrieden, und die Ministerien erklären, ein solches Volk nicht mehr regieren zu können. Die Centralisten schimpfen auf die Föderalisten und nennen sie die Zertrümmerer Oesterreichs. Diese schimpfen auf die Centralisten und sagen, sie arbeiten den Preußen in die Hände. Die Rechten schimpfen auf die Linken, die Linken auf die Linksten. Die Radikalen schimpfen auf die Liberalen, diese auf die sog. Falschliberalen und Liberalkonservativen, und Alle zusammen auf die Klerikalen und Konservativen. Groß und Klein, Civil und Militär, Geistliche und Laien, Beamtete und Unbeamtete, Reiche und Arme, Männer und Frauen — Alle, Alle sind darin einig, daß es nicht mehr möglich ist, zu existiren. Da sie aber doch existiren müssen, so schimpfen sie Alle und über Alles, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Und wenn Alles schimpft, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch die Zeitungen schimpfen, denn sie sind ja der Widerhall der öffentlichen Meinung. Es ist fast unmöglich, irgend Etwas anzuordnen oder zu unternehmen, worüber nicht geschimpft würde. Es gibt aber ein Mittel, die Wirkungen des Schimpfens zu paralisiren: Ausharren. Wer den Muth besitzt, irgend einer unpopulären Maßregel wegen das Geplänkel der Journale, die

Dringlichkeitsanträge im Gemeinderath und in den verschiedenen Vereinen, die Volksversammlungsresolutionen und die Wuthausbrüche in den Kaffee- und Bierhäusern so lange über sich ergehen zu lassen, bis über etwas Anderes — geschimpft wird, der hat gewonnen. Ueber das Radamontiren kommt man nicht leicht hinaus, und so bleibt schließlich die ungeheure schimpfende Majorität in der — Minorität. Laßt den Wienern also dieses Vergnügen. Es schadet ja nicht's. Ob sie schimpfen oder nicht, es ist ja doch Alles Eins.

Der Suezkanal bei Wien.

War das ein Spektakel mit diesem Suezkanal! Halb Europa brach auf, um nach Aegypten zur Eröffnung dieser Kommunikationsstraße zu reisen. Es ist freilich etwas Großes. Der Riesengedanke der alten Pharaonen ist realisirt. Niemand hat mehr Ursache, sich darüber zu freuen, als die Oesterreicher, die Wiener. Aber es soll doch manche, sehr einflußreiche Persönlichkeit, manche bedeutende Korporation bei uns geben, welche entweder nie etwas von einem Suezkanal gehört hat oder denselben vornehm ignorirt. Wenigstens merkt man nichts davon, daß er österreichischerseits genügend ausgebeutet würde. Mein Gott! Wir haben auch gar keine Zeit! Wir haben an andere Dinge, als an die Hebung des Volkswohlstandes zu denken! Den Engländern freilich ist der Suezkanal ein Dorn im Auge und die Engländer haben viel, viel Geld! Sollte etwa gar — doch nein! Wir sind schon so gewohnt, überall, wo wir in unserem öffentlichen

Leben auf eine, das Volkswohl schädigende Unterlassung, auf eine das Aufblühen der gewerblichen und kommerziellen Thätigkeit hindernde Maßregel stoßen, gleich die böseften Vermuthungen zu hegen, während doch — zu unserer Ehre oder Schande? sei es gesagt, — unsere angeborene Lethargie, Apathie und das bekannte „Sichgehenlassen" nur zu häufig die Schuld trägt! Bei alledem muß man doch zugestehen, daß es manchesmal geradezu unbegreiflich ist, warum dieses oder jenes, was doch so gut und nothwendig wäre, nicht geschieht, während doch Vieles, was Niemandem eine Freude macht, was unnützes Geld kostet und ruhmlose Mühe verursacht, mit aller Energie angepackt und durchgeführt wird. Ich brauche, um dies zu belegen, nicht etwa hinzuweisen auf gewisse Dinge, welche Millionen kosten und uns wenig nützen; auf das riesige neue, mit Dampfmaschinen aller Art ausgestattete Verpflegsmagazin in der Leopoldstadt, das sich als gänzlich unpraktisch und unbrauchbar erwiesen; auf die Planirung der Glacisgründe, welche Wien zu einer Sahara machte und ganz überflüssig war, da man diese Gründe ja größtentheils wieder verbaut, auf die gewissenlose Ausstockung des Wiener-Waldes, dessen gänzliche Devastation nur mit Mühe hintertrieben wurde — auf, doch ach, auf was nicht noch Alles? Es genügt ja doch, die Sache anzudeuten. Das Schlimme und Unpopuläre wird bei uns schnell durchgeführt — das

Gute muß warten. Es kann freilich auch warten. Gewiß geschieht dies aber nicht zum Besten der Bürger. Und wir sind doch so dankbar für alles wirklich Gute und Große. Mit welchem Stolze erfüllt es uns nicht, daß die große Wasserleitung, nach jahrelangen Debatten, endlich gebaut wird, daß die Donauregulirung, welche Wien als Handelsplatz unendlich heben muß, endlich in Angriff genommen wurde. Der Monarch selber bewies durch seine Theilnahme an der Eröffnungsfeier, wie sehr er von der Wichtigkeit dieser volkswirthschaftlichen und sanitätspolizeilichen Unternehmungen überzeugt sei und Hunderttausende, ja Millionen von patriotisch denkenden Bürgern mit ihm. Wer das belebte Bild in den unteren Pratergegenden, die Bauhütten, die Baggerungsmaschinen, die kreuz und quer laufenden Interimseisenbahnen, die Tausende von durcheinander wimmelnden Arbeiter, die Italiener mit ihren zweirädrigen, von je einem Pferde gezogenen Schuttkarren, die messenden Ingenieure und Beamten, welche die Arbeiten beaufsichtigen, wer es gesehen hat, der wird es nie vergessen. So mag es während des Suezkanalbaues zugegangen sein. Vielleicht ein bischen bunter, ein bischen farbenreicher noch, aber wir sind mit dem schon zufrieden, was wir sehen. Uns gefällt unser Suezkanalbau über die Maßen. Wir blicken mit Stolz auf die großartige Unternehmung, welche dem Wohlstande der

Stadt Wien einen ungeahnten Aufschwung geben soll. Unser Blick haftet mit Entzücken an der herrlichen Stadelauer-Eisenbahnbrücke, welche über die regulirte Donau führt und die kaum ihres Gleichen hat. Freilich ist sie kein Werk einheimischer Industrie — aber wir haben sie doch! Vorwärts, österreichische Industrielle! Da seht ihr, was ihr anstreben müßt! Wir aber freuen uns des bereits Erreichten. Schon sehen wir ja im Geiste die in einem einzigen Bette unmittelbar an der Kaiserstadt vorüberbrausende Donau, schon überschauen wir unseren Donauhafen, bedeckt mit Schiffen aller Art, und fröhlich flattern die Wimpel und raucht es aus den Schlöten und wimmelt es von sich tummelnden, Waarenballen wälzenden, viel beschäftigten Menschen im Hafen von Wien.

Hurrah!

Die Vereinsraben.

Der Lateiner hat das Sprüchwort: „Solus aquila volat, corvi gregatim.“ (Der Adler fliegt allein, die Raben schaarenweise.)

Wenn dieses Sprüchwort ein Wahrwort ist, dann sind die Genie's in Wien sehr rar; denn in Wien steht das Vereinswesen in ganz unglaublicher Blüthe; ich weiß nicht, ob uns die Amerikaner in dieser Hinsicht noch übertreffen. Wien wird bald mehr Vereine, als Einwohner zählen. Es gibt keine Idee, keine Richtung des öffentlichen Lebens, kein Interesse, keinen Stand, der nicht durch irgend einen Verein vertreten wäre. Es ist fast unmöglich, in Wien zu leben, ohne wenigstens einem Dutzend von Vereinen als zahlendes, Ehren- oder korrespondirendes Mitglied anzugehören. Es gibt Leute, welche so vielen Vereinen beigetreten sind, daß sie, wollten sie ihren desfallsigen Verpflichtungen nachkommen, nicht ein einzig Stündlein des Tages für sich und ihre Berufsgeschäfte

erübrigen könnten. Man nennt diese sonderbaren Geschöpfe „Vereinsmaier“. Ich kenne Jemanden dieser Art, 's ist ein ganz gutmüthiger und sonst rechtschaffener Mann, der mehren, nach ganz entgegengesetzten Richtungen wirkenden Vereinen angehört, und doch in größter Seelenruhe fortlebt. Er hört die verschiedenartigsten Reden und schreit zu Allem: Bravo! Im demokratischen Verein vernimmt er Etwas von der Majestät und Souveränetät des Volkes! „Bravo“! In einem konservativen Verein gefällt ihm der Passus eines Redners über die von Gott eingesetzte, höchste Obrigkeit im Staate ganz besonders. Also: „Bravo“! Im Verein der deutschen Verfassungsmänner dünkt es ihm ganz in der Ordnung, daß Oestreich streng zentralisiert sein und die Deutschen die Oberhand haben müßten. Demgemäß: „Bravo“! Im Verein der Fortschrittspartei bejubelt er das Nationalitätenausgleichungsprogramm und möchte fast noch weiter geh'n, als diejenigen, welche auch den Gottschewern ein eigenes Ministerium und den Wasserpolaken einen selbstständigen Landtag einräumen! Bravo! Bravo! Gäbe es lauter solche Käuze, so wäre das Vereinswesen in kurzer Zeit ad absurdum geführt. Der hitzige Parteienkampf unserer Tage beweist jedoch, daß diese Urgemüthlichkeit mehr und mehr verschwindet und Jeder seinen entschiedenen Standpunkt einzunehmen sucht. In dieser Hinsicht bieten eben die

Vereine wieder einen kräftigen Halt und kann ihre Wirksamkeit nicht verkannt werden. In unserer Zeit thut ein festes Zusammenhalten der Gleichgesinnten noth. Der alleine fliegende Adler kommt wohl höher, aber die schaarenweise fliegenden Raben kommen weiter. Ich kenne Einen, der allein fliegen wollte — aber ach! Doch der war vielleicht eben kein Adler?! In einer Stadt bei Wien — sie wird ihn vielleicht einmal besser ehren! — schoß man ihn flügellahm. Aber ist er nur gesund — er wird sich wieder erheben!! —

Es wäre thöricht, den Versuch zu machen, auch nur die Namen aller Vereine aufzuzählen, welche in Wien existiren. Das gibt ja einen eigenen Zweig der Statistik. Wer darüber nähere Auskunft wünscht, wende sich an Herrn L. Fürstedler, welcher über das Vereinswesen Wiens geschrieben hat. In neuester Zeit sind zu den vielen wissenschaftlichen, geselligen, politischen noch die zahlreichen Arbeitervereine gekommen, welche sich am liebsten mit „Strikemachen" beschäftigen. Diese unzufriedenen Gehilfen helfen ihren Meistern von den Federn auf das Stroh; ob sie nun mit Lasalle dem Principe der Staatshilfe oder mit Schultze-Delitzsch der Selbsthilfe huldigen: ihr Grundsatz scheint zu sein, ihre Meister und vielleicht schließlich sich selbst zu Grunde zu richten. Sie wollen ihrer Meister Meister werden, dieses Geschäft verstehen sie

meisterlich, aber ihre Herren sagen, sie seien „saubere“ Gesellen!

Das Wichtigste in allen Vereinen sind die Reden; besonders gilt dies von den Vereinen mit politischer Tendenz. Die Donau ist groß und viel, viel Wasser ist schon hinab geflossen in's schwarze Meer; aber was sind diese Wasserfluthen gegen die unzähligen Vereinsredefluthen, die alljährlich gleich einer Ueberschwemmung über die Wiener-Stadt sich ergießen. Daß diese Fluthen auch Goldsand mit sich führen — nun ja, wer wollte das läugnen? Aber die Goldwäscherei in der Donau rentirt sich nicht. Auch fällt, namentlich in den Arbeiterversammlungen, im Zobeleum, manch' ein kühnes Wort, so daß der Polizeikommissär einzuschreiten gezwungen ist. Wären nur die Motive zu diesen Redethaten immer rein! Und werden unterschiedliche Arbeiterführer „in's Loch“ gesteckt, wäre dieses Martyrium nur stets ein makelloses! Meist ist aber der langen Reden kurzer Sinn — persönlicher Gewinn!!

Hört man solch' einen Vereinsraben krächzen, ich wollte sagen, einen Vereinscicero sprechen, so glaubt man, das goldene Zeitalter müsse sogleich anbrechen, wenn seine Ideen zur Ausführung gelangen. Ein Flüstern geht durch die Versammlung, wenn der berühmte, hoch- und tiefsinnige, charakterfeste, der freiheitliebende, patriotische, un-

eigennützige — der wahre Freund des Volkes Dr. So und So die Rednerbühne besteigt. Da er ein sehr populärer Mann ist, so wollen Einige von den Zuhörern schon „Bravo“ rufen, während er räuspert und spuckt. Endlich sagt er: Meine Herren! (Vereinzelte Bravo's!) „Sie kennen mich!“ (Rufe: Ja, ja, Bravo!) „Sie wissen, was ich will und ich weiß, was Sie wollen.“ (Rufe: Richtig! Bravo! Ja, wir wissen es!) „Was wir wollen, werden wir auch erreichen, wenn wir nur wollen!“ (Enthusiastische Zurufe, Hüteschwenken, Händeklatschen!) Diesem lorbeergekrönten Redner folgt ein andrer, aber unpopulärer Sprecher. Ein Murmeln, wie das des empörten Meeres empfängt ihn. Er stottert, etwas bleich geworden, das unvermeidliche: „Meine Herren!“ (Rufe: Herab mit ihm! Zur Ordnung! Redefreiheit! Nichts da!) „Aber, meine Herren, ich habe ja noch gar nichts gesagt!“ (Unwillige Zurufe. Zischen. Der Präsident läutet.) „Ich wollte ja nur —!“ (Allgemeines Geheul! Dem Redner wird das Wort entzogen.)

Das ist traurig. Ich muß sagen, wenn ich schon Mitglied eines Vereines wäre, so müßte es einer sein, in welchem es Sitte ist, jedem Redner zu applaudiren. Sonst flieg' ich schon lieber allein, und wenn schon nicht als Adler, doch als weißer Rabe in dem vereinsseligen Wien.

Leiden und Freuden eines Wiener Wahlmannes.

Was es heißt, wahlberechtigter Staatsbürger zu sein, das wird dem Wiener so recht klar, wenn die Zeit der Wahlen kommt. Da wird selbst der unbedeutendste Mensch eine gesuchte Persönlichkeit; da gilt seine Stimme Etwas; da finden es selbst betitelte und besternte Herren nicht unter ihrer Würde, seine schwielige Hand zu drücken und ihn „Freund und Mitbürger" zu nennen. Da kann er sich Etwas auf sich selbst zu Gute thun und im Bewußtsein seiner Bedeutung stolz auf das Deckelglas klopfen und sagen: „Wir sind der Staat!" Mit behaglichem Kopfnicken hört er bei der Wahlversammlung die Reden der Kandidaten an und gibt seine Zustimmung durch Bravoruf, sein Mißfallen durch „Oho"! durch: „Nein, nein!" oder durch unartikulirte Laute zu erkennen.

Je näher der Wahltag anrückt, desto wichtiger wird

der Wahlmann. Man appellirt von allen Seiten an seinen Patriotismus, an seine politische Reife, an seine Bürgertreue und Freiheitsliebe. An allen Ecken und Enden sind weiße, gelbe, blaue, rothe und grüne Plakate angeschlagen; sie enthalten Aufrufe von Seite der Wahlkomités, Programme aller Farben, Bitten, diesen oder jenen hervorragenden Patrioten zu wählen. Dienstmänner erscheinen mit gedruckten Anempfehlungen irgend eines Kandidaten, die sie jedem Vorübergehenden in die Hand pressen. Unser Wahlmann soll sich nun entscheiden! Jeder der Kandidaten verspricht das Mögliche und Unmögliche. Aufhebung aller Steuern, Reduktion der Armee auf Ein- und einen halben Mann, das ist noch das Mindeste! Ja, da thut dem Wahlmanne die Wahl weh'! Es kommt noch schlimmer. Eines Morgens, da der gute Mann eben beim Kaffee sitzt und sein Pfeifchen schmauchen will, fährt ein Fiaker vor; ein vornehm gekleideter Herr, mit scharf gebogener Nase, einem Binocle auf derselben und mit einem gewaltigen Napoleonsbart steigt aus dem Wagen und erscheint bald in der Wohnung des Wahlmannes. Er reicht dem sich tief Verneigenden vertraulich die Hand und beginnt ein unbedeutendes Gespräch, das jedoch in Kürze auf die bevorstehenden Wahlen sich wendet. „Ich rechne darauf," sagt der vornehme Herr, „daß Sie mir ihre Stimme geben. Ich will Ihnen nur Einiges mittheilen,

was für Sie zu wissen gut sein dürfte. Seien wir aufrichtig! Um was handelt es sich denn?" Der Wahlmann denkt nun vielleicht: „Na, um was denn? Um die Diäten, um die Möglichkeit, einen lukrativen Posten zu gewinnen?" Aber der Herr Kandidat ist zu klug, so Etwas zu sagen. „Es handelt sich," meint er, „ja doch nur darum, eine gewisse Partei (dabei zwinzelt er mit den Augen) nicht aufkommen zu lassen. Sie verstehen mich!" Der Wahlmann schämt sich, zu gestehen, daß er ihn nicht versteht, denn keine Partei will die andre aufkommen lassen. Aber das macht eben die Sache aus! Er kann sich denken, was er will, der vornehme Herr wird immer sein Gesinnungsgenosse sein. Er verspricht dem Konservativen, auf die Umsturzmänner ein wachsames Auge zu haben und dem Radikalen für gründliches Aufräumen in allen Gebieten des Staatslebens zu sorgen. War er liberal, so versteht es sich von selbst, daß er dem Liberalen gegenüber ein Mann von Konsequenz ist. Dem kirchlich Gesinnten, sagt er, er sei in sich gegangen und wolle mit den Freimaurern und Rationalisten nichts mehr zu thun haben und diese macht er auf die schmählichen Umtriebe „der Schwarzen" aufmerksam, deren Geißel er von jeher gewesen. Auch den Juden wirft er einen Brocken hin, und ködert so Alle, um am Wahltage siegreich aus der Urne hervorzugehen. Nicht immer gelingt aber auch das

raffinirteste Wahlmanövre, wie das die Niederlage des Dr. Schindler am Neubau im Juni 1870 bewies.

Kaum hat der vornehme Herr den Wahlmann verlassen, so erscheint ein andrer Kandidat mit einem struppigen Vollbart und breitkrämpigen Hut. Es ist ein richtiger Sozialdemokrat. Auch er plädirt in seiner Weise um die Stimme. Keine politische Richtung fürchten die Besitzenden mehr, als die sozialdemokratische. Da ginge es auf's Theilen aus! sagen sie mit Schreck. Der Wahlmann hat ein kleines Vermögen — wie könnte er dem Sozialdemokraten die Stimme geben? Aber das wagt er nicht zu gestehen, er verspricht daher, zu thun, was in seiner Macht steht. Uebrigens hat jeder Bezirk Wiens seine eigene politische Färbung, so daß nicht jeder Kandidat, er möge auch der vortrefflichste Parteimann und geachtetste Bürger sein, in jedem Bezirk möglich ist. Es kommt hiebei natürlich auf den Stock der Bevölkerung eines Stadtviertels an. Wie dieser gesinnt ist, das wird bei den Wahlen den Ausschlag geben.

Ein Kandidat nach dem andern erscheint oder ein Agent desselben, und unser Wahlmann ist froh, wenn endlich das Ende der Wahlperiode kommt und er mit seinem Stimmzettel in der Tasche auf das Rathhaus wandern kann. Welch' ein Glück, daß die Abstimmung eine geheime ist. Was hätte sonst der arme Wahlmann zu er=

warten, der seine Stimme einem Dutzend Kandidaten mit mehr oder minder bestimmten Worten versprochen hat und sie doch nur Einem geben kann? Zwar ohne Gefahr ist auch die geheime Abstimmung nicht. Es ist vorgekommen, daß man den Wählern die Zettel aus der Hand riß und ihnen andre dafür einhändigte, daß man noch vor der Wahlurne agirte, daß man offen fragte: Wem wollen Sie Ihre Stimme geben? Aber das sind Wahlumtriebe und dagegen die Gerichte anzurufen, steht Jedermann frei. Wenn nur nach so viel Müh' und Kümmerniß der „rechte" Kandidat durchgebracht ist, welch' ein stolzes Bewußtsein erfüllt unsern Wahlmann. Wie sinkt er gerührt den Freunden in die Arme und sagt es nun unverholen, mit Thränen im Auge: „Ich hab' ihm auch meine Stimme gegeben!" Er kann nun Abends getrost einige „Krügel" Bier über den Durst trinken, vorausgesetzt, daß seine Frau es erlaubt, oder, gibt der Gewählte ein Bankett, den schäumenden Gratischampagner durch die Kehle rinnen lassen. Vivat! Vivat! Das gibt einen Abend. An einer Musikbande fehlt es gewiß nicht und ist es auch noch nicht allgemeine Sitte, mit flatternden Fahnen durch die Straßen vor das Haus des Erwählten zu ziehen, so hat doch Mancher von den Wählern, um den Wiener Ausdruck zu gebrauchen, bei dieser Gelegenheit „seinen Fahn".

Das tanzende Wien.

(Im Jahre 1868 geschrieben.)

Das „lustige" Wien repräsentirt sich niemals glänzender, verlockender, liebenswürdiger und närrischer, als im Fasching.

Wenn der Prinz Karneval sein Scepter schwingt, dann hört „Alles auf" d. h. Alles tritt in den Hintergrund, was nicht auf den Karneval Bezug hat. Vienne s'amuse! Als gienge der berühmte Rattenfänger von Hameln durch die Straßen, sein verlockendes, fußbewegendes und herzerhebendes Liedchen pfeifend, so erfaßt die Bewohner Wiens eine furchtbare Drehkrankheit, daß sie anfangen zu hüpfen und zu springen nach den Klängen der Geigen der musikalischen Rattenfänger von Wien, der Strauße, Ziehrer's und Morellys: Cotillon, Quadrille, Zepperlpolka, böhmische, polnische, französische Polka, Walzer aller Grade bis zum — Cancan! Hu! — Ländler, Kör, Schottisch, Czardas, Galopp und so fort mit Grazie ohne Ende!!

Anfangs sind die Opfer dieser Epidemie sporadisch,

bald zahllos. Die unzähligen Inseratenspalten der beiden Fremdenblätter sowie die der meisten übrigen Journale enthalten fast nichts mehr, als Ballankündigungen. In letzter Zeit sind die Maskenbälle sehr stark in die Mode gekommen. Nicht der deutsch-nationale Mummenschanz, ah nein! Das Giftgewächs aus der großen Oper in Paris, das hat sich schnell bei uns akklimatisirt. Neben den Maskenbällen blühen die Costume und Elitebälle. Es gibt auch Bälle, auf denen nicht getanzt wird. Dahin gehören die Maskenbälle in den Redoutensälen und die Empfangsabende in den Ministerhôtels. Schnell berühmt sind die Empfangsabende bei Sr. Exzellenz, dem Herrn Reichskanzler, Baron Beust*) geworden. Dort macht die hohe Gemahlin desselben in der liebenswürdigsten Weise die Honneurs. Sie versteht es, die Politiker aller Parteien in gleicher Weise zu fesseln. Die Ungarn brechen in lauten Jubel aus; die Deutschen blicken in stummem Enthusiasmus nach ihr hin und selbst die Czechen würden gewiß freundlich lächeln, wenn sie da wären. Doch die kommen schon noch. Bälle, auf denen getanzt wird, sind die Hof- und Kammerbälle, zu denen auch der berühmte Bürgerball gehört.

---

*) Ei sieh! Der Herr Reichskanzler war damals, als ich diesen Artikel schrieb, noch Baron? Jetzt ist er bereits Graf und führt ein dualistisches Reichswappen. Bald wird er Fürst sein — Metternich war es ja! Bis dahin erlebt wohl mein Buch eine neue Auflage, dann wollen wir das „Baron“ korrigiren.

Der fröhlichste Spätling der Elitebälle ist der „Hesperusball". — „Er hat ein traditionelles Anrecht auf Heiterkeit und Frohsinn," ihn beherrscht ein so heller Ton der Frische und Lebenslust, daß er als eine der interessantesten Spezialitäten der Saison bezeichnet werden darf. Hier kann sich auch ein „armer" Literat die — Königinnen und Herzoginnen des — Burgtheaters in der Nähe betrachten. Sie sind so auffallend und so prachtvoll — kostumiert, daß keine Dame aus der „Zuschauerwelt" mit diesen Theaterprinzessinnen konkurrieren kann. Wer sollt' es glauben? Nicht einmal ein „Sechszehnhundertgulden=Kleid" konnte neben der Toilette des Fräuleins Wolter aufkommen? Die hat aber auch eine Gage!!

Es wird immer mehr Sitte, daß die verschiedenen Korporationen und Genossenschaften „eigene" Bälle abhalten, die freilich etwas tiefer stehen, als die Elitebälle. So haben wir einen Friseur=, einen Kellner=, einen Dienstmännerball erlebt. Bald werden wir vernehmen, daß die vereinigten „Beinlstierer" einen Eliteball und die Lumpensammler einen Maskenball zu veranstalten beschlossen haben. Sei es denn! Uns wundert gar nichts mehr.

Wirklich charakteristisch für Wien sind die sogenannten „Wäschermädelbälle" und der Fiakerball, der ausnahmsweise am Aschermittwoch abgehalten werden darf.

Hier findet man noch Urwüchsigkeit und naive Freude am Tanze selbst. Hier sind sie vertreten, jene ächten Wiener Kinder, jene „feschen“ Lerchenfelder und „kecken“ Lichtenthalerinnen, Wiener Vorstadtrasse, „wiff“ — „ferm“ — „aufgewichst“, was alles so viel bedeutet als „very fine!! Es ist die — Haute volée — der untersten Klassen.

Ein „fesches Lichtenthaler Wäschermadel“ — das ist in den Augen der Leute „vom Grund“ ein Ideal, eine Perle, ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Immer reinlich und mit einer gewissen Koketterie gekleidet, besitzt es im hohen Maße das, was die Franzosen „chic“ nennen. Das Wäschermädel trägt ein kurzes Röckchen, steif gebügelt, eine Schürze, Brusttuch und „Kopftüchel“. Letzteres weiß das Mädchen so geschickt zu werfen, daß diese an sich plumpe und geschmacklose Kopfbedeckung durch die kunstreiche Behandlung wirklich nett aussieht. Die Haltung des Wäschermädels muß, um dem Ideal zu entsprechen, eine kecke, herausfordernde sein. Die Arme in die Hüften gestemmt, den Kopf nach einer Seite in die Höhe geworfen, resolut in die Welt blickend — so tritt dir dies seltsame Geschöpf entgegen. Es hat eine sehr flinke Zunge und weiß jede Zudringlichkeit, falls ihr dieselbe unangenehm ist, mit einer entschiedenen, derben — nicht selten schlagenden Bemerkung

abzuwehren. Sie ist lustig „wie der Teufel" wenn sie sich einmal unterhalten will; — im Allgemeinen jedoch arbeitsam, anspruchslos und genügsam. Das Wäschermädel darf sich des Lebens freuen, aber beileibe nicht „schlecht" sein. Es ist ein frohsinniges, derbes, aber herzensgutes und braves Wiener Kind. —

Der „Bua" muß auch „fesch" sein, wenn er etwas gelten soll. Er trägt gerne ein grellfarbiges Halstuch, lose geschlungen, eine Kappe, „keck nach der Seite" und hat eine seltsame Frisur. Die Haare sind nämlich nach vorne an beiden Schläfen in der Form eines arabischen Sechsers „aufgewichst", daher „Sechsundsechziger" genannt. Der „Bua" hat das Herz, aber auch „das Maul" auf dem rechten Fleck. Er versteht es derb, ja grob zu sein und wenn er einmal „falsch" (d. h. zornig) ist, dann ist er „ein Viech". Er weiß allerlei „Hansjörgelstückeln" zu erzählen und singt „Vierzeilige", daß es eine Freude ist. Zum Besten läßt er sich nicht halten oder daß ihn Jemand „kujoniren" dürfte, „weil's dös gar nöt gibt!" Er spricht den wahren Lerchenfelder oder Lichtenthaler Dialekt und das ist eine kräftige Sprache. Er hat das „Ob's'd herrrgehst!" erfunden, welcher Zuruf zugleich Bezeichnung für die „Demimondlerinnen" geworden ist, die ihm ein Gräuel sind!! Er trinkt gerne und raucht sein

„Cigarl". Wenn er gut aufgelegt ist, so macht er derbe Witze und sagt dann schmunzelnd: „Na, so segn's!"

Wenn er Geld hat, dann ist er „kreuzfidel" und „haut auf" (d. h. er verschwendet sein Geld). Er ist „ein verfluchter Kerl" und ist Alles im Stande. Er trinkt sich einen „Kanonrausch" an und singt dann: „Hätt' ma's nöt, so thät' ma's nöt; mir than's holt, weil ma's hob'n!" Er hat auch Anwandlungen von „Vornehmthuerei". Dann tanzt er, statt des „Gestrampften" eine „Quadrille", ruft auch wohl den vor dem Tanzlokale draußen stehenden Mädchen zu: „Menscher, kummts eina, Damenwahl is!" Bei den Klängen einer mehr oder minder schlechten Musik wird denn nun gehüpft und gesprungen, getanzt und geküßt bis zum lichten Morgen. Dann geht das lustige Völkchen nach Hause, nicht aber um sich zu Bette zu begeben, sondern um zu arbeiten. Geht es doch dem Fiaker auch nicht besser, und der nimmt einen viel höheren Platz ein als das Wäschermädel und dessen „Bua". Der Fiaker ist sozusagen ein gnädiger Herr. Er hält Etwas auf ein „schönes Zeugl", und wie Pferd und Wagen nett und sauber sind, so ist er's selbst. Der grobe Spaß, statt Fiaker „Viehracker" zu sagen, geht ihn eigentlich nichts an, sondern gilt mehr dem „Komfortablekutscher" mit seiner verlumpten „Karrette" und dem „zusammengeschundenen" Gaul, obwohl

auch mancher „Komfortabler“ mit dem „Fiaker“ wetteifert. Was die „Humanität“ gegen die armen Pferde anbelangt, so ist in Wien überhaupt nicht viel davon zu bemerken. Es ist geradezu erschrecklich, was da zusammengeprügelt wird. Das Herz im Leibe thut Einem weh —! Thierschutzverein, wo bist du? — Doch ich wollte ja von dem Fiakerball und nicht von der Thierquälerei in Wien sprechen? Daß der Fiaker ein gnädiger Herr ist, der, ohne daß es ihm schadet, einmal auch über „die Schnur hauen kann“, zeigt sich nirgends so deutlich, als auf dem Aschermittwochball. Da sieht man, daß das Fahren „nach der Taxe“ eine Unmöglichkeit ist. Man müßte sich doch schämen, einen so elegant gekleideten und wirklich fein herausgeputzten Mann, der überdies lustig und witzig ist und „wie der Teufel“ fährt, nach dem viel zu geringen Polizeimaße zu bezahlen. Nein, nein! der Fiaker braucht Geld, er will leben und sich amusiren. Er ist es gewohnt, die Welt von Oben herab zu betrachten, und, während die armen Leute trübselig im Staube dahinwandern, ein kümmerliches Leben daheim langsam fristend, genießt er sein Leben im Fluge. Er hält es mit Egmont. Ahmen wir ihm nach; der Fiaker sei uns ein Vorbild. „Gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch“ — ei so bleibt uns

auch nichts übrig, als „muthig gefaßt“, wie der Wiener Fiaker, „die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken.“ —

Wie groß aber der Reichthum und Glanz, die Fülle weiblicher Schönheiten, die Pracht der Toiletten auch immer auf den verschiedenen Elitebällen sein mag, — die Maskenbälle haben dieselben fast in den Hintergrund gedrängt. Freilich, die anständigen Leute erröthen, wenn sie das Wort: Maskenball aussprechen, es sei denn, sie meinten die in den Redoutensälen abgehaltenen; denn auf allen übrigen machen die — Straßendirnen Reklame für ihr — Geschäft. Jenes wirklich anziehende Treiben, wie es den Korneval in Rom, Venedig, selbst in den deutschen Rheinstädten auszeichnet, sucht man hier vergebens. Nicht das reizende Versteckenspiel, das Abenteuerliche, Geheimnißvolle, das Sprühfeuer des Witzes zwischen zwei Personen, die sich kennen und doch nicht kennen, die sich suchen und finden, ist es, was die Wiener Maskenbälle so interessant macht — o nein! Eine Festung, deren Mauern ein goldbeladener Esel übersteigt, hat keinen Reiz für den Eroberer! Bevor wir unsere Leser — wenn sie überhaupt den Muth hiezu haben — auf diese Bälle führen, wollen wir einen anständigen Maskenball in den Redoutensälen — verhältnißmäßig anständig, muß man

jetzt schon sagen! — besuchen. Es ist zehn Uhr Abends. Das Schauspiel ist zu Ende und die glänzenden, mit Wachskerzen vornehm erleuchteten Säle beginnen sich allgemach zu füllen. Zwei Musikchöre, Strauß im ersten, eine Militärkapelle im zweiten Saale spielen die beliebtesten Tanzpiecen, obwohl nicht getanzt wird. Es ist dies bald auch gar nicht möglich mehr, weil die Menge der weiblichen Masken und der ballmäßig gekleideten Herren so groß ist, daß man sich nur mit Mühe hin- und herbewegt. — Man kann sie Alle hier in der Nähe sehen, die sonst so hoch über der Masse der gewöhnlichen Sterblichen stehen! Dort mehrere Prinzen des kais. Hauses, hier der Reichskanzler, einer der fleißigsten Besucher der großen Bälle, im eifrigen Gespräch mit einem Domino, in dem man mit Recht eine kleine, interessante Hofschauspielerin vermuthet!

Wie einfach, wie harmlos fröhlich erscheint doch dieser Baron Beust! Wie freundlich ist sein Lächeln! Wer sucht in ihm den großen Diplomaten, den Pacifikator Oestreichs? Ach, und was für ein abgetragener Cylinder deckt das gedankenreiche Haupt? Ist dieser Cylinder etwa historisch — wie das kleine Hütchen des großen Korsen? Ja, der Reichskenzler hat ihn auch in Pest, beim Krönungsfeste, bei der feierlichen Inauguration des Dualismus, getragen, und die dankbaren Ungarn haben ihm denselben

nicht — „angetrieben“. Sie haben Respekt bekommen vor dem Cylinder!

Warum fällt mir gerade jetzt ein, was ich in dem Briefe eines kleinen Mädchens las, das der Krönungsfeierlichkeit in Pest beiwohnte? Das zwölfjährige Kind schrieb: „Ach, war das eine Pracht! Die Magnaten alle in goldstrotzenden Gewändern, mit Edelsteinen bedeckt, Mama, das hättest du sehen sollen! Nur der arme Kaiser hatte einen alten, unscheinbaren Mantel um, von dem man nicht einmal die Farbe unterscheiden konnte!“ — O heilige Einfalt! Dieser Mantel ist mehr werth, als die goldstrotzenden Gewänder sämmtlicher Magnaten zusammengenommen. Es ist der Krönungsmantel des h. Stefan! — Warum mir diese Geschichte gerade jetzt einfällt?! — — —

Jener gelbseidene Domino ist gewiß die „Wolter!“ Ach, wie wichtig ist es doch, zu wissen, ob sie es ist oder nicht? Mehrere hohe Herren scheinen ihr Leben daran setzen zu wollen, es in Erfahrung zu bringen. Nun, nun! Ich denke, davon hängt das Heil Oestreichs denn doch nicht ab! —

Mit welchen Größen man hier zusammen ist, — man könnte sich fast Etwas darauf einbilden — wenn man diese Auszeichnung nicht mit Jedem theilen müßte, der zwei Gulden auf eine Eintrittskarte wenden mag —

und der einen schwarzen Frack besitzt! Welch' ein Glück! Jetzt tritt mir ein Minister — 's ist freilich nur ein Bürgerminister! — auf den Fuß, jetzt versetzt mir ein Gesandtschaftsattachée einen Rippenstoß; hier strauchle ich über die klafterlange Schleppe einer Theaterprinzessin, da komm' ich unwillkührlich mit der Fracktasche eines Finanzbarons in Berührung. Welch ein Vergnügen! Und doch! Die bösen Zungen sagen, ein Maskenball im Redoutensaal sei — „fade". O über die undankbare Welt!

Was will man denn von einem Maskenball?

Sie lachen?

Nun, dann muß ich doch meinen Freund, den Herrn von Rumpelmaier zu Rathe zieh'n! Er ist ja „incognito" im Dianen- und Sofienbad, im Theater an der Wien, in den Blumensälen, beim Schwender und Sperl — ja, wenn ich nicht irre, sogar in der Währingergasse in irgend einem verrufenen Lokale gewesen, wo selbst der Polizeikommissär manchmal einschreiten muß — im Interesse der öffentlichen Sicherheit — ich habe nicht gesagt: Sittlichkeit! Denn das wäre zu lächerlich!

„Nun Herr von Rumpelmaier, erzählen Sie doch!"

Und er läßt sich nicht lange bitten. Er ist so gefällig, der Herr von Rumpelmaier!

Aus seinen Mittheilungen geht hervor, daß alle Maskenbälle in den erwähnten Etablissements sich so ziemlich

gleichen; nur daß beim „Schwender“ in Fünfhaus auch ein kleines Theater, eine Kegelbahn, ein Wahrsager und allerlei sonstige Merkwürdigkeiten zu finden sind, die an Daum's berühmtes, den Wienern unvergeßliches Elysium erinnern. Schwenders Lokalitäten sind überhaupt die großartigsten und kann sich ein Maskenball daselbst, was die äußere Ausstattung anbelangt, kühn mit jedem ähnlichen Unternehmen in Paris messen. Auch das zu einem Maskenballsaal umgewandelte Theater an der Wien läßt in dieser Hinsicht Nichts zu wünschen übrig. Sehr elegant sind die Maskenbälle in den Badesälen. Der Ungar, ein Bekannter des Herrn von Rumpelmaier, sagt in dichterischer Begeisterung in Bezug auf die Metamorphose eines Badebassins in einen Tanzsaal:

„Im Sommer Schwimmmeistér, im Winter Débardeur!“

Recht nett sind die Bälle ferner in den Blumensälen der Gartenbaugesellschaft am Parkring.

Beim „Sperl“ sind die Lokalitäten etwas beschränkt. Hatten doch die Herren vom Juristentag anno dazumal kaum Platz genug, ihren Champagnerdusel auszuschlafen, wie erst sollte der Heuschreckenschwarm der leichtgeschürzten Straßenamoretten, weiblichen Husaren, Debardeurs und ihrer Verehrer Raum genug haben, unbeengt Cancan tanzen zu können? „Wie? Cancan?“

„Ja wohl! Was ist's auch weiter?“ sagt der Herr von Rumpelmaier, der über „unsere Skrupeln“ hinaus ist. Tanzt doch die Gallmeyer auf der Bühne Cancan? Und da weiß man doch nicht immer, wer zuschaut. Auf dem Maskenball aber — da weiß man's!“

„Ja da weiß man's.“

Herr von Rumpelmaier meint offenbar: „Den Besuchern eines Maskenballes schadet es nicht mehr!“ Prüderie wäre an solch einem Orte lächerlich. Das ist gerade so, wie wenn die Primadonna des Karltheaters singt: „Aber ich könnt' verdorben wer'n!“ Ha, ha, ha!! — Tritt man in den großen Tanzsaal eines der benannten Etablissements ein, so ist das Auge Anfangs geblendet von all dem Schimmer und Glanz der Farben. Ein sinnverwirrendes Durcheinanderwogen, ein Drängen und Treiben, ein wahres Maskenchaos! Folgt man dem Strom, so kann man bald, während man mit demselben durch den Hauptsaal, die Nebensäle, die Speisezimmer und durch das sogenannte „Gemüthliche“ schwimmt, die Oertlichkeit, wie die in derselben sich bewegenden Menschen genau betrachten. In den Tanzsälen ist dies allerdings dadurch erschwert, daß alle Augenblicke die Musik beginnt und die Schaaren zum Tanze sich ordnen. Ordnen! Jetzt bin ich fast erschrocken über dieses Wort! Als ob es da eine Ordnung gäbe! Ein unbefangener Beobachter

müßte der Meinung sein, diese ächzende, schwitzende, in fast unentwirrbare Knäuel zusammengedrängte, stampfende, sich drehende Menschenmasse sei die Bevölkerung eines Irrenhauses. Doch was red' ich! Besuche man doch das große Irrenhaus auf dem „Brünnlfelde“, so wird man sehen, wie anständig die „eigentlichen“ Narren sich benehmen im Vergleich zu den „Faschingsnarren!“ Das ist kein Vergnügen, keine Erholung mehr, das ist die wildeste, zügelloseste Lust, das ist Raserei.

Schöne oder sogenannte Phantasiemasken sieht man selten. In letzterer Zeit konnte man als Mönche und Nonnen Verkleidete oder mit Bischofsmützen geschmückte Debardeurs sehen! Wem gefällt das? — Die kleinen Ballettänzerinnen der Vorstadtbühnen lieben es, als Amoretten oder Teufelchen zu erscheinen. Und das ist eigentlich keine Maske! Mitunter eine Rococcofigur, eine Tyrolerin, eine Marketenderin, ein schöner Domino. Der Maskenpöbel besteht jedoch aus gewöhnlichen Dominos, Harlequins, Pierrots und Debardeurs aller — Farben.

Was ist ein Debardeur?

Eine leichte Dirne, in Faltenhemd und seidenen Höschen, mit Halblarve und keckem Lockenköpfen. Ein Geschöpf, das sich amusirt, indem es andere neckt, das wie ein Böcklein springt und wie ein Lämmlein weidet — auf fremder Wiese. Sprichst du den Debardeur an, so

sagt er: „Willst du meine Adresse?“ — Oder: „Zahlst du mir ein Gefrorenes?“ Oder: „Soupiren wir mitsammen?“ Manchmal gehn dem noch andere, scherzhafte, boshafte, selbst witzige Bemerkungen voran, aber darauf kommts nicht an! Willst du mit diesen Dingerchen „anbandeln“, dann „thu Geld in deinen Beutel!“ Darauf kommt's an.

Im „Gemüthlichen“ — ja, da ist's wirklich recht gemüthlich! Hier lösen sich alle Bande. Man trinkt Bier und ißt „Würstel mit Krenn“, man lacht und scherzt und kos't. —

„Und da hier die Scham nun nicht weiter gebeut . . .“

so — ja so kann man allerlei Gruppen sehen, die an die berüchtigte Photographie erinnern, welche den großen Alexander Dumas darstellt mit seinem — Schooßkinde, der Miß Adah Menken!!

Hier fallen — die Larven. Mancher, der die halbe Nacht schon irgend eine Maske herumgeschleppt, ihr Gefrorenes gezahlt und mit ihr soupirt hat, erreicht endlich hier sein Ziel. Was hat er sie bitten müssen, bis sie sich „demaskirt“. Aber, o Himmel! Er hat, „nach Allem zu schließen“, ein feines, rosiges Gesichtchen, mit schelmischen Augen und einem lieblich geschnittenen Mündchen erwartet und jetzt starrt er vielleicht entsetzt in eine ganz

gemeine Physiognomie. Welche Enttäuschung! „Da ist um jeden Kreuzer schad'!" denkt er sich. „Spricht's und verläßt sie zur selbigen Stunde." Er kann noch vom Glück sagen! Passirt es doch, daß ein galanter Herr seine eigene Frau verfolgt, die ihren lieben Mann zu beobachten, in Maske hiehergekommen, oder daß er seinem — Stubenmädchen verliebte Worte in's Ohr flüstert. Freilich sagt man, daß dies in Wien auch sonst vorkommen soll!

Schöne Sachen! Wahrhaftig, recht rührend! —

Der Morgen graut. Der Maskenspuck verschwindet. Abgespannt, „verlumpt", wie der Wiener sehr bezeichnend sagt, tief, tief herabgekommen, müde von dem unnatürlichen Rasen und Toben, müde, „als brauchten sie Jahrhunderte, um sich auszuschlafen", schlottern die „Gespenster", so Männlein als Weiblein, noch in das nächste Kaffeehaus und dann in die „Matratzengruft" — nach Hause.

Geheul, Geheul aus hoher Luft.
Gewinsel kam aus tiefer Gruft:
„Des Geldes bist du ledig ...
Gott sei der Seele gnädig!" —

— — —

Eine Spezialität des Wiener Karnevals sind die sogenannten „Narrenabende".

Wien hat sich von jeher durch einen großen Reichthum an köstlichem Humor, schlagendem Witz und über-

sprudelnder Laune ausgezeichnet, was die unzähligen Bonmot's, die satyrischen und humoristischen Blätter, dann die vielen einst oder noch bis zur Stunde blühenden Vereine und Gesellschaften beweisen, deren Zweck kein anderer ist. als Frohsinn und Heiterkeit zu pflegen und zu verbreiten. Dahin gehörte die „Ludlamshöhle“, welche Castelli in seinen Memoiren so ausführlich beschreibt; dahin gehören die noch jetzt bestehende „grüne Insel“, der Geselligkeitsverein „Hesperus“ und viele andere, weniger bekannte, theilweise ganz private, Gesellschaften ähnlicher Art. Alle die „Narreteien“, welche das ganze Jahr hindurch im Verborgenen blühen, werden im „Karneval“ der Oeffentlichkeit Preis gegeben. Als ob wir einen Mangel an „ordentlichen“ Narren hätten, treten in dieser Zeit unzählige „außerordentliche“ auf. Jedermänniglich bestrebt sich, in dem großen „Narrenthurme“ eine würdige Rolle zu spielen. Der Eine mehr — der Andere weniger — aber Jeder ein Narr! Das ist die allgemeine Physiognomie der Wiener Stadt — im Karneval. Die Narren haben natürlich auch ihre Empfangsabende, ihre Elitekränzchen und Ballfeste, man nennt sie „Narrenabende“ oder Costumeabende“. Eingehender Beachtung werth sind vor Allem der „Narrenabend des Wiener Männergesangvereins“ und der Costumeabend des „Hesperus“.

„Er ist wieder erstanden“ — ruft selbst die vornehme, schon etwas griesgrämige Wiener Zeitung (10. Februar 1868) aus — „der alte, fröhliche Narrenabend, den der Wiener Männergesangverein, Meister im Ernst wie im Scherz, vor Jahren in's Leben gerufen, er ist wieder erstanden nach kurzer Unterbrechung und die Chronik des Faschingslebens muß ihm eines ihrer schönsten und besten Blätter einräumen.“ — Wahrhaftig, solch ein Narrenabend ist etwas sehr — Gescheidtes. Mancher, der ihn mitmacht, wird ausrufen: „Dieser Abend ist der schönste — Tag meines Lebens!“ Mancher wird sich wieder gar nicht erfreuen an all den Tollheiten, er wird mit trübem Ernst den Kopf schütteln, — der ist erst ein rechter — „Narr“. Denn wenn man sich unter die Wölfe mischt, — muß man mit ihnen heulen, unter Narren muß man sich nicht das Ansehen eines vernünftigen Menschen geben wollen. Hier gilt selbst der berühmte Satz:

„Des Lebens Unverstand mit Wemuth zu genießen,
ist Tugend, ist Begriff“

nur zur Noth. Am Narrenabend des Männergesangvereins ging nach dem „närrischen“ Programme Alles „recht schön durcheinander!“ Alles hatte zugleich einen satyrischen Anstrich. Das Narrencomité schrieb — in Berücksichtigung der vielen wirklichen Dummheiten, die in

unserer Zeit geschehen, eingedenk des Spruches: Difficile est, satyram non scribere, eine Satyre in lebendigen Hieroglyphen. Da erschien eine „närrische Schützengesellschaft", die das dritte deutsche Bundesschießen in — Wien anticipirte; ein lächerliches Matrosencorps; eine Gesellschaft von edlen Czechen, die nach dem „heiligen" Moskau „wallfahrten", um die „wunderthätige Knute" zu verehren; eine Clique von „Fexen", der Mode-, Blumen-, Pferde-, Eissport-, Alpen-, Theaterfex in wahren Prachtexemplaren. Es marschirte in streng militärischer Ordnung eine Truppe von „Wilden" daher; unter ihnen der — König von Abyssinien. Man sah prächtige, mit Pfauenfedern geschmückte Salondamen männlichen Geschlechtes, kurz geschürzte Tänzerinnen, „fesche" Lichtenthalerinnen, und sonstige kühne und interessante Vertreterinnen der „Ob's'dhergehst"-Kreise. Der Männergesangverein trug unter Herrn Weinwurms Leitung närrische Lieder vor, zu denen die bekannten Wiener Humoristen Weyl und Grandjean die allernärrischesten Texte, Hopp und Koch die Musik geliefert hatten. Lebende Bilder, arrangirt von Schrittwieser, wurden von den Herren Kneisler, Scherg und Swoboda, dem „schönen Paris" des Theaters an der Wien, dargestellt. Der „Müller und sein Kind" und der Narrenchor mit dem Solo der „sieben Weisen Griechenlands", der in dem Chor aus der „Afri-

kanerin": „7 Mal 7 ist 49" gipfelt, sowie Kochs „alte Leier" erfreute sich des Beifalls aller anwesenden — Narren. — —

Der Kostumeabend des „Hesperus" — welchem Feste die Ehre zu Theil wurde, durch die Gegenwart Seiner Excellenz des Herrn Reichskanzlers Baron Beust, der Herren Minister Graf Taafe und Andrassy, des Generaladjutanten Seiner Majestät, Graf Bellegarde, des französischen Botschafters Herzog von Gramont und vieler anderer Großwürdenträger verherrlicht zu werden, war ebenfalls eine Satyre und zwar auf die Pariser Weltausstellung des Jahres 1867. Selbst das Balllokal war zu einem schwachen Abbilde des äußeren Schauplatzes der Ausstellung durch die Kunst des Malers Kautzky und sonstiger Dekorationsgenies umgestaltet worden. Der Kiosk, das buffet russe, die türkische Kafeterie, Drehers Bierhalle, selbst der „jardin réservé" im Souterrain ließ sich bei einiger Phantasie, auch wenn man nicht in Paris gewesen, erkennen. Auch fehlte es nicht an Repräsentanten aller Nationen in den phantastisch'sten Costumes. Besonders bemerkenswerth war die Gruppe der Karaiben, welche freilich nicht zu jenen Schiller'schen „Sanftmuth trinkenden" Kannibalen gehörten, sondern in ihrer angestammten Wildheit eine förmliche Menschenfleischregie schwunghaft betrieben, dann die Beduinen und — in

Wien so populären — Chinesen, die Indier mit ihrem Nabob, der keineswegs so langweilig war, wie der Gottschall'sche. Durch ein Heer von Sergents de ville wurde die „öffentliche Unordnung" aufrecht erhalten. Eine „Chankathi-Rotte" machte unter der Devise: „Gottes Segen bei Kohn", Reklame für eine Agentie zur Beseitigung von Menschenleben. Durch Pariser Gamins wurde „Le Moniteur du soir" ausgerufen, ein riesiges Extrablatt, von Joseph Weyl mit dem Geschick eines genialen — Faschingsnarren redigirt. Auch fehlte das internationale Büffet mit wahren Pariser Preisen keineswegs. Ebenso wenig ein Bureau de mariage, ob letzteres im Auftrage der Redaktion des Fremdenblattes oder des Wiener Tagblattes, wissen wir nicht.

Das musikalische Wien.

Gutzkow sagt im siebenten Bande seines „Zauberers von Rom“:

„Oesterreich und Wien!“

„Wer konnte sonst beide Namen nennen hören und vernahm nicht sofort Musik?“

„Und wenn dich auch jetzt noch mit Windesflügeln das Dampfroß in einem einzigen Tag von der Elbe an die Donau entführt, so grüßen den haltenden Zug mitten auf der Heide, mitten in der Nacht, zwei Stationen vor Ankunft in Wien, Clarinette und Geige.... Der Sturmwind fegt den Novemberregen an die Fenster.... Hinaus blickst du durch die beschlagenen Scheiben.... Nichts als öde gespenstige Nacht vor deinem Auge — und doch empfängt dich Jubel und Lust.... Seltsames Bild!... Auf einen Stab gestützt, am Rand des Erdwalls starrt ein Schäfer im zottigen Lammfell auf den haltenden Zug.... Ein Wanderhirt, der aus Ungarn kommt und

weiter zieht mit seiner nächtlich rastenden Heerde — die östreichische Geschichte! Einsame Nachtträume der Völker, still am Weg sich sehnend nach Erfüllung . . . Was liegt nicht begraben im feuchten Schooße der Donau? Was könnte sich nicht melden zur Auferstehung unter dem nächtlichen Sternenhimmel, wenn ringsum auf den düsteren Bergwänden die Geisterjungfrauen geheimnißvoll ihre Harfen zu schlagen begännen!" —

Eine ordinäre „Ladenschwengelnatur" wird nach Lesung dieser Zeilen sagen: „Gehst denn noch nicht? Solche Fadheiten! Man sieht doch deutlich, daß Gutzkow schon ein Narr war, als er diese Zeilen schrieb!" Mag sein! Ich will nicht sagen, Kinder und Narren reden die Wahrheit, aber an der mitgetheilten Stelle ist etwas Wahres. Freilich träumen wir schon lange nicht mehr. Wir sind längst erwacht; wir sind nur zu munter. Um die Geisterjungfrauen kümmern wir uns viel weniger, als um Eisenbahnaktien, Verwaltungsrathsstellen und Ministerportefeuilles! Der Herr Gutzkow kennt uns schlecht! Darin aber hat er Recht, daß er die Musik ein Lebenselement der Oestreicher, der Wiener vor Allen, nennt. Ja wohl, wenn man den Namen „Wien" ausspricht, so vernimmt man sofort Musik. Wien ist die Stadt der Musik par excellence! Wien hat eine eigene Klangatmosphäre, und könnten die Bewohner des Mars oder der Venus die Har-

monie der Sphären vernehmen, so würden sie gewiß das singende und klingende Wien „heraushören“.

In Wien erstanden und wirkten die größten Tonkünstler und die musikalischen Klassiker, der elegante Gluck, der anmuthreiche Mozart, die liebenswürdigen beiden Haydn, der dämonisch große Beethoven, der unvergleichliche Schubert, in Wien lebten und starben sie. Hier schrieben sie ihre Meisterwerke und hier fanden sie das gehörige Verständniß für dieselben. Wien hat ein musikalisch gebildetes Publikum, wie keine Stadt der Welt. Dieses Publikum bildet eine Prüfungskommission für musikalische Ruhmeskandidaten.

Man fängt in neuester Zeit an, auch andre Zweige der Kunst zu pflegen. Die Neu- und Umgestaltung Wiens bietet zahlreichen Architekten Gelegenheit sich auszuzeichnen. Seit van der Nüll's und Sikkardsburg's Auftreten haben sich eine Menge von Namen populär gemacht; jedenfalls ist im Ganzen und Großen ein gewaltiger Fortschritt zu bemerken. Neben den neuen Kirchen, Palästen, Museen, Brücken können sich die alten kaum mehr, wie man sagt, „sehen lassen“. Und diese Prachtgebäude werden Namen wie Schmidt, Th. Hansen, Ferstl u. A. der Nachwelt erhalten. Und ist erst das neue Rathhaus, das Parlaments- und Universitätsgebäude auf dem Josefstädter Paradeplatz fertig, so wird Wien einen der schönsten Plätze der Welt

besitzen. Diese, edlen und großen Zwecken gewidmeten Bauten werden aber wieder vielen künstlerischen Talenten Gelegenheit geben, sich auszuzeichnen. — Seitdem man endlich die großen Plätze, Brücken und Gebäude mit Statuen schmückt, kann sich auch die monumentale Kunst entwickeln. Die gewaltigen Reiterstatuen aus der Fernkorn'schen Gießerei, die Gasser'schen Steinbilder haben eine Schule der Plastik begründet, welche zu immer größerer Blüthe gelangen wird. Damit geht die Entwickelung des Kunstgeschmackes im Publikum Hand in Hand. Früher duldete man die aus dem Leibe herausgewachsene unmögliche Hüfte an der Statue des Kaisers Franz am Burgplatze, jetzt moquirt man sich schon über die etwas plumpen Flußkinder an dem, übrigens recht gelungenen, Albrechtsbrunnen und litt man die beiden famosen Pegasusse, diese Pferdeschweinehunde auf dem neuen Opernhaus durchaus nicht, obwohl sie ein nicht übles Sinnbild wären für die „Schweinereien", die manchmal in diesem Hause gemacht werden.

Was die Malerei betrifft, so war sie von jeher in Wien nicht vernachlässigt. Die großartigen öffentlichen und Privatgalerien Wiens, die Ausstellungen im Kunstverein und im neuen Künstlerhaus müssen ja das Interesse an den zeichnenden Künsten lebendig erhalten. Die große Baulust gibt auch der Freskomalerei einen ungeahnten Aufschwung.

Wien hat einen Führich, Kuppelwieser, Waldmüller und ein Malergenie à la Rubens hervorgebracht — es ist leider nicht mehr: Rahl! Endlich erhält auch die Kunstindustrie jene liebevolle Pflege, die zu ihrem Gedeihen nöthig ist und die Ausstellungen im östreichischen Museum sind für alle Zweige derselben epochemachend. Aber die Lieblingskunst der Wiener, das ist die Musik. Wenn die Zeiten auch noch so schlecht sind, der Himmel hängt uns doch voller Geigen. Man ist der Meinung gewesen, die Wiener würden sich, dürften sie nur einmal an der Politik Theil nehmen, weniger für die Musik interessiren, — das ist aber nicht wahr. Freilich wird ihnen selbst von der Regierung mitunter „Etwas geblasen" und müssen sie doch immer noch nach der Pfeife derer tanzen, welche das Regierungsinstrument zu spielen verstehen. Es kommt sogar vor, daß die Magyaren oder Czechen auf ihnen trommeln. Und wenn dann die Journalisten auch in die Lärmtrompete stoßen, so thut das Nichts zur Sache. Der Dispositionsfond weiß Einen oder den Andern von ihnen zu besänftigen und die Uebrigen sperrt man ein. So verwandelt sich das furchtbare Zeitungsallegro bald in ein sanftes Adagio. In unserm öffentlichen Leben tritt manchmal auch eine Pause ein, bis der Kriegsminister die Heerespauke schlägt, worauf die übrigen Minister ihre Fidelbögen in Bewegung setzen, wobei der Finanzminister immer mit

dem Kolophonium „schmieren“ muß. Die Reichsräthe — wenn welche da sind — bilden unter der Direktion ihres Chormeisters, der manchmal „Beust“ — den Männergesang und die Völker brummen dazu. So ist Alles bei uns — Musik.

Daß manche unserer „öffentlichen Charaktere“ das Gras wachsen hören, beweist eben ihr feines Gehör. Der vom Dr. Habenichts zum reichen Verwaltungsrath und Besitzer der Herrschaft Leopoldskron rasch avanzirte, ehemalige Vertreter des Bezirkes Neubau hat sogar die steinernen Lerchen auf dem Landeswappen singen hören. Was für ein Lied mag das wohl gewesen sein? Mir ist, als kennt' ich die Weise, als kennt' ich den Text! Glauben Sie nicht, Herr von Schindler?

Ja, die Musik ist unser Lebenselement. Wir schwimmen in einem Strom von Harmonieen. Jeder halbwegs gebildete Wiener ist Musikenthusiast. Dazu kommen noch die andern, welche weniger gebildet sind. Diese schwärmen freilich nicht mehr für die „jetzige“ Musik. Sie ist ihnen zu ungemüthlich. Wien ist der Hauptstapelplatz für alle musikalischen Waaren, — und alle finden Abgang, die klassische und romantische; die Offenbach'sche und Wagner'sche Musik, jede Richtung hat ihre zahlreichen Verehrer und so prononzirt sind die musikalischen Parteistandpunkte, daß es bei Gelegenheit der Auf-

führung von Wagner's Meistersingern im neuen Opernhause zu förmlichen Schlachten kam. Wien ist das Eldorado der Musiker. Das wissen die Künstler in der ganzen Welt und darum kommen sie, Männlein und Weiblein, mit langen Haaren und Fingern, aus allen Winkeln der Erde und spielen den Wienern „Etwas vor". Wer in Wien Glück macht, ist geborgen. Wer in Wien nicht reussirt, ist ein todtgeborenes Kind der Kunst.

Wenn die große Konzertfluth in der Fastenzeit die Hauptstadt überschwemmt, dann kommen die Virtuosen mit herangeschwommen und mancher unscheinbare Weißfisch, manche bescheidene Grundel verwandelt sich in Wien in einen Silber- oder Goldfisch. Jedes Genre der Musik wird in Wien gepflegt und nicht bloß die Geigenvirtuosen Paganini, die Milanolo's, die Florentiner, der Klaviertitane Liszt, die Nachtigallen Clara Schumann, die beiden Patti's und Helene Magnus haben in Wien Furore gemacht, sondern auch ein — Kunstpfeifer. Nicht bloß Berlioz, Gounod, Abbé, Liszt und R. Wagner sind nach Wien gekommen, um ihre Werke hier zur Aufführung zu bringen und von dem als Autorität geltenden Wiener Publikum ihr Urtheil zu empfangen, sondern auch Offenbach und er hat gesagt, daß seine Operetten nirgends so gut gegeben würden, wie in Wien. Welch' ein Kompliment! Indeß findet ebenso die ernsteste und stilvollste Musik, findet die

Kirchenmusik sorgfältige Pflege und die größten Künstler, Opernsänger und Primadonnen schämen sich nicht, in einer Kirche zu singen. In der Hofkapelle, in der Augustiner- und Minoritenkirche, in der Neulerchenfelder- und Josefstädter Piaristenkirche kann man die großartigsten kirchlichen Tonschöpfungen unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Musiker der Residenz hören. In letzterwähnter Kirche wird mitunter den Musikfreunden der seltene Genuß eines Orgelkonzertes zu Theil. Auf dem herrlichen Bukow'schen Orgelwerke haben schon die berühmtesten Organisten gespielt und die Herzen der Zuhörer auf's Tiefste erschüttert. Eine Welt von Tönen schläft in diesem Instrumente! Das reichste, sanfteste Flötenspiel und ein Tongewitter, daß die Hallen des Gotteshauses zittern!

Es gibt in Wien eine Unzahl Vereine, deren Zweck es ist, die Musik zu pflegen. Es würde mich zu weit führen, wollt' ich alle diese Vereine namentlich anführen, alle die hervorragenden Kapazitäten des Männergesangvereins, der akademischen Liedertafel, des Singvereins, des Schubertbundes u. s. w. auch nur aufzählen. In Wien entwickelt sich eben Alles in einem großartigen Maßstabe. Nur unserem weltberühmten Wiener-Männergesangsverein will ich einige Zeilen widmen. Er ist eine Spezialität des Wiener Musiklebens! Zur Zeit seiner Entstehung hatte er mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten

zu kämpfen. Man wollte damals überhaupt keinen Verein. Aber man höre — der alte Metternich — verwendete sich für denselben. So konnt' er schon vor 1848 bestehen. Jetzt ist er ein allgemeiner Liebling und ein Protektionskind des allerhöchsten Hofes. Wahrhaft originell sind die Produktionen der speziellen Quartette dieses Vereins. Früher stand der Männergesangverein unter der Leitung Herbecks, der jetzt, nachdem er im neuen Musikvereinssaale feierlich Abschied genommen von seiner musikalischen Garde, seine Kräfte dem neuen Opernhause zur Verfügung gestellt hat. Herbeck ist vielleicht der ausgezeichnetste Dirigent, den es überhaupt gibt. Oder wünscht H. R. Wagner, daß ich ihn ausnehme? Herbeck ist, wie Fr. Uhl sagt, „ein musikalischer Charakterkopf, den man nicht vergißt, wenn man ihn gesehen.“ Er verdankt den größten Theil des Ruhmes, der ihm mit Recht zu Theil geworden, seinem Wirken als Chormeister. Aber auch als Leiter des Orchesters im neuen Opernhause hat er schon Großes geleistet und gelitten! Man denke nur an die Aufführung der Meistersinger! Ja „Herbeck hat nicht nur eine eiserne, er hat auch eine glückliche Hand.“ Als Entdecker verborgener Schätze — er hat manches, bisher Unbekannte von Schubert edirt — als Kompositeur hat er einen schönen Namen. Aber das Größte an ihm ist sein Taktirstab. Man muß Herbeck gesehen

haben, wie er die hunderte von trotzigen Männern zu beherrschen weiß, daß sie folgsam sind, wie die — Kinder; die artigen, versteht sich! Ich habe zuvor gesagt, das Größte an ihm sei der — Taktirstab. So poetisch schön dieser Gedanke auch ist, er ist nicht wahr. Herbeck ist selbst — ein Taktirstab. Sein ganzer Körper ist in Bewegung, wenn er dirigirt. Jetzt erhebt er sich hoch über seinem Pult und nun verschwindet er wieder unter demselben. Jetzt streckt er beide Arme wie segnend aus, und jetzt schlägt er wieder um sich, wie ein Rasender. Sein Auge blitzt, sein Kopf bewegt sich hin und her, Schweiß tritt vor seine Stirne, er stampft mit dem Fuße. Nun lauert er wie eine wilde Katze und dann — dann stürzt er sich auf seine Opfer? Nein. Dann lächelt er zufrieden und unter dem donnernden Applause der Zuhörer neigt er sich verbindlich nach allen Seiten. Ave, ave Caesar — Triumphator — im Reiche des Gesanges! —

Einem Konzert des Männergesangvereins beiwohnen zu können ist einer der höchsten musikalischen Genüsse in dem an solchen Genüssen so reichen Wien! „Was" ein echter Musik-Enthusiast ist, der läßt sich ein solches Vergnügen auch nicht entgehen, wie er überhaupt allen musikalischen Aufführungen beiwohnt. Der Musik-Enthusiast ist eine — Spezialität der Wiener Bevölkerung. Ein

Bekannter von mir, Herr von Singmüller, gehört in diese Kategorie. Er wohnt, wenn es möglich ist, täglich einem Konzerte oder doch wenigstens irgend einer Musikaufführung bei. Ich habe ihn sogar einmal mit dem Vortrab der Mittagswachparade ziehen sehen. Er lauschte, mitten unter den Hackern, Kappelbuben, Strizzis, Schusterjungen und Gassenbuben marschirend, den Klängen der Militärmusik. Geht er Abends nicht in die Oper, so veranstaltet er eine kleine musikalische Soirée in seiner Wohnung. Er selbst spielt zur Noth die „Bratsche" und singt, je nach Umständen, den ersten Tenor oder den zweiten Baß. Uebrigens ist er, wie er selbst sagt, mehr Theoretiker als Praktiker. Aber er weiß Alles, was sich auf die Musik bezieht, kennt alle halbwegs bekannten Werke der Tonkunst und hat sich selbst in die kritischen Werke Nohls und Jahns, nicht bloß in die geistvollen Recensionen von R. H. in der W. Zeitung, der etwas weniger bekannt ist, als der Ed. H. in der N. Fr. Presse, vertieft. Er hat den Beethoven noch gekannt und weiß eine Menge Anekdoten von ihm. Schubert war sein Schulgenosse und darauf thut er sich sehr viel zu Gute. Der Herr von Singmüller liebt die „gehaltvolle" Musik, darum hält er von dem leichten Genre eines Offenbach oder gar Suppé und Zaytz nicht gar viel. Er nennt es „Tanzmusik" und stellt es mit den Walzerkompositionen

der Strauße und Ziehrer's in Eine Linie. Er rühmt sich, alle berühmten Meisterwerke der Tonkunst schon gehört zu haben. Und das glaub ich auch, wenn man die abrechnet, die er noch nicht gehört hat. Wird im Operntheater die Zauberflöte oder Fidelio aufgeführt, dann nimmt sein Gesicht einen feierlichen Ausdruck an. Er sagt leise: „Ein Festtag für uns — Musiker!“ Mozarts Requiem rührt ihn zu Thränen und Beethovens große Messe macht ihn krank. Schuberts Lieder kann er alle auswendig und trällert sie vor sich hin, wenn er spazieren geht. Kommt eine neue Oper oder eine andere musikalische Neuigkeit, der eine tüchtige Reklame vorausgegangen, so muß er, das ist unumgänglich nöthig, der ersten Aufführung beiwohnen und sollt es ihm das Leben kosten. Er kämpft dann mit dem Heroismns eines Mannes, der Alles auf — das Spiel setzt, um den Besitz einer Karte oder eines — Platzes. Ist er in einem Konzerte — im Musikvereinssaale hat er eine Loge, im großen Redoutensaale steht er ganz hinten in dem Quergang, wo die Besitzer von Freibilleten sich stoßen und drängen — so bleibt er keinen Augenblick ruhig. Entweder blickt er, um seine Wonne zu veranschaulichen, wie „verzückt“ zur Saaldecke empor oder er sieht dich an, so rührend, so verständnißinnig. Dann lauscht er, mit einem Ohr nach vorwärts neigend, als ob ihm etwas aufgefallen wäre, verzieht auch

wohl die Mienen, wenn er einen „falschen" Ton zu vernehmen meint. Er spricht auch während der Aufführung: „Ach dieser Mozart! — Nein, dieser Satz! — Haben Sie gehört? Das war ein Strich! — Das muß man sagen, diese Florentiner haben es den „Helmesbergern" noch zuvor gethan! — Ach, Freund! Beethovens A-Quartett ist eine der wunderbarsten Schöpfungen des großen Mannes! — So Etwas kann man denn doch nur bei uns in Wien hören!"

Früh Morgens, wenn ich noch schlafe, kommt Herr von Singmüller schon die Treppe heraufgepoltert und ruft ins Zimmer: „Haben schon eine Karte für das heutige Konzert?"

„Ach was da! Lassen Sie mich in Ruhe!"

„Wissen Sie, was Sie sagen? Sie werden mir's danken, daß ich Sie geweckt. Sogleich senden Sie einen Dienstmann um eine Karte, sonst ist's zu spät."

„Ich geh' nicht ins Konzert."

„Sie müssen. Hören Sie, was zur Aufführung kommt! Ein Helmesberger'sches Quartett —"

„Meinetwegen!"

„Ein gemischter Chor von Herbeck!"

„Gehen Sie doch!"

„Helene Magnus wird singen!"

„Mag sie!"

„Eine ganz neue Komposition von —“

„Wollen Sie mich zur Verzweiflung bringen?“

„Barbar! Nicht werth des Namens eines Wieners!“ Damit geht er ab. Aber wie der blitzdumme Bediente in dem nicht minder blitzdummen Stückchen „Peter und Paul“, welches in der Fürst'schen Bretterbude im Prater, „Volkstheater“ genannt, so oft gegeben wurde, nach jeder erhaltenen Ohrfeige immer wieder singt: „Sie hat mich nie geliebt!“ so läßt sich auch Herr von Singmüller schon, da er die Treppe hinabsteigt, vernehmen:

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“

Oeffentliche Gärten in Wien.

Seit die Festungsmauern Wiens gefallen sind und auf den ehemaligen, unvergeßlichen Glacisgründen mit wahrhaft amerikanischer Schnelligkeit neue Gassen, Straßen und Plätze sich erheben, der Josefstädter Paradeplatz selbst in großartigstem Maßstabe „verbaut“ wird, müssen sich die Spaziergänger, welche „etwas Grünes“ lieben, immer mehr auf die öffentlichen Gärten beschränken. Man muß indeß gestehen, daß für die Instandhaltung derselben sehr viel geschieht, und hat sich der Wiener Gemeinderath durch die Herstellung des Stadtparkes und des Stadtwäldchens, sowie der sogenannten Kindergärten ein bleibendes Verdienst erworben. Und das soll man den armen, vielverfolgten Vätern der Stadt nicht schmälern. Der Wiener Gemeinderath hat überhaupt den besten Willen, Wien zu einer Stadt ersten Ranges emporzuheben. Freilich kostet das enorm viel Geld. Aber wir haben es ja! Wir können es thun! — Ich werde übrigens über die Väter

der Stadt ein eigenes Kapitel schreiben, wende mich also wieder meinem Thema zu. Der Stadtpark ist nach den Plänen R. Siebecks angelegt, mit schönen Baumgruppen und wohl gepflegten Blumenbeeten geziert. Besonders schön ist der Platz vor dem von Garben erbauten, höchst eleganten Kursalon, wenn die Rosen blühen. Hier kann man auch, um sein gutes Geld, Kaffee trinken oder Eis schlürfen und sich nebst dem Blumenflor auch an dem reich bewegten Bilde der auf- und abwandelnden Spaziergänger erfreuen. An bestimmten Tagen ist auch Konzert im Kursalon. Praktische Köpfe meinen freilich, der Kursalon sei in seiner Art eine ebenso verfehlte Schöpfung wie die unweit davon befindliche Großmarkthalle, weil die Stadt auf die Kosten nicht komme, aber wer wird auch gar so praktisch sein! Der Kursalon macht sich im Stadtpark gewiß sehr gut, viel besser als der Platz, wo das Schubertmonument stehen soll. Merkwürdig! Die Wiener, welche das Geld millionenweis verausgaben, welche nothwendige und überflüssige Schulden machen, daß dem kommenden Geschlechte die Haut schaudern wird, können die Summe nicht zusammenbringen für ein Denkmal ihres Lieblings, für ein Denkmal Franz Schubert's! Das fasse Jemand!

Man mag übrigens sagen, was man wolle, ohne Zweifel ist es ein großes Unternehmen gewesen, eine

Wüstenei in so kurzer Zeit in einen lieblichen, üppigen Garten zu verwandeln! Sehr am unrechten Orte schienen mir deßhalb die Witzeleien derjenigen, welche von einem „Krötenteich“ und von eingepflanzten „Rüthelbesen“ sprachen. Hm, ja; man kann schon spotten, aber mit Maß, so wie z. B. der jedem Leser durch seine gutmüthigen Spöttereien bereits lieb gewordene Schreiber dieser Zeilen! Aber das wirklich Lobenswerthe darf man nicht in den Koth ziehen!

Dem Stadtpark gegenüber befinden sich die Blumensäle mit einem kleinen, öffentlichen Garten, welcher jedoch nicht so gerne besucht wird, wie — Obermeyers Bierhalle, die sich in unmittelbarer Nähe desselben befindet und ihrer Zeit das Rendezvous der Abgeordneten war.

Ein sehr besuchter öffentlicher Garten ist der Volksgarten, der aber aus zwei Abtheilungen besteht, von denen die eine den Namen Volksgarten nur in sehr uneigentlichem Sinne verdient. Ich meine nicht den Theseustempel; der steht Jedermann offen, wenn er offen ist, sondern das streng abgegrenzte Restaurationsgebiet, wo Erfrischungen meist nur gegen Erlös eines Konzertbillets „sündtheuer“ verkauft werden. Das ist nicht in der Ordnung! Entweder unentgeltliche Musik und billige Erfrischungen für Jedermann oder keines von Beiden! Sonst ist es eben kein Volksgarten, sondern ein Stelldichein für die elegante

Welt! In diesem Zauberkreise erscheinen also die Mitglieder der hohen Aristokratie, auch der Herr von Kuranda wurde öfters hier bemerkt! Es wird französisch parlirt, mehr als deutsch gesprochen! Uebrigens ist es schön grün im — Volksgarten.

In der Nähe des Volksgartens auf einer Basteirampe hinter dem prächtigen Lichtenstein'schen Palais befindet sich auch das sogenannte „Paradiesgartel". Hier wird im Sommer früh und Abends Musik gemacht und kann Jedermann um sein Geld Kaffee trinken und zuhören.

Wenden wir uns gegen die Südbahn zu, so können wir, wenn wir wollen, den Schwarzenberggarten mit seinen alten verwitterten Statuen und Laubgängen besuchen. Ganz draußen an der Bahnlinie erhebt sich das Belvedere, die prachtvolle Schöpfung des unsterblichen Prinzen Eugen, mit der berühmten kaiserlichen Bildergalerie, von der wir im zweiten Bande dereinst sprechen werden. Der, im längst aus der Mode gekommenen Rococcostyl angelegte Garten mit elendiglich verschnittenen Bäumen und Hecken, wasserlosen, mit mythologischen Figuren geschmückten Bassins und Sphynxbildern erstreckt sich nach der oberen Seite gegen die Südbahn zu. Dort befindet sich ein großer Teich, im Winter Schlittschuhbahn, doch in dieser Hinsicht aus der Mode gekommen, seit der „Eissport" in der Nähe der Ringstraße einen Schauplatz seiner Leistungen gefunden.

— Noch unten gegen die Stadt zu erstrecken sich terrassenförmige Alleen, abgeschlossen durch den Vorbau, in welchem die Ambrasersammlung untergebracht ist.

Der Park des Schönborn'schen Palastes in der Josefstadt ist jetzt Kindergarten. Deßgleichen die Anlagen der weiland Weghuber'schen Restauration!

Arme Kinder! Wenn ich denke, wie mir und meinen Kameraden, da ich noch ein kleiner Junge war, kein Feld zu weit, kein Baum zu hoch war, und wenn ich nun diese halb verwelkten Menschenblumen im wohl bewachten Kindergarten betrachte, die froh sein müssen, wenn der löbliche Magistrat doch dafür sorgt, daß sie etwas frische Luft und ein Bischen Grün genießen können, aber nur unter der Bedingung, daß sie schön in der Nähe des Kindermädchens bleiben, beileibe in den Rasen nicht treten oder gar es wagen, auf einen Baum zu „kraxeln", ach, wenn ich das sehe, so bedaure ich die hauptstädtische Jugend recht sehr, wie man sich sonst auch über die Ausgelassenheit und frühreife Keckheit der kleinen Gassenbuben in Wien hier ärgern muß! Frühreife Keckheit, ja! Aber ist es denn zu verwundern? Was sieht und hört ein Kind in Wien nicht Alles, wovon ein schon ganz ausgewachsener Landtölpel selten auch nur eine Ahnung hat. Im IX. Bezirk ist auch ein öffentlicher Garten, der Lichtensteingarten. Eine Menge alter, merk-

würdiger Paläste erheben sich in jener Gegend, so das Haus, in welchem der berühmte Staatskanzler Fürst W. Anton Kaunitz geboren wurde.

Der Eingang in den Garten ist in der Fürstengasse. Der Palast, welcher im Garten steht und eine sehr reichhaltige Gemäldegalerie enthält, ist nach Martinelli's Plänen durch Fischer von Erlach — dem Wien eine Reihe künstlerisch ausgezeichneter Gebäude verdankt — erbaut. Der Garten ist ziemlich verwahrlost. Also darum — werden Sie sagen — hat uns der Bösewicht auf denselben aufmerksam gemacht? Nein — sondern weil ich diesen verwahrlosten Garten liebe. Er hat so lauschige Plätze, an denen sich's süß träumen läßt. Die wenigen Besucher stören dich nicht. Du kannst nach Herzenslust deinen melancholischen Betrachtungen dich hingeben. Und hier stimmt dich Alles melancholisch! Auf jedem Schritt wirst du erinnert an die Hinfälligkeit menschlicher Größe, an das Entschwinden aller Erdenherrlichkeit. Du stehst wehmüthig an einem mit Schimmel und Wasserpflanzen bedeckten Teiche, in dem ein einziger Schwan traurig umherschwimmt. Jetzt steckt er gar den Kopf zwischen die Flügel und schläft ein. Ja, es muß dir hier sehr langweilig vorkommen, armes Thier, und nicht wundern würd' ich mich, wenn du, vor Herzeleid vergehend, dein Schwanenlied anstimmen würdest. Wie verschieden doch Ursache

und Wirkung bei verschiedenen Individuen. Ich bin zwar kein Schwan, dafür fühl' ich auch keine Langeweile, kein Herzeleid hier. Im Gegentheile, mir ist wohl zu Muth. Die Abgeschiedenheit und träumerische Stille in diesem Garten ist meinem Geiste ein wahres Labsal. Abgehetzt und durch tausend sich widersprechende Eindrücke verwirrt, zerschlagen von den Strapazen des Residenzlebens, der fortwährenden Hast, dem rasenden Treiben und dem tollen Durcheinanderjagen mein' ich von Neuem aufzuleben in dieser schattenreichen Trösteinsamkeit.

Drüben braust der gewaltige Strom des großstädtischen Lebens — hier aber rauschen die Bäume und erzählen uralte Geschichten. Wie froh sind sie, einen aufmerksamen Zuhörer zu finden. Mein Freund, der Alterthümler, der sich sonst nicht viel um die Natur bekümmert, hier würd' er zu seinem Erstaunen vernehmen, daß die Bäume noch viel eindringlicher predigen, als die alten Häuser. Aber er ist nicht da. Und am Ende ist's mir lieb. Ich will ja allein sein!

Nehmen wir denn wieder Abschied von diesem mir so sympathischen Stück Erde und fahren wir in den Prater. —

Der Prater!

Welch ein Garten! Belustigungsorte, Spielwiesen, Gast- und Kaffeehäuser, Feuerwerksplatz, Circus und

Schaubuden, Theater, Schießstände, Corso, Jagdgrund, Wald — eine kleine Welt!

Bis zum Jahre 1766 als Hofgarten dem Publikum verschlossen, wurde er auf Anordnung des Kaiser Josephs II. für Jedermann eröffnet.

Dank dafür dem edlen Menschenfreunde!

Seitdem ist der Prater das Sommer-Elysium der Wiener.

Im Jahre 1777 brannte der Ahnherr der Feuerwerker-Dynastie Stuwer das erste Feuerwerk ab. Wie viele Raketen sind seit damals zum nächtlichen Himmel emporgestiegen! Tausend und tausend jener glänzenden, in allen Farben schimmernden Feuerkugeln, die in schwindelnder Höhe zerplatzen und in eine Funkengarbe aufgelöst herabfallen und spurlos verschwinden.

Ein schönes Bild thatenreicher, ruhmgekrönter Männer, die am dunklen Himmel der Weltgeschichte glänzend sich erheben und wieder in Nichts versinken.

Der Prater zerfällt in den „Wurstelprater“, die „Hauptallee“ und die „Au“. Letztere nicht zu verwechseln mit dem „Augarten“, welcher ebenfalls durch Kaiser Joseph II. der öffentlichen Benützung überlassen wurde. Dort fanden im Anfang dieses Jahrhunderts jene berühmten „Augarten-Konzerte“ statt, an welchen die großen Meister der Musik, ein Mozart, ein Beethoven

Theil nahmen. Die Praterau ist eigentlich ein großartiger, wahrhaft einziger Wald. Was wird aus diesem ungeheuren Forstgrund werden, wenn die Anordnung Kaiser Franz Josephs I., den ganzen Prater „mit allen Reizen eines kultivirten Waldparkes in der Art des Bois de Boulogne auszustatten“ zur Ausführung gekommen sein wird! Welche Stadt der Welt wird dann etwas Aehnliches aufzuweisen haben?

Keine Oertlichkeit ist für Festlichkeiten und Volksbelustigungen im großartigsten Maßstab so geeignet, wie der Prater. Er faßt die gesammte Bevölkerung der Stadt Wien. Was der Prater ist, hat man bei den grandiosen Volksfesten gesehen, welche vom Jahr 1861—1864 am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers durch den Wiener Gemeinderath veranstaltet wurden. So etwas muß man gesehen, muß man erlebt haben, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will. Das muß man den Wienern überhaupt lassen, wenn sie schon öffentliche Feste veranstalten, so nehmen dieselben fast immer wahrhaft großstädtische Dimensionen an. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit nur an das „Schillerfest“ vom Jahr 1859.

Es war ein deutsches Nationalfest, ein Dichterfest im schönsten Sinne des Wortes. Eine Feier, dem unsterblichen Heros zu Ehren, wie sie nirgends so glänzend,

so imponirend, so des erhabenen Sängers würdig in Scene gesetzt wurde.

Am Josefstädter Paradeplatz war ein riesiges (provisorisches) Schillerstandbild aufgestellt; 4 Gaskandelaber, jeder mit circa 50 Flammen, umgaben es. Ein kleiner Tannenwald erhob sich rings um das Monument, am Festabend beleuchtet von vielen hundert Lichtern. Ich arbeitete mich damals durch die ungeheure Volksmenge, welche, ohne polizeiliche Maßregelung, die musterhafteste Ordnung hielt, bis zur Ferdinandsbrücke durch, wo ich stehen blieb, um den aus der Leopoldstadt heranwogenden Fackelzug zu betrachten. Tausende und Tausende von Fackeln, farbige Lampions in allen Farben, Ballons, Tulpen, Kelche; hunderte von Fahnen und Standarten mit Schiller'schen Kernsprüchen; die verschiedenartigsten Embleme; unzählige Musikbanden; die Studenten mit deutschen Hüten und Kalabresern; alle städtischen Korporationen und unübersehbare Menschenmassen zogen an mir vorüber. Der flammende Zug wälzte sich auf den Josefstädter Paradeplatz — damals noch Glacis — wo das Bild des berühmtesten aller deutschen Männer, des Nationaldichters Friedrich Schiller, tausendfältig überstrahlt von riesigen Lichtmassen, vom nächtlichen Himmel wunderbar sich abhob. Dort hielt Dr. Laube eine Rede; Gesang folgte, Musik, Hochrufen, Jubel der versammelten Tausende. Plötzlich zischte eine

bengalische Flamme auf und übergoß die unermeßliche Menschenmenge zuerst mit weißem, dann mit rothem Lichte. Und dann verschwand allmählich die Menge. Bald stand es allein, das Bild des großen Dichters, nur halb erkennbar im schwachen Schimmer der Sterne.

So großartig war das Schillerfest in Wien a. 1859!

Und nun erst das Schützenfest! Das dritte deutsche Bundesschießen im Jahr 1868. Daß trotz der Ereignisse des Jahres 1866 das Fest in Wien abgehalten wurde, gab demselben schon eine eminente politische Bedeutung. Es dokumentirte in unwidersprechlicher Weise die Zusammengehörigkeit aller deutschen Lande von der Nordsee bis zur Adria! Man ist in unserer Zeit nicht mit Unrecht etwas mißtrauisch geworden gegen die Erfolge der vielen Nationalfeste, welche an die Stelle einer politischen Einheit der Nation getreten sind; die unzähligen, meist in etwas gemachter Begeisterung gehaltenen Reden verpuffen wie die Raketen, welche man den Gästen zu Ehren in die Lüfte steigen läßt. Aber trotz Alledem, Etwas bleibt doch immer haften. Die Nachwirkungen namentlich des großartigsten aller Wiener Feste, des Schützenfestes, werden nicht unbedeutend sein. Solch' ein Fest ist wie ein Stein, der in das Wasser geworfen wird. Er zieht Kreis um Kreise, weit und weiter, und wenn er längst am Grunde ruht, so zittert die Oberfläche noch nach.

Das Wiener Schützenfest war ein Volksfest im ganzen Sinn des Wortes. Ganz Wien feierte es, nicht nur die Schützen. Vom Kaiser angefangen bis zum ärmsten Bürger herab, nahm Jedermann daran Theil. Es wurden viele seichte Reden gehalten, mancherlei Tendenzmachinationen und allerlei Parteimanövres versucht, viel Pulver verschossen, es wurde viel getrunken und manches Festräuschchen fügte sich ungesehen dem großen Verbrüderungsrausch ein, von welchem ganz Wien benebelt war — aber im Ganzen und Großen war der Eindruck doch ein gewaltiger und nachhaltiger. Tausende und Tausende von Menschen durchwogten die festlich geschmückten Straßen und den Festplatz im Prater. Der Anblick, den die Jägerzeile und der Prater am Tage der Eröffnung des Festes bot, ist unbeschreiblich. Der Einzug der Schützen war prächtig und begeisterte Begrüßungsrufe durchzitterten die Luft von allen Seiten. Fahnen und Standarten, fast alle deutschen Städte vertretend, Schweizer Fähnlein, das nordamerikanische Sternenbanner, grünes Reisig, geschwungene Hüte, lachende Gesichter, drohende Gewehrläufe, tausend verschiedene Schützentrachten, es war ein einziges, buntbewegtes, märchenhaftes Bild. Es war wie eine lebendige Verkörperung des Arndt'schen Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Besondern Enthusiasmus erregten die herrlichen Söhne der Berge, die Schweizer und unsere schönen, östreichischen „Schmerzenskinder“, die kräftigen Tiroler in ihren bunten Trachten, mit ihren Musikbanden, „Schützendierndeln“ und ihrer ungeschminkten Fröhlichkeit. Die Frankfurter und überhaupt die Schützen aus den annektirten Ländern wurden mit demonstrativen Zurufen gegrüßt, die Berliner willkommen geheißen, weil sie, wie ein Berichterstatter sagt, „eben erschienen waren“.

Auf dem Schwarzenbergplatz fand der offizielle Empfangsakt statt. Dort übergab der Bürgermeister Schröter von Bremen das herrliche Bundesbanner dem Bürgermeister von Wien.

Dann gings in den Prater. Dort erwarteten uns die großartigen Festgebäude, die riesige und doch so elegante Festhalle, der Gabentempel, die Preise den besten Schützen bietend, die Schießstände von unermeßlicher Länge. Und nun begann das Fest. Das Schießen wechselte mit Musik und Tanzunterhaltungen, Redeübungen, Studentenkommers und lustigen Trinkgelagen — doch was soll ich all das nochmal beschreiben, was hunderte von Federn der Nachwelt aufbewahrt haben? Genug, daß Allen, die das Fest mitmachten, dasselbe unvergeßlich bleiben wird und daß die deutschen Brüder von Nah und Fern mit

schwerem Herzen die liebliche Kaiserstadt verließen, als das Riesenfest zu Ende war.

Möge es recht viel beigetragen haben zur Einigung der deutschen Nation, damit der Spruch des Dichters nicht umsonst über dem Haupteingange der Festhalle prangte:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!“

Roserl,

das kleine Blumenmädchen.

Eine Elegie in Prosa.

„Sehen Sie, lieber Herr, das ist so unangenehm in diesen Pratergasthäusern, daß man nämlich von allerlei Bettelvolk und Hausirerbagage gepeinigt wird. Es wäre sonst so schön, im Freien, im Schatten der duftenden Linden — das Bier ist auch gut — ja wirklich! Kellner, noch ein Krügel! Aber da kommt jetzt ein Salamuzzi und schreit Einem sein Kauderwelsch ins Ohr; jetzt erscheint eine alte Vettel und bietet Hausenblasenballons zum Kaufe aus. Hier nähert sich ein Nußbeugelhändler — na ja, zum Bier das süße Zeug! Das gienge noch ab. Dort humpelt ein „Blessirter“ heran und zuletzt quälen Einen die „Fratzen“, die Bettelkinder mit ihren Blumen.“ Während mein Nachbar in dieser Weise seinem Ingrimm Luft machte, war ich mit einem kleinen, etwa achtjährigen

Mädchen um ein Sträußchen Handels Eins geworden. Ich kaufte dasselbe wirklich nur aus Mitleid für das arme Kind, das mich mit seinen großen, blauen Augen so dankbar anblickte und so süß lächelte, als ich noch einige Kreuzer zum Kaufschilling per 10 Kreuzer hinzufügte. Es war ein sehr schönes und freundliches Kind, dessen feines Köpfchen gar nicht passen wollte zu den elenden Lumpen, die es am Leibe trug.

„Wie heißest du denn, meine Kleine?"

„Roserl."

„So? Wer sind denn deine Eltern?"

„Ich habe keine mehr. Ich bin bei fremden Leuten."

„Bei fremden Leuten? Du Arme! Und da mußt du Blumen verkaufen?"

„Ja; wenn ich nicht wenigstens fünf Sträußchen anbringe, so bekomm' ich nichts zu essen."

„So? — Gehst du in die Schule?"

„Nein. Vormittag binden wir Sträuße und Nachmittag verkaufen wir dieselben."

In welches Elend ließen mich diese wenigen, scheinbar so unbedeutenden Worte blicken! Blumenmädchen! Ach ja, der Name ist poetisch! Aber die Sache! — Bedauernswerthes Kind! Wenn deine Mutter, die nun längst in der kalten Erde modert, gewußt hätte, was aus dir werden wird, sie hätte dich wohl lieber nicht geboren!

Sie mußte dich dem Eigennutze fremder Leute preisgeben, die deinen Leib wie deine Seele verkümmern lassen. Was liegt ihnen daran, wenn du zu Grunde gehst? Holde, kleine Blume! Der Blüthenstaub der Unschuld und Reinheit wird abgestreift sein, ehe du noch zur Erkenntniß deines eigenen Elends gelangst!

Alle Keime des Schönen und Edlen, des Guten und Wahren, die vielleicht jetzt noch in dir schlummern, wie bald werden sie erstickt sein in der dumpfen Kelleratmosphäre, die dich umgibt! Aufwachsend ohne Bildung, ohne Erziehung, unter rohen, lasterhaften und verkommenen Menschen, die, wenn sie selbst eine bessere Regung fühlten, aus Mangel an Mitteln Nichts für dich thun können, wirst du ein Opfer der traurigen Verhältnisse sein, in denen du lebst. Keine fromme Hand faltet deine kleinen Hände zum Gebet, kein liebevolles Auge wacht an deinem ärmlichen, mit Ungeziefer bedeckten Lager. Keine Hand schützt dich jetzt vor brutalen Mißhandlungen deiner Pflegeeltern (!), später vor den schmutzigen Berührungen des Lasters. Die Armuth ist ja leider die Schule des Lasters. Man wird dir sagen, es gäbe ein Mittel, besser zu leben, als bisher — statt des ärmlichen Gewandes in eine elegante Modekleidung dich zu hüllen! Man wird dir sagen, du seiest schön. Und du wirst es glauben. In dem zerbrochenen Spiegel dich besehend, wirst du finden, daß dein

Gesicht, trotz alles Elends und Hungers, rosig angehaucht ist, daß eine Fülle dunkelblonder Locken nur des ordnenden Kammes bedarf, um Aufsehen zu erregen; daß dein blaues Auge so verlockend, so verführerisch in die Welt hineinlugt — —. Du wirst nun jene Geschöpfe, die in den Gassen umherstreifen, um „ihre Reize zu verwerthen," nicht mehr so verächtlich ansehen, wie früher, sondern erst Neugier, dann Interesse wird dich ihnen nahe bringen. Noch folgst du ihnen jedoch nicht. Erst mußt du jene bittere Erfahrung machen, welche so viele, sonst herzensgute Mädchen in die Arme des Lasters treibt. Du wirst lieben, glauben, dich opfern und — betrogen werden. Und nun hast du noch einen Schritt zu thun — und du bist verloren. Du wirst diesen Schritt thun!

Armes Roserl!

Wo bist du? Fort! Noch hör' ich deine weiche Kinderstimme: „Kaufen Sie schöne Blumen! Das Sträußchen um zehn Kreuzer. Ach ja, kaufen Sie mir eines ab!" —

Wiener Bonmots.

Daß die Wiener witzig sind, das ist eine allbekannte Sache. Es gibt im Grunde nur drei Städte in Europa, welche in der Fabrikation von Witzen, satyrischen Einfällen, Bonmots und Calembourgs sich auszeichnen, Paris, Berlin und Wien.

Journalistisch wird jeder Witz repräsentirt in Paris durch das Journal amusant und den Figaro; in Berlin durch den Kladderadatsch und in Wien durch den Figaro und „Floh".

Diese Journale sind die Fabriksniederlagen, welche die im Stillen produzirten Witze auf den Markt bringen.

Vor dem Jahre 1848 war das Bonmot in Wien die öffentliche Meinung. Nun ist das Bonmot — ein Bonmot.

Damals hielt der Wiener Witz Gericht über die patriarchalische Verwaltung und Metternich'sche Staatsvormundschaft. Da sich aber trotzdem in dem Gehirne des Volkes

im Laufe der Zeit viel „Spiritus“ ansammelte, so sorgte man für eine Münchhausen’sche Klappe, durch die derselbe verdampfen konnte und das war das Bonmot. „So lange die Wiener schimpfen“ — hieß es — „so lang’ ist’s gut.“ Und die Wiener schimpften weidlich, bis sie das Jahr 48 herbeischimpften. Das war nicht mehr gut!

Die patriarchalische Regierung hatte sich verrechnet. Metternich mußte mit langer Nase abziehen; das war für ihn ein Leichtes, denn er hatte eine sehr lange Nase; aber beim Davonlaufen gerieth auch sein „Princip“ in Verlust. Es folgte auf die Revolution dann eine Bach’sche Reaktion! Es kam das Jahr 1859 und das Jahr 1866. Das Bonmot blühte mehr als zuvor. Die Zündnadelgewehre der preußischen Schulmeister hatten uns besiegt; das Wiener Bonmot nahm Revanche. Darin zeigten wir uns den Preußen wenigstens überlegen. Endlich erhielten wir, was wir wünschten. Wir sind frei — vielleicht bald vogelfrei!

Ob nun das Bonmot abdanken muß? Wir wollen seh’n! — Was ist das Bonmot? Wie entsteht es? Woher kommt es? Was bewirkt es? — Wer beantwortet diese Fragen?

Es ist eine kurze, schlagende Kritik aller öffentlichen Ereignisse und Zustände. Es entsteht, wie das Volkslied, im Kopfe eines Einzigen; dieser aber verschwindet in

der Menge. Einer erzählt es dem Andern, bald weiß es die ganze Stadt. Man lacht darüber, weil man es treffend findet und vergißt es, sobald ein anderes bekannt wird.

Das Bonmot ist ein kleines Teufelchen, das sich dir auf den Nacken setzt und dir in's Ohr flüstert: „Trage mich weiter!"

Es ist eine Rakete, die aufsteigt, sprühend und leuchtend, und dann in Nichts zerstiebt.

Es ist ein Blitz, der aus heiterem Himmel niederfährt.

Das Bonmot ist eine Geißel, mit dem das Volk die Machthaber, die Berühmtheiten, die Reichen, die Hervorragenden schlägt, wenn sie gegen die Gesetze des gesunden Menschenverstandes, gegen das Gemeinwohl, gegen das Interesse des Vaterlandes handeln.

Das Bonmot ist rücksichtslos — es ist ein kleines Weltgericht. Es kennt durchaus keinen Unterschied, weder der Person noch der Sache. Es urtheilt nach allgemeinen Principien. Das Bonmot ist polizeiwidrig. Aber wer kann es verfolgen? Es ist schlau, es entzieht sich der Strafe. Man müßte allen Leuten das Reden verbieten, wollte man es bekämpfen. Das geht aber nicht. Und darin liegt die Macht des Bonmots. Die besten, treffendsten Bonmots lassen sich schriftlich gar nicht wiedergeben.

Warum? Darum!

Die Feder ist diskret, die Zunge ist es nicht.

Die Väter der Stadt.

Das höchste Ziel des Ehrgeizes eines Wiener Bürgers dürfte meiner Meinung nach sein: Bürgermeister zu werden!

Bürgermeister von Wien!

Das klingt fast so vornehm, wie Lord Major von London, Senator von Rom!

Es ist eine stattliche Reihe von Bürgermeistern, welche seit alten Zeiten der guten Stadt Wien in Freud' und Leid, Trübsal und Triumph vorgestanden. Manche, wie Wolfgang Holzer, haben ein sehr bewegtes Leben geführt und einen zweideutigen Ruhm hinterlassen. Einige gelangten zu hohen Würden und Auszeichnungen, ja es kam vor, daß sie sogar angebotene Ministerportefeuilles ausschlugen. Und im Grunde ist Bürgermeister von Wien mehr als Minister. Er ist die Erste Person in Wien; die wievielte Person ist aber ein Minister? Dann gibt es so viele Leute, welche Minister sind oder gewesen sind,

daß es fast eine Schande ist, nicht einmal in seinem Leben in der Lage gewesen zu sein, ein Portefeuille auszuschlagen. Aber Bürgermeister von Wien — ja das ist Etwas.

Um den Bürgermeister schaaren sich die Väter der Stadt, die Gemeinderäthe. Unter ihnen gibt es viele berühmte Männer, von denen einige schon todt sind, wie der Schwimmhosenvater Kleyhonz. Es ist recht schade um ihn. Er war so lustig im Gemeinderathe, wie der Dr. Schindler im Abgeordnetenhause, der witzige Dr. Schindler, der nun leider auch todt ist, d. h. politisch! Andere Väter, wie die Herren Steudel, Umlaufft leben noch! Auch der Herausgeber des „Kikeriki“, Gemeinderath Ebersberg ist ein berühmter Mann, aber nicht als Vater, sondern als Sohn seines Vaters! Eigentlich heißt er Berg, und als er einmal einen gewissen Antrag einbrachte, da standen viele Gemeinderäthe am — Berg, aber nicht zum Berg. Einige von den Vätern machten den jeweiligen Bürgermeistern schon viel Verdruß — besonders in den Gemeinderathssitzungen im Magistratsgebäude nicht nur allein durch ihre Anträge, Interpellationen und andere Stänkereien, sondern auch durch ihre Unruhe und Widerspenstigkeit, so daß sie eine schlechte Sittenklasse verdienten. Was läutete der selige Dr. Zelinka, dem sie jetzt ein Monument setzen wollen, nicht zusammen, um die Ruhe herzustellen! Wie froh wird er sein, daß er nun Ruhe hat —

im Grabe! Der Herr Dr. Felder versteht es wohl besser, den bösen Vätern zu imponiren, aber er ärgert sich doch auch im Stillen, wenn er auch nicht immerfort die Glocke in der Hand hat.

Es ist überhaupt gut, wenn hinsichtlich der Kommunalangelegenheit nicht immer fort geläutet und Alles an die große Glocke gehängt wird. Es sind hie und da Dinge aufgetaucht im Schooße des Gemeinderathes, welche einem Theil der Väter den Namen patres corrupti statt conscripti zugebracht hätten, würde nicht für energische Reinigung des Rathes von zweifelhaften Elementen gesorgt worden sein. Der Wiener Gemeinderath hat auch — mit Verlaub — einige „Stückeln" gemacht, welche man von den guten Vätern von Schilda und Hirschau eher erwartet hätte, als von unsern Wienern! Aber ich will dieselben mit dem Mantel der Liebe bedecken und von den Planirungen der Glacisplätze, von der Markthalle, von den Versuchen der Regelung einer gewissen Frage nichts sagen! Nein, nein! Ich will nichts davon erwähnen, daß die Herren manchesmal des Guten zu viel thun und sogar ein Bischen in die hohe Politik sich einmischen, wozu sie eigentlich gar nicht verpflichtet sind. Sie sind deßhalb hohen Ortes schon mehrmals gebeten worden, sich in dieser Hinsicht nicht zu bemühen. Sie haben ja ohnehin so viel zu thun! Es sind übrigens fast alle politischen Parteien

im Gemeinderathe vertreten und gibt es daselbst Konservative und Liberale, Klerikale und Antiklerikale, ja selbst Socialdemokraten und Rothe!

Von All diesem will ich schweigen, weil ja der Wiener Gemeinderath so viel des wirklich Guten thut und gethan hat, daß damit das Schlimme reichlich aufgewogen wird. Er hat zwar viel Schulden, aber auch viel Wasser gemacht — im guten Sinne des Wortes! „Wasser machen“ heißt auf Gut Wienerisch, viel Wesens von einer Sache machen, unbescheiden, arrogant und zudringlich sein! In diesem Sinne mein' ich nun nicht, daß die Väter der Stadt Wasser machen, sondern in Bezug auf den Bau der großartigen Wasserleitung, welche die Residenz mit köstlichem Gebirgswasser zu versehen hat! Welch' ein Fest, wenn der köstliche Quell, direkt vom Kaiserbrunnen kommend, in's kühle Bassin sprudeln und in glänzendem Krystall aufgefangen, derjenigen hohen Person, welche der Eröffnung der Wasserleitung zum ersten Trunke vorsteht, dargereicht wird! Gewiß wird dann der Dr. Mauthner oder Weilen ein schönes Festgedicht machen, welches das Wasser besingt, ohne selbst wässerig zu sein, und Herr Hofschauspieler Lewinsky wird es deklamiren! Wie freu' ich mich schon auf das — Wasser!

Dem Gemeinderathe verdankt die Stadt auch viele prächtige Bauten, neue, herrliche Gärten und die Donau=

regulirung vor Allem. Seien wir also dankbar! Die guten Väter sorgen eifrig für alle unsere Bedürfnisse; sie laufen mit dem Galaktometer herum, um die Milch vor dem Verpantschen zu schützen, und wenn sie selbst mitunter die Milch verpantschen, so geschieht das nicht mit Absicht. Sie sorgen für geistige und materielle Beleuchtung durch neue Schulen und Gasometer und erheben selbst die Hunde zu steuerpflichtigen Bürgern. Sie sorgen dafür, daß die Leute nicht übermüthig werden, und selbst die Hausherren nicht glauben, sie seien Herren in ihrem Hause. Die Väter der Stadt beschließen Gutes und Schlimmes, werden gelobt und getadelt, ausgezeichnet und ausgeschlossen, sie leben, lieben und sterben schließlich, wie andre Leute auch, und beweisen so, daß man Gemeinderath und doch ein gewöhnlicher Mensch sein kann.

Cirkus Renz.

Panem et circenses! Brod und Spiele! Das verlangte der römische Pöbel von seinen Machthabern. Hatte es das, so war es zufrieden. Wie lange noch und bei uns ist's ebenso! Wenigstens erinnert man sich daran, wenn man einer Vorstellung im Cirkus beiwohnt. Es ist im Grunde doch ein sehr barbarisches Vergnügen, dieses Gehetze der Pferde, dieses Knallen mit den Peitschen, dieses Rennen, Jagen, Springen, Hüpfen! Manchesmal geht es wie toll zu; Pferd an Pferd sprengt in wahnsinniger Eile, von den Kunstreitern selbst und den Stallmeistern gepeitscht, durch Schnalzen mit der Zunge und jeden möglichen Zuruf zum Aeußersten gebracht, im Kreise herum, daß der Sand aufwirbelt und den Zuschauern in's Gesicht geschleudert wird. Ein Künstler, in geschmeidige Trikots gekleidet, (streng genommen ist das keine Kleidung!) wirft sich auf ein schnaubendes und keuchendes Thier. Er springt auf den Rücken desselben, er steht stolz

aufrecht, er stürzt wieder nieder, er scheint herabzufallen, er läßt sich auch herabfallen, er faßt das von der tumultuarischen Musik, von dem Jubeln und Klatschen der versammelten Menge, von den Peitschenhieben rasend gemachte Thier bei den Mähnen und schwingt sich wieder auf dasselbe. Das ist der Kernpunkt der Cirkushetze. — Alles Uebrige, die kunstvollen Produktionen der Schulpferde, — oft höchst edler, meist vom Direktor selbst vorgeführten Thiere, — die lächerlichen Spässe der Clowns, die gelehrten Hunde, Esel und Elephanten, die zierlichen Cirkusdamen, selbst wenn sie den Ruhm eines Käthchens Renz erlangen, die Seiltänzereien und Steeple chaise's, das Reifspringen und Feuerreiten — Alles das ist doch nur Zugabe: die Hauptsache ist die Pferdehetze.

Wer kennt die gutmüthigen, gemüthlichen Wiener, wer hält sie nicht für sportbesessene Engländer, für stierkampfbegeisterte Spanier, wenn er bemerkt, wie sie sich für die tollsten Thierhetzen mehr und mehr animiren, Pferde- und Hunderennen zu allgemeinem Volksvergnügen erhoben haben und den Cirkus, besonders, wenn Renz in Wien ist, jedem Theater, jedem Konzerte vorziehen? Und wie dann, wenn das Spektakel den höchsten Grad erreicht hat, Pferde und Menschen durcheinander kollern, wüstes Geschrei mit Zinken und Trommeln, mit Stampfen, Schnauben und Toben zu einem wahren Höllenlärm sich

verbindet, die Augen der Zuschauer von wildem Feuer glänzen und die Mienen sich verzehren und die Herzen schlagen, und endlich ein donnernder Applaus losbricht!

Siehe da! Mir erscheint der Cirkus wie unser Staat. In der politischen Arena geht es toll genug her. Principien werden eins nach dem andern vorgeführt und fast zu Tode geritten. In wahnsinnigen Verrenkungen und Sprüngen, im Schreien und Toben sucht Ein Künstler den Andern zu überbieten; die Nationalitäten führen eine sinnverwirrende Musik auf und der politische Stallmeister steht mit der langen Peitsche mitten im Cirkus und treibt die Pferde an, jetzt vorwärts, jetzt rückwärts, jetzt links, jetzt rechts; plötzlich müssen sie stille halten, sie bäumen sich auf, man glaubt, sie müssen nach Rückwärts stürzen; nun setzen sie den Lauf in grauenhafter Hast wieder fort, mit dem Bauche beinahe den Boden berührend: ha, ist das ein Chaos! Ist das ein Spektakel! Wohin soll's? Was ist das Ende?

Und das Publikum, die große Menge, bezahlt dieses Vergnügen theuer genug. Aber es will es so!

Panem et circenses!

Eine Revue.

(1868.) *)

Es ist der schönste Morgen. Der Himmel ist so rein, als hätten ihn, um einen Ausdruck V. Hugo's zu gebrauchen, die Engel gewaschen. Obwohl die Sonne schon seit einer Stunde aufgegangen, so ist's doch noch frisch und kühl draußen. Aber wie erquickt diese Kühle!

---

*) Dieser Aufsatz ist also zu einer Zeit geschrieben, als der Josefstädter Paradeplatz noch nicht an die Kommune zur „Verbauung" abgetreten war. Es ist also im Grunde ein Bild aus Wiens Vergangenheit. Ich streiche es jedoch nicht, weil immerhin einiges Beherzigenswerthe in Bezug auf unsere Armee gesagt wird, was seine Geltung theilweise wenigstens noch immer hat. Wir haben allerdings jetzt die allgemeine Wehrpflicht und sind auf dem Wege, eine Landwehr zu erhalten. Jeder Bürger ist Soldat und der Kriegerstand keine bevorzugte Kaste mehr. Indeß ist damit noch nicht Alles erreicht. Was uns in dieser Hinsicht Noth thut, die Spatzen pfeifen es schon von den Dächern; aber diejenigen, welche es vor Allem hören sollten, geben auf Spatzengezwitscher nichts. So wird gar Manches beim Alten und leider auch bei den Alten bleiben.

Oeffnen wir das Fenster und lassen den köstlichen Luftstrom herein! Licht und frische Luft! Und gutes Wasser! Das sind drei sehr wichtige Dinge für den Residenzbewohner. Die großartige Wasserleitung, klares, frisches Gebirgswasser bringend, entspricht einem ebenso tiefgefühlten Bedürfniß als geräumige, lichte Wohnhäuser und möglichst viele Gärten und Baumanlagen. Für — wenn auch schlechtes Licht — wird freilich genügend gesorgt durch einige besonders berühmte Gemeinderäthe und die Vorstadtzeitung. Doch sehen wir einmal auf die Straße hinaus.

Sie ist ja außergewöhnlich belebt. Aha! Militär!

Es ist große Revue!

Sie wird auf dem Josefstädter Glacis abgehalten.

Wie lange noch — und großartige Bauten erheben sich dort, wo einstens das Kommandowort des Feldwebels, des Stabsoffiziers, des Generals erscholl. Rechts, Links; Rechts, Links! — Habt Acht! Ladet! Feuert! — M—a—r—s—ch!! Die Zeiten, in denen von der Alservorstadt bis zu den kaiserlichen Stallungen hin Alles in Pulverdampf gehüllt war, in der es krachte und donnerte, daß die Fenster klirrten und sprangen, in der es auf diesem weiten Platze wimmelte von Uniformen, Federbüschen und blinkenden Waffen — sie sind vorbei!

Nur die Schmelz bleibt übrig. Und das Brucker Lager für Revuen.

Die östreichische Armee ist, was die Adjustirung und Haltung anbelangt, eine der schönsten der Welt. Nirgends — nicht einmal in dem militärischen Frankreich — wird aber auch mit solcher Strenge darauf gesehen, daß Alles glänzt und flimmert, daß beim Marsche eine pedantische, maschinenmäßige Regelmäßigkeit und Ordnung herrscht, daß, wenn „Feuer!" oder „Schießen!" kommandirt wird, ja nicht etwa ein Schuß früher oder später falle, als im bezeichneten Moment. Der östreichische Soldat ist darum — der beste Paradesoldat. Man kann sich nichts Schöneres denken, als eine große Revue auf dem Josephstädter Glacis. Dieses Auf- und Abwickeln der einzelnen Truppenkörper, das scheinbare Durcheinander, das sich dann wieder in eine so regelmäßige Stellung auflöst, das Ab- und Zumarschiren, das Retiriren und Vorrücken, das kühne Abschwenken mit gebrochenen Gliedern, endlich das Defiliren mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel — es ist prächtig, in der That. Sehr imposant ist das Auffahren der Batterieen; einzig aber sind die Evolutionen der Reiterei. Der Eindruck ist überwältigend. Die wohlgeschulten, schönen Pferde, die stampfen und schnauben und doch die strengste Ordnung halten, die kühnen Reiter mit den gebräunten Gesichtern, die entblößten Säbel, die in der Sonne blitzenden Helme, es gibt ein kriegerisches Schauspiel ohne Gleichen.

Freilich wird mit all Dem noch keine Schlacht ge-

wonnen. Wir brauchen geschickte Generale, tüchtige und eifrige Offiziere, intelligente und berufstreue Soldaten. Alles Andere ist zu Nichts. Die tief beschämenden Niederlagen von Solferino und Königgrätz hätten doch in dieser Hinsicht Etwas bewirken sollen. Woran es fehlt, darüber muß man in maßgebenden Kreisen denn doch schon unterrichtet sein! Die Broschüren Bartels, der selbst Offizier ist, haben die Zustände in der Armee in unheimlicher Weise beleuchtet. Einsichtsvolle Offiziere aller Waffengattungen sprachen es schon offen und unumwunden aus, daß man „den alten Zopf", das „heillose Gamaschensystem" endlich fallen lassen müsse, daß das unselige Protektionswesen, dieser Fluch, diese Pest des kaiserlichen Heeres, vollständig aufhören müsse, daß das Militärstudienwesen, welches, trotz der riesigen, weder vor der Mit- noch Nachwelt zu rechtfertigenden Auslagen für ganz zwecklose Institute, Akademieen und Erziehungshäuser, dennoch jede anständige Kritik ausschließt, gründlich reformirt werden müsse. Jeder, der ein Herz für das Vaterland, für das schöne, unglückliche Oestreich hat, muß dringend wünschen, daß die Administration in der Armee, die wenigstens dreimal zu theuer ist, in solcher Weise reorganisirt werde, daß der Staatssäckel nicht gar zu sehr in Anspruch genommen wird. Die sprüchwörtlich gewordenen Pensionirungen gesunder, kräftiger und junger Offiziere müssen aufhören. Statt der

vielen überzähligen, unangestellten Generale sorge man lieber für eine tüchtige Kriegs- und Feldherrnschule und denke endlich daran, daß der goldene Kragen verdient sein muß, wenn er einen Werth haben soll. Man richte die Soldaten nicht mehr zu Maschinen ab, sondern bilde sie. Das ist — namentlich in Rücksicht auf unsere Zustände und den Bildungsgrad vieler Rekruten — freilich leichter gesagt als gethan. Indeß mit Lust und gutem Willen läßt sich manches durchsetzen. Dies mögen die Herren Offiziere gütigst bedenken! Allerdings muß dann auch für die Subalternoffiziere Etwas geschehen, wenn man an sie erhöhte Forderungen stellt. Aufgemuntert durch gerechte Beförderung werden die Offiziere bald erkennen, daß sie die Intelligenz der Armee repräsentiren und gründlichen Studien eifrigst obliegen.

Wird die allgemeine Wehrpflicht das, was sie sein soll, so wird dann auch der wirkliche oder fingirte Gegensatz von Civil und Militär schwinden; der Soldat wird nicht vergessen, daß er von dem sauer erworbenen Pfennig des Bürgers lebt, dieser aber wird erwägen, daß der Soldat ja auch ein Sohn des Volkes ist, und daß er sein Leben in die Schanze schlägt für das Vaterland.

Dann wird in die Armee ein volksthümliches Element kommen. Der Ruf nach Intelligenz, nach volks-

thümlicher und billiger Organisation des Heeres ist ein allgemeiner.

Hat man diesen Ruf hinlänglich berücksichtigt?

Was bis jetzt von dem Reformwerk bekannt geworden, hat das Vertrauen auf eine segens- und siegreiche Zukunft nicht sehr gehoben. Wie nothwendig aber wäre eine großartige Umgestaltung Angesichts der europäischen Weltlage!

Wir brauchen ein kriegstüchtiges Heer — sonst!! —

Man hat sich seit der Schlacht bei Königgrätz mit Nichts so eifrig beschäftigt, als mit der Einführung einer neuen Adjustirung. Jetzt entschied man sich für Federhüte und jetzt blieb man wieder beim Tschako. Nun meinte man, die liegenden Krägen seien „gescheidter" und nun erachtete man die Stehkrägen denn doch für die zweckmäßigsten. Heute führte man rothe Hosen ein und morgen schaffte man sie ab; probirte hechtgraue Röcke statt der weißen, dann wieder blaue und beeilte sich sogleich, abermals die weißen als die schönsten — Paraderöcke zu befürworten.

Als ob es uns noch darauf ankommen könnte, Parade zu machen!

Eine gründliche Reorganisation und Ersparnisse am Kriegsbudget — doch was red' ich? Fand es doch selbst der Reichsrath (der herrschende Theil desselben wenig-

stens! —) für gerathen, das „Kriegsbudget“ in Bausch und Bogen zu genehmigen! Ja, einige dieser wahrhaft patriotischen, weisen und einsichtigen Männer wollten dasselbe sogar aus besonderer Gefälligkeit für den Herrn Kriegsminister erhöhen! Natürlich! Was liegt ihnen daran? Aus ihrem Sack „geht es ja nicht“! Ueberhaupt, der Reichsrath — halt! Wir leben in einem freien Staate, da heißt es schweigen! Aber das Volk, die „misera contribuens plebs“, wird sich's hinter die Ohren schreiben, wie es von seinen „Vertrauensmännern“ in der Finanzfrage vertreten worden ist. Wann hat je eine absolute Regierung so wenig gethan für das arme, ausgesäckelte Volk, als diese Abgeordneten, ihr Volksfinanzminister an der Spitze? Genug, daß man in der Finanzdebatte selbst darauf aufmerksam machen mußte, die Herren Abgeordneten, die mehr als Advokaten, Fabrikanten und deren Sachwalter, denn als unparteiische Beurtheiler der Sachlage sprechen, möchten auf die andern Leute auch und nicht nur auf sich selbst denken! Doch genug! —

Wir wollten ja eine „Revue“ beschreiben!

Schon am frühen Morgen verlassen die Truppen, in vollster Paraderüstung, mit Sack und Pack, die Kasernen, an denen in Wien eben kein Mangel ist. Eine der schönsten ist die neueste in der Rossau, in der Nähe des großartigen Waarenbazars, der an die Stelle des alten, be-

rühmten Tandelmarktes getreten ist; d. h. der Tandelmarkt befand sich wohl auch in der Nähe einer Kaserne, aber nicht dieser neuen, sondern der sogenannten Heumarkt-kaserne. Ein großartiger, wenn auch im Innern unzweck-mäßiger Bau — wie leider sehr viele Neubauten! — ist die auf einer Rampe der Dominikanerbastei sich erhebende Franz-Josephs-Kaserne zwischen dem Postgebäude und dem Hauptzollamte. Minder bedeutend sind die Salzgrieskaserne in der Stadt, die Getreidemarkt- und Stiftskaserne in der Vorstadt Mariahilf, die Alservorstädter Kaserne, die Ka-valleriekaserne in der Josephstadt u. s. w. Des Arsenals in der Nähe der Raaberbahn, — eines der großartigsten militärischen Etablissements, — einer Waffenstadt, sei hier gelegentlich gedacht. Alle diese und noch einige Gebäude entsenden ihre Bewohner auf den Paradeplatz. Bald haben sich die Kolonnen daselbst geordnet. Die kommandirenden Offiziere sprengen die Reihen entlang, Befehle werden ver-nehmbar, die Signale mit den Trompeten gegeben. An den Barrieren — denn der Platz selbst ist durch reitende Polizei abgesperrt — drängt sich massenhaft das neugie-rige Volk. Der Wiener liebt öffentliche Aufzüge, Festlich-keiten, Maskeraden, Fackelzüge und große Leichenfeierlich-keiten. „Es gibt Etwas zu sehen!" Der Wiener ist sehr neugierig. Dies kann man leicht erproben. Man stelle sich auf einen freien Platz und blicke in die Höhe, als ob

man Etwas beobachtete. Bald werden sich eine Menge Leute eingefunden haben, die alle in die Höhe schauen, um zu entdecken, was es „Neues gibt“. Wie muß einem solchen Publikum eine Militärparade erwünscht sein! Um Etwas zu sehen, läßt man sich Alles gefallen. Man duldet es, daß man halb zerquetscht wird. Man empfängt Rippenstöße, Fußtritte in Unzahl — thut Nichts. Man schwitzt, wie ein Braten — macht Alles Nichts. Der Polizeimann sprengt heran, läßt sein Pferd nach rückwärts in die Menge gehen, schreit: „Zuruck, zuruck!“ Es wird geduldig hingenommen. So steht man eine, zwei, drei Stunden, und so stehen Hunderte, so stehen Tausende da, dichtgedrängt, Kopf an Kopf. Gibt es doch Etwas zu sehen!

Bisher erfüllte ein Summen, ein Waffenklirren, ein Durcheinander unzähliger Stimmen die Luft. Auf einmal ist Alles stille. Dann ertönt die Volkshymne von Regiment zu Regiment. Hurrahrufen, erst in der Ferne, dann näher und näher.

Der Kaiser kommt.

Es ist eine glänzende Reiterschaar, die da herangesprengt kommt. Die grünen Federbüsche flattern im Winde. Die Suite des Kaisers besteht aus den Adjutanten, Generalen und höheren Stabsoffizieren der verschieden-

sten Truppenkörper. Da glänzt und blitzt es, da schimmert es in allen Farben des Regenbogens!

Seinen Begleitern weit voraus reitet der Kaiser. Er sitzt auf einem herrlichen Braunen, einem der edelsten Thiere des an edlen Pferden so reichen kaiserlichen Marstalls. Mit Windesschnelle galoppirt der feurige Renner dahin, stolz, einen so erhabenen Reiter zu tragen.

Kaiser Franz Joseph heißt mit Recht „der ritterliche Monarch". Es ist eine wohlgebaute, starke und doch elastische Gestalt, groß und von einnehmenden Zügen. Ein starker, blonder Schnurr- und Backenbart gibt dem kühnen Antlitz etwas Kriegerisches. Das Auge ist hell und der Blick ganz eigenthümlich. —

Wenn eine Revue angesagt ist, so wird der Kaiser gewöhnlich auf der sogenannten Bellaria, einem Vorbau der Hofburg, von der Suite erwartet. Er läßt nie lange auf sich warten, sondern erscheint zur bestimmten Stunde. Meist in der Campagneuniform eines Generales, salutirt der Monarch militärisch, schwingt sich sodann schnell und leicht auf das Pferd und sprengt davon. Seine Begleiter nach — und da nur wenige so gute Reiter sind, wie der Kaiser, so sieht man gar manchen, der seine liebe Noth hat, schnell genug folgen zu können.

Auf dem Paradeplatz angelangt, läßt der Kaiser die Truppen defiliren. Die Infanterieregimenter ziehen unter

klingendem Spiele vorüber, die Kavallerie folgt, zuletzt kommt die Artillerie, die mit Kanonen und Pulverwägen vorbeirasselt. Die höheren Offiziere schaaren sich um den Monarchen, der einige Worte an sie richtet. Dann salutirt er, die Volkshymne ertönt abermals, der Kaiser verläßt so schnell, wie er gekommen, den Platz.

Die Revue ist zu Ende.

Die Kaffeehäuser in Wien.

In keiner Stadt Deutschlands ist das Kaffeehausleben so ausgebildet, wie in Wien. In Wien besucht Jedermann das Kaffeehaus und jeder Stand hat sein bestimmtes Locale. In dem einen trifft man vorzugsweise Militärs, wie bei Daum am Kohlmarkt, in dem andern Schauspieler, wie im Café Schwarz nächst dem alten Opernhause. Gelehrte, Schriftsteller und Journalisten gehen gerne zu Griensteidl in der Schauflergasse, weil dort die meisten in- und ausländischen Zeitungen aufliegen. In früherer Zeit war das sogenannte „silberne" oder Neuner'sche Kaffeehaus in der Plankengasse der Vereinigungspunkt des ganzen literarischen Wien. Dort fanden sich die literarischen Größen: Grillparzer, der verehrte Dichtergreis, Anastasius Grün, Nik. Lenau, Gabriel Seidl, Joh. Nep. Vogel, Zedtlitz, Braun, M. Enk u. v. A. zusammen. O schöne, gute, alte Zeit, da die Schriftstellerei noch Sache des Vergnügens — und kein Geschäft war! — Die Studenten suche

man im Universitätskaffeehause, die Bureaukraten im Café Czech am Graben, die Fremden in den Limonadehütten (d. h. im Sommer), die Börseaner in dem Kaffeehause am Ecke der Strauchgasse, die Handelsjuden überhaupt bei Stierbeck und Fetzer in der Praterstraße, die Gemüsehändler im Kaffeehause Nikola's, die Stutzer im Café de l'Europe am Stephansplatz, die Demimonde — denn auch sie hat ihre bestimmten Sammelplätze! — spuckt in der Geisterstunde in den Kaffeehäusern von Krenn in Maria Hilf, (Hôtel Kreuz) von Hagen am Paradeplatz, von Römer (Naglergasse) und Fritzmann in der Währingergasse. Wien besitzt über 200 Kaffeehäuser, ungerechnet die kleinen, stinkenden, eckelhaften Surrogat-Schänken. Diese sind unter den Kaffeehäusern das, was die Schnapsboutiquen unter den — Gasthöfen. Jedes Kaffeehaus hat seine Stammgäste und „Laufende". Die ersteren haben manche Vortheile, die den letzteren unbekannt sind, so z. B. dürfen sie dem Marqueur zum neuen Jahre ein besonderes Douceur geben, wofür sie einen kleinen Kalender erhalten, damit sie doch wissen, wie sie an der Zeit sind. In einigen Kaffeehäusern wird sehr hoch gespielt und zwar trotz des polizeilichen Verbotes, Hazard, wie in den Spielhöhlen am Rhein. Es gibt Leute, die vom „Spiel" leben; sie verdienen sich „spielend" ihr Brot. Gehen sie darauf aus,

unwissende Fremde und grüne Jünglinge zu „rupfen" — dann heißen sie „Kosacken". Meist haben die Kaffeehausspiele jedoch keinen so ernsthaften Charakter. Eine Tarokpartie, „Tatteln", eine Partie Schach, ein Domino, selbst ein Billard, wenn man auch „Pech" hat, wird den Kopf nicht kosten. An den Billard's kann man die ergötzlichsten Studien machen. Da zeigen sich die Menschen oft in ihrer ganzen — Schwäche. Da gibt es gar leicht einen — „Verstoß" und Mancher weiß nicht einmal, wo der Zimmermann — des Loch gemacht hat. Carambole zwischen zwei — Freunden ist oft die Folge davon und dies hat etwas ganz Anderes zu bedeuten, als das Zusammentreffen zweier Billardkugeln. Ueber manchem Billardspieler waltet ein eigener Unstern. Soll er den Ball in's Loch bringen, so macht er ein herrliches Douplée oder eine schöne Quart. Soll er die Kegel umwerfen, so — „verlauft" er sich wieder regelmäßig — in's Loch. Wäre auf unverantwortliches Spiel, auf den Mißbrauch des Queus gerichtliche Strafe gesetzt, so käm' er am Ende selbst — in's Loch — vor lauter „Malheur". Hat er aber einmal einen guten Tag, dann ist sein Glück noch nur — ein „Schweineglück", und nicht viel besser, als das „Pech". —

Eine unausstehliche Sorte von Kaffeehausgästen sind außer den Zeitungsvielfressern — die sogenannten „Ki-

bitze." Es gibt „beeidete" und „unbefugte" Kibitze. Die beeideten behaupten ein Recht zu haben, überall mitzusprechen; in jedes Spiel „mischen sie sich ein" wie der Napoleon und noch Jemand, und wenn es zu einem Streit kommt, so sind sie die Schiedsrichter. Manchesmal werden sie von dankbaren Spielern hinausgeworfen; das mäßigt jedoch ihren Eifer nicht. Es sind sonderbare Käuze, diese Kibitze!

Nach all dem Mitgetheilten sollte man nun denken, das Kaffeehaus ist so recht ein Schlupfwinkel für die — Weiberfeinde. Hier könnten die Männer „ganz unter sich sein." Im Kaffeehause hörte die Herrschaft der Krinoline auf. Nicht wahr ist's. Dort, in dem kleinen, mit Flaschen und Gläsern umstellten Verschlag thront sie, die Vertreterin des schönen Geschlechtes, die Kassierin. Sie ist jedoch eine sehr gutmüthige und zuthunliche Repräsentantin ihres Geschlechtes. Sie will Jedermann das Leben — versüßen und nur selten reicht sie dem Bittflehenden — einen „Bittern". Mit dem Gefrorenen gibt sie sich nicht ab — es würde ja in der Nähe ihres warmen Herzens schmelzen. Gar Mancher ging in das Kaffeehaus, um dort ein Spiel zu gewinnen, und verlor sein Herz an die Kassierin! Da im Kaffeehause so viel gespielt wird, so darf es uns nicht wundern, wenn auch eine hübsche Kassierin manchmal — eine Partie macht.

„Frisch vom Zapfen!"*)

„Kellner, ein „Krügel"!"

„Bitte, gleich! Bitte einen Augenblick um Geduld! Es wird gerade frisch angezapft!"

„Nun Gott sei Dank! Wie sehn' ich mich schon nach einem frischen Trunk Bier! Was ich Ihnen heute schon herumgelaufen bin, man müßte die Lungensucht bekommen, wäre das „Schwechater" nicht! Ach, jetzt bemerk' ich es erst, Sie trinken ja Wein, verehrter Herr? Sie sind gewiß ein Fremder oder haben Sie Leibschneiden? Da sind Sie im Irrthum, wenn Sie glauben, das Bier schadet. Das Bier ist ein wahres Lebenselixir. Sehen Sie, früher mußte man nach München reisen, um gutes Bier zu trinken, jetzt kommen's zu

*) Dieses Artikelchen wurde im Jahre 1868 noch vor dem Schützenfeste geschrieben. Ich lasse es, wie es damals war, obwohl vom Schützenfeste als von etwas Zukünftigem gesprochen wird, auch Einiges, was der biertrinkende Biedermaier sagt, keineswegs richtig ist. Es ist eben ein Stimmungsbild von — damals.

uns, die deutschen Brüder und netzen wacker ihre Kehlen. — Ah — da kommt er endlich! Hi — ha! Ff! Ah — A — h! Das war eine Wohlthat. 's ist aber auch ein „Tröpferl!" Klar und hell, wie Gold und dieser Schaum, wie das reinste Obers. „Sahne" heißt das auf deutsch, wenn Sie etwa ein Ausländer sind. Sehen Sie, das Schwechater Bier ist das Beste, man mag sagen, was man will. Zwar kommt jetzt das „Pilsner" stark in die Mode, aber das ist mir zu bitter. Wir haben auch das „Münchengrätzer Klosterbier". Neulich hab' ich „beim heiligen Geist" ein „Seitel" getrunken — hm. 's ist nicht übel. Das St. Marxer — na! mit dem „Schellenhofer" mag ich nichts anfangen, pfui Teufel! War das eine schmutzige Geschichte mit diesen Aktionären. Sie wissen es doch! Ueberhaupt — überhaupt geht es in unserem Oestreich recht erbaulich zu. Da singen sie: „Geld ist nur Chimäre." Und geht bald dieser, bald jener mit einer solchen Chimäre durch! Da wird betrogen und gestohlen, „was Zeug hält". Haben Sie den Zauberer von Rom gelesen? Es ist eine Geschichte von einem gewissen Gutzkopf abgefaßt, eine fade, langweilige Geschichte. Aber ich hab's doch gelesen, es ist wegen „der Intelligenz", wissen Sie! — He, Kellner! Noch ein Krügel! — Und einen „kleinen" Emmenthaler! Dieser Gutzkopf nun —"

„Er heißt Gutzkow, wenn Sie erlauben!"

„Ah! Endlich ein Wort! Ich hab schon geglaubt, Sie sind ein „Stummerl"! Also Gutzkow sagen Sie? Nun sehen Sie, Etwas sagt er doch, was wahr ist. Ich hab mir die Stelle gemerkt: „In Wien stiehlt Alles! sagt er. Nicht bloß die Raizen und Rastelbinder — das sind noch die ehrlichsten von Allen, sagt er. — Nur draußen in der Vorstadt, aber auch da nur in der alleräußersten, gibts noch ein bissel Ehrlichkeit, sagt er! Ganz verlassen können's „Ihnen" bloß auf die Ungarn. Sonst stiehlt in Wien Alles ... Die Raizen stehlen, weil sie's brauchen ... Die Italiener stehlen, weil sie die Ehrlichkeit für einen Mangel an Geist halten ... Die Böhmen stehlen, weil sie so wißbegierig sind ... Die Polen, nehmen Sie mir's nicht übel, die stehlen auch. Aber die schlechteste Nation sind in diesem Punkt die Deutschen! die stehlen aus dem ganz gemeinen Grund, dasjenige, was Anderen gehört, lieber selbst haben zu wollen."

Wenn er nun erst die saubere Geschichte vom „Rudolfsspitale" gehört hätte! Da haben sie's en gros betrieben. Da haben sie gleich eine halbe Million gestohlen! Die Bauleitung hat's verstanden. Na ja! Und der Minister hat beide Augen zugedrückt. Jam kennimus! „Waß ma's eh! Ha, ha, ha! Es war freilich in der Sistirungsperiode! Jetzt kommt so Etwas nicht vor! O

nein! — Schmeckt Ihnen das „Liesinger“ — oder das „Hütteldorfer“ oder das „Jedleseer“? Ja so, Sie trinken Wein. Ein Schöpple, nicht? Oder ein „Näpfchen“? Sehen Sie, wir haben sie Alle nach einander umarmt, die Schwaben, die Bayern, die Sachsen! Die Preußen — nein! von denen mag ich nichts reden, wenn auch der Bismarck ein „gescheidter Kerl“ ist. Ja, das ist er; aber das ist der Napoleon auch. Und der Cavour war es auch! Wir haben wenigstens das Eine, daß wir ehrlich sind. Helf Gott! — Also die deutschen Brüder sind Alle bei uns gewesen — aber genützt hat es uns doch nichts. Und jetzt kommen die Schützen und da wird geschossen auf die deutsche Einigkeit. Bravo! Wohl bekomm's! — Hm! Ein Seitel werd' ich mir noch vergönnen. Meinen Sie nicht?“ —

In dieser Weise plaudert der gute Wiener Bürger, wenn er sein „Krügel“ vor sich hat. Dann zündet er eine Cigarre — mitunter auch noch eine Pfeife an, und bläst mit den blauen Rauchwolken seinen Unmuth, seinen Groll gegen unsere — trotz Freiheit und „fortschreitender Civilisation“ — immer trauriger sich gestaltenden öffentlichen Zustände, seinen Kummer hinsichtlich der Steuerüberbürdung der armen Leute und des trotzdem drohenden Bankerottes, seinen Schmerz über den fortdauernden Kampf der politischen und nationalen Parteien, welche es

auf den Zerfall der Monarchie abgesehen zu haben scheinen, in die Luft. Darin allein noch besteht seine Gemüthlichkeit. „Es ist schon Alles Eins!" sagt er. Und: „Deßwegen lassen wir doch keine Traurigkeit spüren!"

„Frisch vom Zapfen!"

Unter diesem Zeichen vereinigen sich alle Nationen der polyglotten Monarchie in dem guten, toleranten, wahrhaft großstädtischen Wien. Der stolze Magyare, mit „Hosen, eng, unbändig," der edle Czeche — in Wien sehr stark vertreten, obwohl er da ein schlechtes Deutsch spricht, und in seiner Eigenschaft als Beamter, Schustermeister oder Kanzleidiener sich das Ansehen eines Wiener Bürgers zu geben weiß — denn nur im Geheimen singt er „Hey Slovane" bei einer Beseda! — Der Pole — Heilig sei das Unglück! Meine sonst so boshafte Lippe verstummt, wenn ich das Wort: „Pole" ausspreche! — Der Zwiebelkroat und der Wasserpolak, der „glaubensfinstere" Tyroler und der „mehr" aufgeklärte Steirer, der hitzige Slovene, der — ja wer nicht noch? — findet sich mit seinen feindlichen Brüdern beim „Krügel Bier" friedlich zusammen.

Nur gutes Bier, dann sind wir zufrieden. Entstehen und entstanden die zahllosen, oft mit ausgesuchtem Komfort eingerichteten, Bierhäuser und Bierhallen, wie die großartigen Etablissements von Likey am Kärnthner-

ring, von Dreher am Opernring, von Kummer in der Babenbergerstraße, die vielbesuchten Lokalitäten zur Tabakspfeife, zum rothen Igel, zu den beiden „Blumenstöckeln", das Winterbierhaus, der — den Herren Abgeordneten — so wohlbekannte Obermeyer, das Bierhaus im Bazar, das Michaelerbierhaus, der — von den Hofschauspielern und Opernsängern gern aufgesuchte — Gerstenbrand in der Augustinergasse, das Komödienbierhaus, der Schottenhammer, der Lothringer, der Riedhof in der Josephstadt, der silberne Brunnen in der Berggasse, die blaue Flasche in Neu=Lerchenfeld und unzählige andere Bierwirthschaften, vielleicht gar auf den ausdrücklichen Wunsch der Regierung? Das Bier macht ja, so sagt man, schweres Blut. Und träge und bequem und geduldig! Das Bier erzeugt zufriedene Bürger. Nun, wenn dem wirklich so ist, dann hat die Regierung sehr politisch gehandelt. Es ist ersichtlich, daß sie ihren Zweck erreicht! Armer Metternich! du wärst nie gestürzt worden, hättest du für besseres Bier gesorgt. Das Placetum regium konnte dich nicht schützen. Das gute Bier hätte dich geschützt. Gebt uns gutes Bier. Frisch vom Zapfen!

Darin besteht die ganze Regierungskunst!

Ein Wiener Zinshaus.

Die meisten Häuser in Wien sind „Zinshäuser", d. h. solche, in welchen verschiedene „Parteien" gegen Entrichtung einer bestimmten Miethe wohnen. Aehnliche Zinsburgen wie Wien hatten im Alterthum nur Carthago und Rom; in der Neuzeit kann sich kaum Paris mit Wien in dieser Hinsicht messen. Freilich ist's auch kein besonderer Vorzug, des Wettstreites würdig. „Mein Haus ist meine Burg!" sagt der Engländer und er hat Recht. Es ist geradezu eckelhaft, mit einer Masse von fremden Leuten in Einem Hause zusammenwohnen zu müssen. Einige Zinshäuser in Wien sind förmliche kleine Städte, wie das „Bürgerspital" in der Stadt, das sogenannte Freihaus auf der Wieden u. A. Das Bürgerspital, 1784 erbaut, umfaßt 11 größere und kleinere Höfe und über 400 Wohnungen, dann Kaufgewölbe, Magazine und Gasthäuser und hat Einfahrten vom Lobkowitzplatz, der Augustiner-, Cäcilien-, Kärnthner- und

Klostergasse. Das Freihaus, — der Name rührt daher, weil es seit 1649 von allen Abgaben befreit war — bedeckt einen Flächenraum von nahezu $4^1/_2$ Joch Landes und zählt gegen 300 Wohnungen. Aehnliche, wenn auch minder umfangreiche Gebäude ließen sich in jeder Vorstadt anführen. Manche, wie der berühmte Trattnerhof, von dem man sagt, er trage in jeder Minute einen Dukaten (?), der Schottenhof, die Melkerhöfe, der Heinrichshof werfen ungeheure Zinserträgnisse ab. Denn die Wohnungspreise sind in Wien geradezu fabelhaft. Darum ist das Häuserbauen, wenn man auch so glücklich ist, prompt zahlende Parteien „zu besitzen", das lukrativste Geschäft. So ein Hausherr kann wirklich — „ein Haus machen". Ein Wiener Hausherr ist das „Schrecklichste der Schrecken". Da ist noch ein Hôtelbesitzer ein wahres Lamm dagegen! Und doch gibt es Reisende, welche sagen: „Ich habe mich herumgeschlagen mit den italienischen Banditen, mit den ungarischen Räubern, mit den Kurden in Kleinasien — aber — sie sind reine Stümper gegen einen „Hôtelwirth" in Wien. Der plündert Einen bis auf's Hemd!" — Wie? Und der Hausherr soll noch entsetzlicher sein? Unglaublich — aber es ist so! Ein Wiener Hausherr ist im Stande, dir zu verbieten, einen Hund zu halten oder kleine Kinder zu haben. Solch' ein unschuldiges Vergnügen erlaubt er dir

nicht, dieser Haustyrann! Jetzt ist ihm eine Partei zu laut und dann wieder zu still. Auch hat er die üble Gewohnheit, alle Steuerzuschläge den Miethzahlenden aufzubürden, d. h. er „steigert“, wenn es ihm beliebt. — Neben dem Hausherrn waltet der Hausmeister seines Amtes und manches Mal weiß man gar nicht, wer Herr und Meister in einem Hause ist. Der Hausmeister ist etwa das, was der major domus bei einem Merovinger war — er regiert thatsächlich das Haus. Er ist nur gegen ein gutes Trinkgeld — zugänglich und läßt dich, wenn du „nobel“ bist, nicht lange warten, falls du Abends „zu spät“, d. h. nach der Sperrstunde kömmst. Bist du so unglücklich, in einem „Zinshaus“ wohnen zu müssen, o dann, ich flehe dich an, versichere dich der Gunst des Hausherrn, versichere dich der Freundschaft des Hausmeisters. Sonst bist du sehr zu bedauern!

„Ein Wiener Zinshaus!“ sagt ein Schriftsteller, der freilich noch kein Klassiker ist: „Wohl auch eine kleine Narrenwelt!“ Vom Hausherrn, der als Beherrscher dieser Welt den ersten Stock des Vorderhauses bewohnt und in allen Angelegenheiten und Streitigkeiten als oberste Instanz zu verehren ist, bis hinauf zur „einschichtigen“ Nähterin im vierten Stockwerke oder dem hoffnungslosen Zukunftsmusiker im Dachstübchen, und wollen wir sie hinzusetzen, jene „Miserables“, welche mit den Ratten und Mäusen

gemeinschaftlich im Keller „logieren"? — welch' ein Chaos von Menschen, Ständen, Interessen, Lebenswegen, Wünschen, Hoffnungen, Freuden und Leiden, geheimer Armuth und glänzendem Elend — und über all' diesem schwebend das Schwert des Damokles, die unerbittliche 'Αναγκη, das unausweichliche Verhängniß eines Bewohners dieses ziegelnen Leviathans — der Miethzins! Um diesen dreht sich Alles im Hause — nach diesem wird der Werth oder Unwerth der „Partei" bemessen, — nach diesem richtet sich der größere oder geringere Bückling des Hausmeisters, die größere oder geringere Bereitwilligkeit der Wasserträgerin oder der Waschfrau — die größere oder geringere — — Feindseligkeit der Nebenwohner; denn die Parteien leben in immerwährendem Krieg. Sie beobachten sich gegenseitig mit einer wahrhaft polizeilichen Aufmerksamkeit, sie „richten einander aus", d. h. sie sagen sich alles erdenkliche Böse nach. Darin besteht die ideale Einheit dieses vielköpfigen Ungeheuers, des Zinshauses. —

Gewöhnlich theilt man das „zinszahlende" Geschlecht in drei Klassen, welchen sich die sogenannten „Zimmerherren" gleichsam als fliegendes Korps zugesellen. Erstens in diejenigen, welche zum Mindesten 500 fl. jährliche Miethe zahlen und drei, vier oder mehr Zimmer bewohnen. Dahin gehören Hofräthe, Verwaltungsräthe, reiche

Privatiers, hohe Offiziere, Direktoren verschiedener Anstalten, Advokaten, Zahnärzte u. s. w. Die zweite Klasse, von 500 fl. „abwärts“ zahlend, bildet der zur Noth existirende Mittelstand, der, wenn es gut geht, zwei Zimmer und Kabinet, meist aber nur ein Zimmer und Kabinet beanspruchen kann. Diese Klasse bilden subalterne Beamte, „sonst geachtete“ Wittwen mit mehren heirathslustigen Töchtern, die bei jeder Gelegenheit zum Fenster hinaussehen, ob denn noch kein Freier sichtbar wird, pensionirte Offiziere, Künstler und dergleichen Leute, welche es nicht unterlassen können, jedes Vierteljahr über die Theuerung der Wohnungen zu klagen und den „Zins“ mit einem tiefen Seufzer dem Hausherrn einzuhändigen. Die dritte Klasse endlich, die nur über eine Stube zu verfügen hat, rekrutirt sich aus untergeordneten Gliedern der menschlichen Gesellschaft, als da sind: Gelehrte, verheirathete Lieutenants, Notariatsschreiber, Inhaber der sogenannten kleinen Geschäfte, Fiaker, Trauerspieldichter, Sprachmeister, Mechaniker, Zeitungskorrespondenten, Allerweltskommissäre und wohlhabende — Bettler. Letztere sind Menschen, die entweder ein Geschäft betreiben, welches die Bettelei maskiren soll, z. B. Ausschußwaarenverkauf, Hausirhandel mit Hosenträgern, Brieftaschen, Seifen, Bürsten, Cigarrenspitzen, Stöcken und Zündhölzchen, oder Leute, welche die Kunst popularisiren, als

Drehorgelspieler, Harmonikazieher, Harfenisten, Hof- und Straßen-Paganini's; Alle diese sind viel ärmer als die eigentlichen, befugten Bettler. Diese haben ihren bestimmten, durch langjährige Gewohnheit gesetzlich gewordenen Standpunkt inne und wissen ihr Recht auf fremde Taschen geltend zu machen. Sie hinterlassen, wenn sie sterben, oft ein sehr bedeutendes Vermögen, das sie sich redlich zusammengebettelt haben. —

Das ist ein Wiener Zinshaus „sine ira et studio" dargestellt. Ich that es auf den Wunsch eines mir befreundeten Hausherrn, der mich ersuchte, die vielen Lügen und Verläumdungen, welche über die Wiener Hausherren kursieren, mit meiner unübertrefflichen Feder zu — entkräften.

Cyankali.

Eine der größten Errungenschaften der neuesten Zeit ist unstreitig — das Cyankali.

Derjenige, der es zuerst benützte, verdient ein Monument. Vielleicht könnte man dasselbe auf jenem Platz im Stadtpark errichten, wo der Schubert seit vielen Jahren schon immer sein Denkmal erhalten — soll! Das Schubertstandbild wird doch nie fertig! Es ist auch gar nicht nöthig. Was hat denn Schubert so Großes geleistet, daß er gar ein Monument braucht? Die paar Kompositionen, die er schrieb, pah! Da müßte man dem Lanner und Strauß, ja dem in Wien eingebürgerten Offenbach vor Allem eines setzen.

O Cyankali! Du hast uns wahrhaft frei gemacht. Die neuen und neuesten Verfassungen, cis- und transleithanische Regierungen, Delegationen, der Finanzminister Dr. Brestel selbst, sowie sein guter Freund, der Skene, welche beide, jeder in seiner Weise, an der Hebung unserer

Finanznoth arbeiten, was ist das Alles gegen — das Cyankali. Großes Jahrhundert, das uns gab, was längst ein dringendes Bedürfniß war, ein Mittel, leicht und schnell, sich und Andere in das Jenseits zu spedieren!

Nun darf uns nicht mehr bange sein.

Nun können wir den edelsten Regungen unseres Herzens folgen und, erhaben über jegliches Vorurtheil, das vollführen, wozu der Instinkt uns treibt. Mein Gott, man kommt in Lagen und Verhältnisse, in denen man sich sagen muß: „Was willst du noch in der Welt?“ Alles ist verloren, das Geld, der Ruhm, die Ehre, die Hoffnung auf die Zukunft — also Cyankali! Der Selbstmord ist erst recht in die Mode gekommen, seitdem man das Cyankali kennt und schätzen gelernt hat. Früher war es doch etwas unbequem, sich das Leben zu nehmen. Man öffnete sich eine Ader, man schnitt sich den Hals durch, man jagte sich eine Kugel durch den Kopf, man erhängte oder ertränkte sich. Das Alles war jedoch mit allerlei Umständen und Eclat verbunden. Zudem waren diese Todesarten so unästhetisch! Selbst die Gifte, die man früher verwendete, entsprechen ihrem Zwecke nicht in so ausgezeichnetem Grade, wie das Cyankali.

Kann es etwas Bequemeres geben, als den Tod durch dieses Gift? Man verschafft sich eine kleine Dosis Cyankali, das man überall kaufen kann — es ist ja einer

der verbreitetsten Handelsartikel! — geht dann nach Hause und beginnt sein Werk. Man schreibt, wenn man will, einen Brief, in dem man die Ursache angibt, warum man sich entleibt. Hat man keine, so genügt ein Inserat in der Zeitung, wo man „auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege“ Abschied nimmt von der Welt und insbesondere von seinen Freunden — und Gläubigern. Dann kocht man Thee und bis das Wasser im Kessel brodelt, wirft man sich auf das Sopha, zündet eine Regalia oder Lanzas an, und bläst die blauen Rauchwölkchen behaglich in die Luft. Sie ringeln sich eines nach dem andern in die Höhe und vergehen, wie die Jahre unseres Lebens. Nach und nach nehmen sie bestimmtere Gestalt an und mit wehmüthigem Lächeln sehen wir, daß sie eine Art Nebelbilder darstellen, fast wie die von Hoffmann, der im Harmonietheater die ganze divina commedia des Dante an den entzückten Zuschauern vorüberziehen läßt. Und er hat immer einige Zuschauer! (Glauben Sie denn, Wien hat keinen Sinn für „so Etwas“?) — Ei, ei! Welch eine Künstlerin ist unsere Cigarre! Sie versteht es, uns die letzten Augenblicke, die wir noch auf der Erde zu weilen haben, recht angenehm zu machen! Was sehen wir denn? Den Knaben, der, statt in die Schule zu geh'n oder zu lernen, allerlei sehr muthwillige Streiche ausführt, die Eltern und Lehrer betrügt und zum Besten

hält — er hat aber Geist, der Junge! Was sehen wir ferner? Den Jüngling, der allerlei Romane liest, welche durch die genauen und eingehenden Schilderungen der Liebeslust die Phantasie angenehm erregen, durch die kenntnißreiche Darstellung von Mordthaten, Vergiftungen und Hinrichtungen den Geist unterhalten und fesseln. So vorbereitet tritt der Jüngling nun ins Leben. Er weiß, was er will und er will, was er — weiß! So — ha, jetzt drängen sich die Bilder! Was ist das für eine Fülle reizender, lachender, singender, sich neigender, in rasendem Tanze dahinfliegender Gestalten? Sie haben eine halb männliche, halb weibliche Tracht, Larven vor dem Gesicht — ach, das ist schön! Ein Maskenball?! Hier umarmt der Jüngling eine oder die andere dieser „süßen Kinder“ — dort sitzt er vor einem Tische im Kreise von Freunden und „Freundinnen“. Champagner perlt in den Gläsern, Witzraketen steigen auf wie die Bläschen im Wein. Dann sieht man den Jüngling wieder vor dem Spieltisch. Es wird „Bank“ gegeben. Er gewinnt, er verliert, ab und zu; jetzt ist er ein Crösus und jetzt ein Bettler. So spielt er am grünen Tisch und — dann im und mit dem Leben: „va banque!“ Was hat der Mann noch zu erleben, was Neues zu erfahren? Nichts. Zwar er verheirathet sich — aber das Bild des häuslichen „Glückes(!)“ — wie langweilig ist das? Vielleicht

als Anhängsel dieses Bildes noch mehre unversorgte Kinder, Geldnoth und Familienzwist. Vielleicht dann, um dem Elend abzuhelfen, ein etwas zu kühner Griff in eine fremde Kasse, ein kleiner Unterschleif, eine Wechselfälschung und was dergleichen harmlose Versuche, die materielle Lage zu verbessern, mehr sind. Es ist nur fatal, daß man von Seite der sogenannten Obrigkeit und theilweise selbst noch im Publikum derartige Unternehmungen sehr hart beurtheilt! Es vereinigt sich Alles, uns das Leben als eine lästige Bürde erscheinen zu lassen, man hat nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu gewinnen! Also fort. „Die Thür ist offen!“ sagt Seneca. „Geh!“ Wohlan denn! Was ist's auch weiter? Ein bischen Kribbeln und Krabbeln im Magen, und Alles ist — aus. Da müßte man doch ein Narr sein, noch lange mit dem langweiligen Prinzen Hamlet zu fragen, „ob's edler im Gemüth sei, die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geschicks erdulden, oder, sich waffnend gegen eine See von Plagen, durch Widerstand sie enden?“ Der Thor! Er erkannte deutlich den Weg zum Heile, war aber zu feig, ihn zu betreten. „Die Furcht vor etwas nach dem Tod“ hielt ihn ab; — lächerlich! Nein, feige macht uns das Gewissen nicht, weil wir — keines haben! Ah! Das Wasser siedet . . . den Thee hineingeworfen, so! Nun etwas Rum und Zucker dazu, damit es besser

schmeckt. Und das Cyankali — hu! Wie wird uns auf einmal. 's ist doch ein eigenes Ding nur — ach! was! Das Pulver ist schon im Thee. Und nun adé! Adé du schöne Welt! — — —

So schmerzlos „nimmt“ nicht einmal der Dr. Sterne die Zähne — wie der Dr. Cyankali — das Leben.

Aber nicht bloß sich, auch Andere kann man mittels Cyankali sehr leicht und „ohne daß es ihnen wehe thut“ aus dem Wege räumen. Die „Andern“ wären vielleicht einer schmerzlichen Krankheit, einem langwierigen Leiden erlegen, durch unsere Mitwirkung schlummern sie süß und leicht — hinüber. Sie müssen uns also noch dankbar dafür sein!

Wie gerechtfertigt solch' ein Verfahren ist, wollen wir nur an zwei Ereignissen, welche die Wiener in eine so unbegreifliche Aufregung versetzten, nachweisen.

Jemand ist durch sehr gewagte Spekulationen und sonst noch Etwas in eine so verzweifelte materielle Lage gekommen, daß er nicht bloß seine Zahlungsunfähigkeit manifestiert, sondern auch seinen „ehrlichen“ Namen gefährdet sieht. Er beschließt denn zu sterben. Aber er hat auch eine Familie. Eine liebliche, erwachsene Tochter und mehrere kleine Kinder. Sollen sie, allein, verlassen, ihres „edlen“ Vaters beraubt, in der Welt zurückbleiben?

Das wäre zu grausam! Was bleibt übrig? Nichts — als sie sammt und sonders mit Cyankali zu vergiften. Das ist doch klar! — Ein anderes Beispiel. Ein adeliger Offizier — der schon viel „gelebt“ hat, verliebt sich in eine Dame, „die auch schon viel gelebt hat“. Die beiden lieben sich so innig, so tief, so wahr, mit einer solchen Glut, daß Romeo und Julie, Werther und Lotte, Paul und Virginie und wie die berühmten Liebespaare alle heißen, „rein Nichts“ sind gegen sie. Die zwei wollen sich natürlich heirathen. Die zwei holden Seelen möchten einander ganz gehören — auch vor der Welt! Aber o Unglück — der „theure Gustav“ ist schon verheirathet. Zwar lebt er geschieden von seiner Frau, die eine Schauspielerin war und ebenfalls „viel gelebt“ hat. Er hat einen solchen Haß gegen diese schlechte Person, daß er, der sonst so Zarte! in seiner gerechten moralischen Entrüstung etwas starke Ausdrücke gebraucht, wie: „das Luder“ — „die Bestie“ — die „stinkende Kröte“ — das „Komödiantenaas“! — Ach, die arme „Julcsi“! Was soll aus ihr werden, wenn das „Komödiantenaas“ nicht aus dem Wege geräumt wird? Was ist zu thun? Zum Glück gibt es ein Cyankali! Die angebetete Julcsi, das allertreueste „Weiberl“, das „seinen Gustav heirathen muß“, läßt sich von diesem bewegen, die „stinkende Kröte“ mit Cyankali zu vergiften. Währenddem fleht der fromme

ritterliche Gustav den Segen des Himmels herab, damit das große Werk gelinge und das Cyankali — zwei liebende Herzen vereinige! —

O so lasse dich denn preisen, du Retter aus der Noth, du Befreier, du Sorgenbrecher, du einzige Zuflucht der Verzweifelnden, du größte Errungenschaft des Jahrhunderts — Cyankali!

Die Juden in Wien.

„Wien wimmelt von Juden." — „Wien ist das Eldorado der Juden — das neue Jerusalem." — „Die Juden haben uns Alle im Sack." —

Diese Klagerufe kann man in Wien überall und jederzeit hören. Und noch mehr: „die Juden sind an allem Unglück Schuld. Und sie ziehen noch Vortheil aus dem Unglück. Sie haben den finanziellen Ruin des Staates und den Verfall des Volkswohlstandes auf dem Gewissen. Ohne Gefühl für die armen, nothleidenden Christen, ohne Patriotismus und Liebe zur Heimat, suchen sie nur sich zu bereichern und das einzige Motiv, das sie in ihren Handlungen leitet, ist der Egoismus. Jüdischer Egoismus! Also der egoistischeste Egoismus! Alle großen Geldgeschäfte, die Börse, die Presse, der Handel — ja sogar die Musik — sie sind in den Händen der Juden. Ganze Stadttheile, wie die Judengasse, Seitenstettnergasse, den Salzgries in der innern Stadt, fast die

ganze Leopoldstadt haben sie besetzt. Sie vermehren sich, wie die Sterne am Himmel, wie der Sand am Meere. Bald werden die Christen in Wien nur mehr sporadisch vorkommen. Ach, diese Juden! Sie bewohnen die prächtigsten Paläste, sie fahren in den glänzendsten Equipagen! Baden und Vöslau sind ihre Villegiatur und — ja was gehört den Juden nicht? Das Reich Israel hat sich wieder erhoben und wir Christen sind demselben unterthan." — — Wenn dem wirklich so ist, nun dann haben wir alle Ursache uns zu schämen. Warum wehren wir uns nicht besser unserer Haut? Nicht etwa mit Feuer und Schwert — nein! die Zeiten der Judenverfolgungen wollen wir nicht wieder heraufbeschwören! — sondern mit erlaubten, eines gebildeten Zeitalters würdigen Waffen? Uns stehen doch auch dieselben Wege offen, dieselben Mittel zu Gebote? Oder können wir etwa das nicht leisten, was die Juden leisten? Fehlt es uns an Energie, an Gewandtheit, an Geld, an Geist? Ich denke nicht. Nun also —! Seien wir Christen so gut christlich, als die Juden jüdisch! Seien wir einig, wie sie, halten wir fest an unsern Principien, achten wir uns selber, seien wir sparsam, genügsam, unermüdlich thätig — seien wir klug! Dann kann's nicht fehlen! Ach — was predige ich da? Lächerlich! Das heißt „in den

Wind" predigen! Und das ist nicht meine Sache! Sprechen wir also wieder von den Juden.

Kaiser und Päbste haben die Juden beschützt und sie selbst mit Amt und Würden bekleidet, mit Orden geschmückt, mit Achtung behandelt. Gerade die Frömmsten unter den Habsburgern haben sich ihrer angenommen. Albrecht der Weise kam ihnen mit Kriegsvolk gegen die verfolgungssüchtigen Kremser Bürger zu Hilfe und Ferdinand II. begünstigte sie nicht wenig, wie das ein gelehrter und achtungswerther Jude, der Dr. Wolf, der sich viel mit der Geschichte seines Volkes beschäftigt, in einem kleinen Schriftchen nachgewiesen hat. Dem Kaiser Ferdinand II. waren die Juden lieber, als die Protestanten, die nicht bloß seine Gegner auf religiösem, sondern auch auf politischem Gebiete waren. Auch liehen sie ihm, sowie seinen Vorfahren und Nachfolgern Geld, was man den Protestanten nicht nachrühmen kann. Ja, wir wissen aus der Geschichte, daß die protestantischen Fürsten dem Kaiser sogar in seinem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit im Stiche ließen und daß der ärgste Schacherjude noch ein wahrer Kavalier war gegen manche dieser merkwürdigen Herren, die nur ihre Territorialhoheit auf Kosten des Gesammtreiches vergrößern wollten. Man kann wohl sagen: Während die Fürsten mäckelten, gieng das Reich zu Grunde. Sieh' da, unser Wiener Cicerone, —

werden vielleicht manche meiner Leser sagen! — vertheidigt die Juden. Der ist gewiß einem Sohn Israels Geld schuldig! Er will sich die Gunst desselben durch ein gedrucktes Lob — es ist dies ja bei uns nichts so Seltenes! — erkaufen! Ich kann Sie aber versichern, dem ist nicht so. Wenn Sie den Muth haben, diesen Aufsatz zu Ende zu lesen, so werden Sie sich auch überzeugen, daß ich die Schattenseiten der Judenleute ebenso unparteiisch darzustellen beflissen bin, wie ihre Vorzüge. Sine ira et studio, wie der klassische Tacitus sagt.

Darin stimmen die meisten Christen, auch wenn sie dies nur dem Namen nach sind, überein, daß sie „die Juden nicht leiden können". Gerade diejenigen, welche den Mund voll nehmen mit „Toleranz" und „Allgemeine Gleichheit" und „konfessionsloser Staat" und was dergleichen Schlagwörter mehr sind, sie sind oft im Herzen die erbittertsten Feinde der Juden. Aber sie haben nicht den Muth, es zu sagen. Sie wollen nicht „gegen den Strom schwimmen"! Es gehört jetzt zur Bildung, ein Freund der Juden zu sein. Denn man kann doch nicht wissen — ob man nicht einmal in die Lage kommt, die Hilfe eines Juden in Anspruch nehmen zu müssen. Auch könnte Einem so ein jüdischer Literat leichtlich in einer Zeitung Eines versetzen. Und das wäre schrecklich. Es hieße, man sei nicht liberal, nicht tolerant, ein Judenfres-

ser! Entsetzlich! Nein, nein — da sagt man lieber Nichts. Aber wenn man einem Juden begegnet, so denkt man sich mit Matras: „Schon wieder Einer, den ich nicht leiden kann.“ Dieser Haß ist nicht selten eine Folge boshafter Sinnesart, oder des Neides — meistens aber wird er durch die Juden selbst hervorgerufen. Als Gläubiger sind sie oft hart, grausam, rücksichtslos. Das ist nicht zu läugnen. Sie lassen den armen Schuldner, der außer Stande ist, zu zahlen, unbarmherzig pfänden, auch wenn sein krankes Weib aus dem Bette geworfen werden muß, auch wenn halbnackte Kinder jammernd um Hilfe schreien. — Sie gehen ferner in den geistigen Kämpfen der Zeit nicht immer ehrlich zu Werke. Sie schrecken manchesmal selbst vor einer Lüge nicht zurück, wenn es ihren Absichten förderlich scheint. Sie tischen diese Lüge, auch wenn sie zehnmal widerlegt worden, immer wieder auf. Und sie wissen wohl, warum sie dies thun.

Das ist nicht schön von den jüdischen Literaten! Auch in der Literatur gilt der Coupletrefrain:

„Was zu handeln, was zu handeln!
Schacherei ist Schacherei!“

Ja, diese Herren Literaten schreiben auch nicht immer aus Ueberzeugung — sondern um des Geldes willen. Es ist freilich traurig, um Geld schreiben zu müssen!

Aber deßhalb kann es doch nicht entschuldigt werden, wenn man unehrlich ist! Damit sind wohl die einsichtigen und wohlgesinnten Juden selbst einverstanden. Ein weiterer Grund ihrer Unpopularität liegt in ihrem gesellschaftlichen Auftreten. Ihr Benehmen ist uns oft mit Recht widerlich. Man kann sich keinen zudringlicheren, arroganteren, lästigeren Gesellen denken, als solch einen Judenjüngling, der den Harry Heine gelesen hat und das ganze Menschenpack aus der Vogelperspektive seiner Geisteshöhe betrachtet. Der Wiener sagt von solchen aufgeblasenen Leuten: „Das möcht' ich sein, was der zu sein sich einbildet!" Unser Harry der Zweite ist eigentlich noch viel geistreicher und witziger, als Harry der Erste, der das Judenthum in die Literatur eingeführt hat. Harry der Zweite ist ein Ideal. Ein wahres Ideal! Schon sein Aeußeres ist sehr bedeutend — am bedeutendsten natürlich die kühn gebogene Nase, welche sehr viel Aehnlichkeit mit einem Adlerschnabel hat. Kleine stechende, dunkle Augen unter buschigen Brauen, ein großer Mund mit etwas schadhaften Zähnen, ein fahler Teint, ein tüchtiger Lockenschopf, wie er bei den Negern in der Mode ist, Säbelbeine und Plattfüße, das sind die einzelnen Faktoren der „interessanten Erscheinung". Natürlich ist Harry der Zweite ein unwiderstehlicher Don Juan, obwohl es schon vorkommen mag, daß die Damen, welche er mit seiner Gunst beglückt, statt: unwiderstehlich

„unausstehlich“ sagen. Doch diese kleine Modifikation des Ausdrucks hat nicht viel zu bedeuten. Auch der Umstand fällt nicht sonderlich in's Gewicht, daß dieser Don Juan häufig seine Eroberungen bei der sogenannten Demimonde zu machen gezwungen ist, „wegen Mangels an anderwärtigen Bekanntschaften!“ Genug, er ist ein wahrer Lovelace, ein Maltravers, ein H. Heine! Trotz seiner sehr mangelhaften Schulbildung — das Gymnasium zu absolviren war ihm, dem frühreifen Knaben, zu langweilig! — weiß er Alles. Die schwierigsten Fragen der Wissenschaft sind ihm Kinderspiel. Er lächelt dazu und zwar mit einem so eigenthümlichen Ausdrucke, daß auch der gelehrteste, gebildetste Mann ihm gegenüber in Verlegenheit geräth und vor ihm dasteht „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“. Mit Harry dem Zweiten zu konversiren ist zugleich eine Wonne und eine Pein. Eine Wonne, wenn man ihn ein so gereiftes, wohlerwogenes und zugleich geistreiches Urtheil über Alles und noch Einiges abgeben sieht, und eine Pein, wenn man seine eigene fabelhafte Ignoranz und Witzlosigkeit dagegen in Anschlag bringt. Harry der Zweite ist in politischen Dingen sehr liberal, was ihn jedoch nicht hindert, den Mächtigen zu schmeicheln und — obwohl ihm das Kreuz überhaupt ein Aergerniß ist, so wünscht er doch ein „Kreuzlein“ in's Knopfloch. Indeß darf man nicht glauben, er sei ein

„Fanatiker“ — was nebenbei in Wien Jeder heißt, der seinen Glauben nicht verspottet — nein! Harry der Zweite lächelt über „religiöse Vorurtheile“. Er weiß auch den Christen gerecht zu werden. Er hat sogar Renan's „Leben Jesu“ gelesen und findet das Buch gut. Und Renan ist doch ein frommer Christ! — So steht Harry der Zweite erhaben da, ein Muster von Bildung, Lebensart, preiswürdiger Gesinnung und männlicher Charakterstärke, bescheiden und liebenswürdig — man sollt's nicht glauben! Guten Abend, Harry! Ich würde Sie gerne zum Soupé laden — aber bei mir ist's nicht „koscher“. —

Nun wollen wir zum Schlusse unsern verehrten Lesern erzählen, wie ein armer Jude Karriere macht — wenn er gescheidt ist. Die Methode ist einfach und leicht. „Nur können muß man's!“ Absalon Schnofeles ist einer ganz kleinen Judengemeinde entsprossen, die in einer unbedeutenden Provinzialstadt sich gebildet. Die Mitglieder dieser Gemeinde sind meist arme Teufel, Hungerleider, die vom Hausirhandel, von Schacherei im kleinsten Maßstabe leben. Sie gehören eben in die Klasse der bekannten „Winkeljuden“. Nur Einige unter ihnen haben sich zu Inhabern von Schnappsboutiquen und zu Mauthpächtern emporgeschwungen. Absalon ist der Sohn eines „Winkeljuden“, der in den umliegenden Dörfern sein „Nix zu handeln!“ vernehmen läßt. Der Gewinn, den die

gekauften und wieder verkauften Hasenfelle, alten Beinkleider, zerrissenen Stiefel, verbogenen Eisenstangen und anderes „Geraffel“ abwerfen, ist nicht groß genug, um den kleinen Absalon, der einer Kaulquappe viel ähnlicher sieht, als einem Menschenkinde, vor Hunger zu schützen. Trotz alles Elends wächst der Kleine doch heran, und wenn seine körperliche Entwicklung auch eine sehr geringe ist, so entfalten sich seine Geistesgaben hingegen im reichsten Maße. Mit acht Jahren liest er schon die hebräische Bibel und singt im Bethause zur Freude des „Schächters“, der sein Protektor ist, und zum Entzücken der Gemeinde, die in ihm schon einen zweiten Salomon Sulzer sieht. Cantor zu werden, und sei es auch im israelitischen Tempel zu Neujerusalem — Wien wollt' ich sagen — ist Absalons Ideal jedoch nicht. Er träumt von großen Reichthümern, von Ehr' und Herrlichkeit der Welt. Es ist dies jene Ideenassociation, die durch den Gegensatz vermittelt wird. So träumt der Bettler von einer Königskrone, die sein Haupt schmückt; so träumt der Schafhirt auf einsamer Pußta von prächtigen Städten und dem Treiben der Menschen in der großen Welt. Absalon, das zerlumpte, vor Hunger und Kummer schlotternde Judenjüngelchen will ein reicher Mann werden. Gott du Gerechter! Wenn es mit dem Wollen abgethan wäre, dann müßte jeder Schacherjude ein Rothschild sein. Absalon kümmert sich jedoch wenig um solche

Einwendungen. Er verfolgt sein Ziel mit der ganzen Zähigkeit eines „Israeliten“. Er absolvirt einige Klassen der Realschule, die sich in seinem Heimatsorte befindet. Die Unterstützung des „Schächters“ und anderer edlen Gönner macht ihm dies möglich, obwohl er trotzdem nur an vier Tagen der Woche „etwas zu essen“ hat. Er gibt den Kindern des Schächters Unterricht und erhält dafür ein geringes Stück Geld. Von diesem weiß er sich in einigen Jahren trotz Hunger und Kummer so viel zu ersparen, daß er nach absolvirter Realschule nach Wien reisen kann. Er wird von seinem Protektor, dem Schächter, an ein jüdisches Handlungshaus empfohlen, und nachdem er, auf diese Empfehlung sich stützend, dem Prinzipal des Hauses sich dreihundertfünfundsechzig Mal vorgestellt hat, wird er diesem so zuwider, daß er ihm eine kleine Anstellung in seinem Bureau gibt. Nun ist das Glück Absalons gemacht. Er ist ein unerträglicher, zudringlicher, schmutziger Geselle, aber fleißig, wie Keiner, ausdauernd, verläßlich, brauchbar. In Folge dieser Eigenschaften steigt er von Stufe zu Stufe und wird seinem Herrn bald unentbehrlich. Er vergönnt sich durchaus keine Erholung — ausgenommen sie kostet nichts! Jeden Kreuzer, den er einnimmt, legt er in die Lade, und ist ein kleines Sümmchen beisammen, so kauft er ein „Papierchen“. Später leiht er auch — natürlich gegen völlige Sicherstellung und

entsprechende Vergütung — Geld aus, macht wohl auch, aber sehr vorsichtig, ein „Geschäftchen" auf der Börse. Die Habe mehrt sich. Das Kapital arbeitet heutzutage für sich selbst. Ehe zehn Jahre vergehen, ist Absalon Schnofeles so rangiert, daß er ein eigenes, wenn auch noch bescheidenes Geschäft anfangen kann. Es gelingt ihm, der Tochter seines ehemaligen Prinzipals Liebe einzuflößen und — siehe da! Der Rabbiner im Leopoldstädter-Tempel segnet zwei Glückliche ein nach — jüdischem Ritus!! Nun nimmt Alles einen ungeahnten Aufschwung. Die Natur Absalons verändert sich. Früher hätte er, wie man sagt, eine Laus um des Balges willen geschunden, nun wird er splendid. Er führt ein großes Haus, hält Pferd und Wagen, hat eine Loge im Theater. Sein Reichthum mehrt sich von selbst. Vierzig Jahre alt, ist Absalon Schnofeles ein reicher Mann. Ja so, Absalon Schnofeles sag' ich. Er hat längst seinen Namen in „Güldenthal" verwandelt; nun kauft er sich ein „von" und nennt sich Baron. Es lebe der Baron Güldenthal! Gottes Segen bei Güldenthal!

„Bitte, Alles zu lesen!“

Reklame und kein Ende! Alles ist Reklame! — Wohin wir die Blicke wenden, überall begegnen wir mehr oder minder geschickten Versuchen, unsere Kauflust zu erregen. Es ist wahrhaft erstaunlich, was man in Wien in dieser Hinsicht leistet! Amerika, das Land der Annoncen, der Reklame und — des Humbugs, kann es uns nicht mehr zuvorthun. Alle Mauerwände — ausgenommen die von der Polizei geschützten —, die Eisenbahnwaggons und Omnibusse, die Trinkhallen, in denen die „Sodalisken“ walten, ja sogar die — Bequemlichkeits-Anstalten sind mit großen und kleinen Plakaten bedeckt; Ankündigungen der verschiedensten Art: Theater, Bälle und Concerte, öffentliche Vorlesungen, neue Bücher und Journale, Cirkus Renz und Sattlers Kosmoramen, Hoffmanns Nebelbilder, eine Stunde der Täuschung in Hofzinsers Salon, Militärmusik und Gartenfeste, Praterfahrt, Wettrennen von Pferden und Hunden, Eissport und Regatta, Eröffnung einer neuen Bierhalle oder eines Kaffee-

hauses, Seiltänzer, Waaren aller Art, die man nirgends so billig bekommt, wie in dieser oder jener „Handlung", Vergnügungsfahrten nach allen Theilen der Welt, Geld, so viel man will, gegen Hypothek und — Wucherzins, der „Kikeriki", Schwimmanstalten, Syphilidiatriden und Entreprise des pompes funèbres, — Alles, Alles und noch mehr als Alles findet man da angekündigt in marktschreierischem Tone, in einem Style, der an Hoffmannswaldau und Lohenstein erinnert, überschwänglich gelobt und gepriesen. Diesen Straßenplakaten entsprechen die Inserate in den Zeitungen. Einige Blätter scheinen bloß um der Inserate willen gegründet zu sein, wie die beiden Fremdenblätter. Alle großen und kleinen Journale, ja selbst die Witzblätter, haben Inseratenbeilagen. Ob alle Inserate ihre Einsender zu reichen Leuten gemacht, ist sehr zu bezweifeln, im Gegentheile, man hat die Beobachtung gemacht, daß die Solidität, der gute Ruf und Stand eines Geschäftes zu den öffentlichen Anpreisungen gewöhnlich in einem umgekehrten Verhältnisse stehe — so viel ist aber gewiß, daß die Eigenthümer der großen Inseratenblätter mit dem Ertrage derselben sehr wohl zufrieden sind. Um auch den kleinen Leuten, den „minder Bemittelten" es möglich zu machen, sich und ihre Geschäfte öffentlich loben oder sonstige Wünsche dem Publikum mittheilen zu können, hat man die sogenannten „kleinen An-

noncen“ erfunden, die meistens, wenn sie den Raum von fünf Petitzeilen nicht überschreiten, zwanzig Neukreuzer kosten. Das hat noch gefehlt! Nun haben wir die Bescheerung. Die ganze Misère des Lebens der Armen, die Noth in Folge der Geschäftsstockungen, der Ruin der kleinen Gewerbe, die immer mehr um sich greifende Verwahrlosung der unteren Klassen, die traurigen Richtungen, die sich daselbst geltend machen, das Gespenst der socialen Frage — es manifestirt sich in den „kleinen Annoncen“. Ihr Herren Volksbeglücker, die ihr den Mund voll nehmt mit „Humanität“, die ihr die Verbrecher vor der beleidigten Gesellschaft, statt diese vor jenen schützt, leset doch, wenn's beliebt, die kleinen Annoncen. Ihr habt die Existenz der Herren Mörder, Giftmischer, Einbrecher und Diebe so sehr verbessert, daß bald Niemand mehr wird ehrlich sein wollen, weil man im Strafhause viel behaglicher lebt, als „draußen“, wo man sich um sein tägliches Brod „schinden“ und „plagen“ muß. Nun ja, der Herr Verbrecher hat sein gutes Essen, und wenn er sich etwas Geld verdient, so kann er auch Wein trinken, eine Cigarre rauchen und Zeitung lesen. Er muß seinem Stande gemäß behandelt werden und wehe dem Aufseher oder Diener, der es an dem nöthigen Respekte fehlen läßt. Man hat Mittel, solch' einen ehrlichen Menschen mores zu lehren. Der dumme Arme jedoch, der das Vorurtheil

hat, kein Verbrechen begehen zu wollen, der muß arbeiten im Schweiße seines Angesichtes, um nicht zu verhungern, der wird von dem Reichen und Mächtigen über die Achsel angesehen, der wird herumgestoßen in den Kanzleien und im Steueramt, wohin er seine „blutigen“ Kreuzer trägt, von denen die Prachtpaläste für die Bösewichter erbaut werden! Ist es da ein Wunder, wenn sich der Herr Verbrecher durchaus nicht nach der Außenwelt sehnt, ja sogar ein größeres Strafausmaß verlangt, als vom Gerichtshof bestimmt worden? Thatsache ist es, daß solch' ein Gauner zum Strafrichter sagte: „Was? Nur zwei Jahre Kerker? Ich muß vier Jahre bekommen. Ich weiß auch, was Gesetz ist!“ — Es ist aber unter diesen Umständen auch kein Wunder, wenn sich des armen Volkes eine ganz eigenthümliche Stimmung gegen diese merkwürdigen Humanitätsgesetze und deren Apostel bemächtigt hat! —

Was mich betrifft, so will ich nun dem armen Volke in dieser Sache durchaus nicht das Wort reden — man ist nicht ehrlich oder unehrlich, je nachdem es Einem gut oder schlimm ergeht in der Welt —, ich will auch keineswegs gegen die immer mehr sich bahnbrechenden Principien der Humanität dem Verbrecher gegenüber ankämpfen — nein! Aber aufmerksam machen will ich die Philanthropen, daß sie anderswo ein viel ersprießlicheres Feld ihrer Wirksamkeit fänden, als in den Strafhäusern. Herr

von Hye, der zärtliche Freund der Sträflinge, hat wahrscheinlich nur Viktor Hugo's „Ein Tag aus dem Leben eines Eingekerkerten" und den Roman „die Armen und Elenden" gelesen, nicht aber die kleinen Annoncen der Wiener Journale. Der gute, der liebe, der brave Herr von Hye, wie sehr populär ist er in den Kreisen der unfreiwilligen Bewohner von Stein und Suben geworden! Wie wird daselbst sein Lob gesungen! In Stein sollen die Herren der Anstalt, — das sind die Züchtlinge daselbst! — sogar mit dem Gedanken umgegangen sein, Herrn von Hye zum Ehrenmitgliede des Strafhauses zu wählen. Wenn er aber einmal in die Hütte eines armen, jedoch ehrlichen Arbeiters träte, der wegen einer kleinen Schuld gepfändet wird, die er an einen Doktor der Rechte, der im Abgeordnetenhause vielleicht mit Emphase für eine menschenwürdige Behandlung der Verbrecher eintritt, bezahlen soll, dann würde er wohl ein anderes Lied hören! Ich bitte Sie, meine Herren Menschenfreunde, studiren Sie die kleinen Annoncen. Sie werden dann bald einsehen, daß die Humanität dort keineswegs so nöthig ist, wo verkommene Gesellen, Lumpen und Vagabunden, arbeitsscheue Taugenichtse und gewissenlose Strolche das große Wort führen, sondern vielmehr da, wo die wahre und ehrliche Armut weint und klagt und sich schämt des Bettels und verabscheut das Verbrechen!

Diese Abschweifung hat mich, ich gestehe es, um allen Humor gebracht. Ich wollte mich ja lustig machen über den Humbug des Reklamewesens und — weine jetzt.

Weg, Thräne des Mitleides! Pritsche hervor! Und mit lachender Miene Rechts und Links Hiebe ausgetheilt! Reklame! Schwindel! Sind diese Begriffe identisch? Fast scheint es so. Alles versprechen und wenig oder Nichts halten, das ist die Idee, welche der Reklamemacherei zu Grunde liegt. Was wird z. B. dem kauflustigen Publikum nicht Alles versprochen? Die ausgezeichnetsten, feinsten, unübertrefflichen Erzeugnisse der großen und kleinen Industrie um einen fabelhaft billigen Preis. Wenn man solch' eine Geschäftsanpreisung liest, so erhält man den Eindruck, daß der betreffende Handelsmann seine Waaren aus reiner Menschenfreundlichkeit verschenkt. Und in der That ist es — *fast* so. In den so beliebten Waarenbazars von Feitel am Opernring, von Friedmann in der Leopoldstadt u. v. A. bekommt man alle erdenklichen Gegenstände fast geschenkt. Aber dieses „*fast*" wirft einen ganz erträglichen Gewinn ab und hat den Erfinder desselben zu einem reichen Mann gemacht. Es gibt Handlungen, in denen es keinen Preiscourant gibt, denn jedes Stück des Waarenlagers kostet nur zehn oder höchstens zwanzig Kreuzer. Darüber staunt nun Jedermann und beeilt sich, so schnell als möglich sein Geld los zu kriegen;

denn es könnten die Sachen ja wieder theurer werden. Man weiß im großen Publikum eben nicht immer, wie billig die Fabriken arbeiten, in welch riesigen Massen sie ihre Erzeugnisse liefern. Der Kaufmann, der sich mit dem kleinsten Gewinn begnügt, wird immer den größten haben. Es ist das schon ein alter Witz. Den guten Wienern erschien er aber neu, wenigstens eine Zeitlang.

Die Reklame muß durch Neuheit überraschen, sonst thut sie keine Wirkung. Wir sind abgestumpft und unempfindlich gegen die gewöhnliche Marktschreierei geworden. Nur das Außerordentliche kann uns reizen. Das wissen die Geschäftsleute und so sinnen sie denn Tag und Nacht darauf, wie sie eine — noch nicht dagewesene — Reklame zu Stande bringen können. „Nur Etwas, das zieht!" Ein Witz oder ein Verslein der Anzeige vorausgeschickt oder eine Bemerkung, die mit der Annonce selbst in möglichst geringem Zusammenhange steht! Die Plakate, welche allwochentlich das Erscheinen des „Kikeriki" anzeigen, sind in dieser Hinsicht hervorzuheben. Nicht zu verwerfen sind Anspielungen auf die Politik und sogenannte „brennende Fragen". Z. B. „Aufruf an die geehrten Herren Wähler! Ein wahrhaft freier Mann wird seine Stimme nur demjenigen geben, von dem er überzeugt ist, daß er seine Interessen auch wirklich vertritt: Nirgends werden Ihre Interessen besser vertreten, meine Herren, als in dem Wech-

selgeschäfte von Sothen am Graben." Statt Sothen kann natürlich ein beliebiges Wechselgeschäft genannt werden. Sehr gut auf die Reklame versteht sich der „weltberühmte" Malzextraktfabrikant, der kaum von dem ersten Wiener Leichenbestattungsverein, der Entreprise des pompes funèbres übertroffen wird, und das will viel sagen.

Wer auf die Reklame schwört, der hat das Glück in der Tasche. Man darf nur ein Loos oder eine Promesse bei diesem oder jenem Banquier kaufen, so muß man den großen Treffer machen.

Alle Mauern in Wien sind bedeckt mit Anpreisungen und mitunter werden auch die Dienstmänner als wandelnder Reklamen benützt. Mitunter begegnen wir dem Namen eines Verkäufers überall, in allen Zeitungen, auf allen Annoncenbrettern, in fliegenden Plakaten, von Commissionären den Vorübergehenden heimlich in die Hand gedrückt, selbst — es ist abscheulich, aber wahr — auf den Anstandsörtern. Es darf da nicht wundern, wenn solch' eine Firma in üblen Geruch kommt.

Ein kleiner Kunstgriff wirkt indessen oft mehr, als die größten Anstrengungen. Schade, daß die Herren Dohm und Rodenberg keine Wiener sind! Die haben es verstanden, für ihren „Salon" Reklame zu machen. Lange Zeit hindurch begegnete man in den Zeitungen einer räthselhaften Anzeige. In einem leeren Viereck stand Nichts, als:

„Der Salon". Alle Welt zerbrach sich den Kopf darüber, was das bedeute. Die Einen meinten, es werde ein Möbelgeschäft sein; Andere hielten es für eine geheimnißvolle Einladung für die zechischen Deputirten, in Beust's Abendcirkeln zu erscheinen; wieder Andere dachten, das bedeute wohl so viel, als die Errichtung eines gewissen Hauses, welches dem Gemeinderath so viel zu schaffen macht. Zuletzt stellte sich heraus, daß es eine einfache Buchhändlerreklame sei. Jetzt ist auch diese Finte abgenützt und die in ähnlicher Weise erscheinenden Annoncen der Kleiderhändler Rothberger und Welisch versetzen Niemand in Aufregung. Dichter und Schriftsteller, sonst die bescheidensten der Sterblichen, verschmähen es auch nicht mehr, für sich und ihre Werke Reklame zu machen. Wenn Schauspieler und Schauspielerinnen sich in allen Stellungen und selbst, wie unartig! mit dem Rücken gegen das Publikum gewendet, photographiren und in allen Schauläden aufhängen lassen, so ist das am Ende begreiflich. Sie sind Schauspieler und wollen sich beschauen lassen. Aber der ernste Mann der Feder, dessen Geistesprodukte für ihn sprechen sollen, hat nicht Noth sein holdes Antlitz überall ausstellen zu lassen. Meist sagt man ohnehin, wenn man solch' ein Gesicht sieht: Na, den hätt ich mir auch anders vorgestellt! Freilich, sie wollen mit ihren Gesichtern Reklame machen für ihre Werke! Das thun aber schon die

Verleger. Diese Unglücklichen, die, wie sie selbst sagen, „nie auf die Kosten kommen," müssen für die Anpreisung eines zukünftigen Makulaturballens die unerhörtesten Anstrengungen machen. Während der „berühmte" Schriftsteller So und So, an einem neuen Werke arbeitet, läßt man die hochwichtige Kunde davon unter der Hand verbreiten. Bald erscheint eine geheimnißvolle Notiz in dem einen oder andern Journal. Etwas später hat einer der journalistischen Freunde das Glück, in dieses herrliche Werk Einsicht nehmen zu können, ja der Autor hat ihm großherzig gestattet, ein Kapitel vorweg abzudrucken. In den gebildeten Kreisen der Residenz wächst die Spannung. Nun erscheinen die buchhändlerischen Anpreisungen, Annoncen in den Zeitungen, Plakate an den Mauern, Biographien des großen Dichters und theure Kritiken seines Werkes, das in allen renommirten Buchhandlungen endlich aufliegt und natürlich massenhaften Absatz findet. Oft nützt das Alles freilich nichts und die wenigen verkauften Exemplare wandern zum Antiquar oder zum Käsehändler. Habent sua fata libelli!

Dinge von scheinbar konträrster Wirkung sind oft Reklame. Z. B. Wenn sich zwei Journalisten gegenseitig mit Koth bewerfen, ich rede hier nicht von den Herren Sitter und Berg, so könnte das nur eine versteckte Reklame sein. Am besten ist's freilich, man macht für sich selbst

Reklame, wie der unlängst in Leipzig zum zweitenmale verstorbene Laube, der in der N. f. Presse so viel von sich reden macht? Nein, redet.

Ein wirklicher Fortschritt wäre es, wenn wir in der Art der Leichenbestattungsanstalten, der Dienstvermittlungs-bureaux, der Inseratenkomptoirs ein literarisches Kritikver-mittelungsinstitut hätten, in welchem die Recensionen tarif-mäßig bestellt werden könnten.

Heut zu Tage ist viel möglich und in Wien Alles. Man ist so weit gekommen, daß man mit sich selbst, mit seiner eigenen Person Reklame macht. Man lese nur die kleinen Annoncen auf der letzten Seite des demokra-tischen „Tageblatt". Kein Sittenbild kann schärfer und charakteristischer sein, als diese Annoncen. Wie harm-los waren dagegen noch die ernsten Heirathsanträge! Es war zum lachen, wenn ein alter Wittwer, ohne Ver-mögen und reichlich mit Kindern gesegnet, auf diesem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" eine Frau suchte, die jung, hübsch und im Besitze eines bedeutenden Vermögens sein sollte, oder wenn eine Dame, nicht mehr im ersten Früh-linge, aber interessant und „gebültet", auf einen schönen, jungen Mann fahndete mit dem Zusatze: „Offiziere er-halten den Vorzug." Dergleichen ist jetzt überwundner Standpunkt. Man tritt jetzt in Korrespondenz; man will sich kennen lernen; man ist fremd und einsam und will

sich amüsiren. Ein junger Mann stellt sich einer Dame, die ihn versorgen will, mit Leib und Seele zur Verfügung. Wir sind also noch immer über die Leibeigenschaft nicht hinaus. Würde in Wien ein Sklavenmarkt errichtet, so ließe sich wohl Jemand finden, Reklame zu machen für die lebendige Waare, vielleicht gewisse Etablissementsbesitzer oder Tanzmeister, die ohnehin für stets neue Zufuhr von — Sklavinnen sorgen.

Diese armen Geschöpfe! Ihnen geht es wie der einst so stolzen Austria, die schon recht herabgekommen ist, und, geht es nach dem Wunsche gewisser Leute, bald an den Meistbietenden losgeschlagen werden wird. Wer wird wohl hiefür Reklame machen?

Die „leidige“ Politik!

Eine Novelle zum — Preßgesetz.

Es gab eine Zeit, in der die Politik für den Wiener kein Gegenstand war. Was ging sie ihn an? Die Regierung war ja da. Deren Geschäft war es, für das Politische zu sorgen; der Wiener hatte an ganz andere Dinge zu denken, z. B. an die Fanny Elßler, an Amerlings Traum, an die Katharinenredoute, an Backhendl und Gumpoldskirchner! O schöne Zeit, du bist vorüber! Nun politisirt alle Welt und selbst der „dumme Kerl von Wien“ hat sein Programm. Die Wahlzeit besonders ist die Zeit der politischen Programme und jeder wahlfähige Bürger, der bei uns einstweilen mit zwanzig Gulden Steuer anfängt, wie der weiland Windischgrätz'sche Mensch beim Baron — läßt dann ein ganz außerordentliches Interesse an der Politik merken, selbst wenn er im Innern ganz gleichgiltig dagegen wäre. Auf der Bierbank und beim „Heurigen“ ventilirt man die Verfassungsangelegenheiten,

blamirt sich mit: „So mein' halt ich!" — „Das ist meine Ansicht!" und: „Hätt' ich Etwas zu reden, ich möcht' es ihnen (denen natürlich, die Etwas zu reden haben!) schon aufmischen!" Der selige Professor Pfeifer machte sich einmal den Spaß mit solch' einem Bierhauspolitiker über die Tagesfragen zu sprechen. Als derselbe sagte, wenn er Finanzminister wäre, da müßt' es anders gehen, fragte Pfeifer in seinem gutmüthig derben alemannischen Dialekt: „Na und was würden Sie dann thun?" „Hm," erwiderte der Gefragte, „ich würde halt sehen, daß wir Geld kriegten!" — „Bravo!" sagte Pfeifer. „Und dann?" „Und dann würd' ich unsere Schulden bezahlen." — „So ist's recht," rief Pfeifer lachend. Sie sind mein Mann. Geld kriegen und die Schulden zahlen, ja darin liegts!"

Bei uns gibt es jetzt Politiker von allen Farben und manche sollen sogar mehren politischen Parteien zugleich angehören, was jedenfalls ein bedeutender Fortschritt gegen die frühere Zeit ist, in der man gar keine Parteistellung kannte. Die Politik ist bei uns sogar ein Geschäft geworden und zwar mitunter ein sehr einträgliches. Man bewirbt sich um ein Landtagsmandat; indem man sich der vorherrschenden Meinung der Urwähler bequemt, wird man gewählt. Dann sucht man in den Reichsrath zu kommen; indem man mit der Landtagsmajorität geht, wird man

gewählt. Dann macht man Opposition gegen die Regierung und wenn das Ministerium gestürzt ist, was alle vierzehn Tage einmal geschieht, so wird man Minister und bekommt „einen großen Stern“. Gelingt letzteres nicht, so betheiligt man sich an großen, industriellen Unternehmungen, man wird Verwaltungsrath einer Eisenbahngesellschaft oder eines Bankinstitutes. Das bringt zwar wenig Ruhm, aber desto mehr Geld ein. Indeß ist es fast nicht denkbar, kein Ministerportefeuille zu erhalten, wenn man nur ernstlich will. Die Ministerportefeuilles fliegen bei uns in der Luft herum und Manchem wie gebratene Tauben in's Maul — selbst gegen seinen Willen. Daher gibt es so viele Leute bei uns, welche schon Minister gewesen sind; fast mehr noch, als solche, die es werden wollen. Wie oft machst du Bekanntschaft mit einem gemüthlichen und recht gescheiten Mann; ihr plaudert zusammen und schließet Freundschaft; ihr erzählt euch gegenseitig die Geschichte eures Lebens. Nur über eine gewisse Zeit, einen Monat, eine Woche etwa will der neue Freund keinen Bescheid geben, über die Zeit nämlich, in der er Minister gewesen. Das erfährst du mit Bedauern durch eine dritte Person. Gewesene Minister und Pensionisten machen einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung Oesterreichs aus, daher solltest du dich über diese Entdeckung nicht wundern. Du wun=

derst dich aber doch — vielleicht, weil du selbst noch nicht Minister gewesen bist.

Ach ja, die Politik! Sie ist ein reiches Füllhorn, eine Pandorabüchse voll verhängnißvoller Gaben! Ersehnt sind dieselben von ehrgeizigen Herzen, aber selten glückt es, daß sie den nach ihnen Strebenden wahrhaft beglücken. Die Politik ist ein launenhaftes Wesen wie die gute Fortuna selber. Sie verschwendet ihre Gaben oft an Unwürdige und denjenigen, der es gut und ehrlich meint, läßt sie leer ausgehen. Wie viele große Geister zerstört, wie viele edle Herzen verzehrt sie! Im Kampfe der Parteien, in dem wilden Tumulte entgegengesetzter Meinungen, in dem reißenden Strome der Tagesfragen gehen die besten Kräfte unter, nützen sie sich ab und werden wirkungslos, ehe sie verspüren, daß sie gewirkt haben. In keinem Gebiete des menschlichen Lebens gibt es so viele *gefallene Größen* als in dem der Politik.

Denken wir an die Celebritäten des Reichsrathes! Wie viele von denen, die einst in dem Hause vor dem Schottenthore geglänzt haben, bedeuten noch Etwas! Wie trüb ist der Stern dieser Männer geworden, die auf dem Höhepunkte des Ruhmes und der Macht standen. Wie klammern sie sich an Strohhalme, um nicht zu versinken in der Flut der neueren und neuesten Aeren. Wie oft müssen sie ihre Meinungen wechseln, um wieder zu einigem

Ansehen zu kommen! Wie müssen sie, die Minister waren und von dem berauschenden Becher der Herrschaft tranken, vor ihren Wählern bittflehend erscheinen, um ein Mandat zu erhalten. Wer brauchte, dies zu beweisen, Namen zu nennen? Jedes Kindes kennt sie.

Man kann sie häufig sitzen sehen diese gefallenen, politischen Größen, in den Logen der Theater, mit zusammengezogenen Augenbraunen und düster verbissenen, bleichen Lippen, kleine Napoleone auf St. Helena. Man kann sie, das Binocle auf der Nase, promeniren sehen auf dem Graben, wo man wohl nicht die Hochwacht der Freiheit suchen wird, wo nicht einmal eine denkende Schildwache salutirt, wenn sie vorüberwandeln. Man kann sie im Floh, Figaro und Kikeriki verspottet finden und karrikirt und verlacht! Einer kommt daher, der einmal zu den vier lustigen Reichsrathshoderodo's gehörte und der dich nun erinnert an das traurige „Schweinderl" in den fliegenden Blättern. Es kann wieder lustig werden — ja! Aber es hat ausgegrunzt im Rathe der Völker.

Politik! Oesterreische Politik! Wer denkt sich etwas Vernünftiges dabei? Wen schwindelt nicht, klingen Schlagworte an sein Ohr, wie Dualismus und Trias, Völkerunion, Föderalismus, Gesammtreichsrath der Hälfte der Monarchie und halbes Parlament, Landesautonomie und Centralismus, Wiedergewinnung der Stellung in

Deutschland und Verpreußung Oesterreichs, Verdrängung der schwarzgelben durch die schwarzweißen Grenzpfähle, (Näheres mündlich bei Prof. Scherer!), Herrschaft des klerikalen Feudalismus, des Liberalismus, des demokratischen Socialismus und des Anfanges vom Ende.

Was wird geschehen?

Ich bin kein Nostradamus! Aber doch hab' ich schon einige Prophezeiungen gewagt, welche richtig in Erfüllung gegangen sind. Vielleicht hab' ich doch eine prophetische Ader.

Als ich vor einiger Zeit in Salzburg war, betrachtete ich lange und schweigend den Untersberg.

Regt sich's da drinnen?

Erhebt er sich, der schlafende Kaiser?

Deutschland hat eine Reihe von glorreichen Siegen errungen, es hat die mächtigste Nation des Erdkreises zu Boden geworfen und den zweiten Augustus gefangen genommen.

Deutschland hat sich geeinigt, es ist stark und groß geworden.

Die alte Sehnsucht, die tausendjährige Hoffnung lebt wieder auf.

Wird er kommen, der deutsche Kaiser, der von dem Birnbaum am Walserfeld Schild und Schwert nimmt und wieder aufrichtet des alten Reiches Glanz und Herrlichkeit?

Wir, die wir in trüben Tagen an dieser Idee uns begeisterten, wie sollte unser Herz nicht höher schlagen, da das Morgenroth der Erfüllung naht! Und siehe! Man meldete, kurz nach der Niederlage der Franzosen bei Sedan, daß der sagenreiche Birnbaum auf dem Walserfelde in voller Blüthe stehe.

Ja, freue dich, Germania!

Ach, daß auch wir Oesterreicher uns dem Freudenjubel hingeben könnten! Mein Herz ist gespalten. Als Deutscher freu' ich mich, als Oesterreicher, der sein Vaterland liebt, traure ich.

Was wird aus dir werden, du armes Oesterreich!

Die Bretterwelt.

Die Bretter bedeuten in Wien nicht bloß die Welt, sie sind eine Welt und zwar nicht etwa nur eine halbe, sondern eine ganze Welt. Sind die Zeiten nicht gar so aufgeregt, so daß Kriegsnachrichten und politische Ereignisse der ernstesten Art das Interesse auch des leichtsinnigsten Lebemannes in Anspruch nehmen, so steht das Theater im Vordergrunde; es absorbiert fast die ganze Aufmerksamkeit des Vollblut-Wieners. „Was für ein Stück gibt man heute in dem oder jenem Theater? Wird der Schauspieler X oder die Sängerin Y auftreten?" Das sind brennende Tagesfragen.

Schauspieler und Schauspielerinnen gehören in Wien zu den hervorragendsten öffentlichen Persönlichkeiten, vorausgesetzt, daß sie überhaupt hervorragend sind. Ein Lewinsky, ein Sonnenthal, eine Bognar, eine Wolter vom Burgtheater, ein Beck, eine Dustmann von der Oper dürfen wol zur high life gerechnet werden. Sie geben in vieler Hin-

sicht den Ton an in Wien und zwar nicht bloß in ihrem Fache. Sonnenthal z. B. ist vollendeter Weltmann und gilt als Muster in Bezug auf äußeres Benehmen und elegante Tornure. Als Schauspieler ist er im feinen Konversationslustspiel unübertrefflich. Dabei hat er so gewisse interessante Manieren, welche ihn zum Liebling der Damen machten, so lang' er noch nicht so dick war wie jetzt, was sich für einen zärtlichen Liebhaber wenig ziemt. In dem eigenthümlichen, halben Aufschlag des Auges, dem Ausdruck vornehmer Blasirtheit, dem verächtlichen Zucken um die Mundwinkel, dem Schließen der Augen in Momenten höchsten Schmerzes, darin ist Sonnenthal Virtuos. Viele unserer Gentlemans suchen ihn, so gut es geht, in diesen Dingen nachzuahmen. Er hat eine ganze Generation kleiner „Sonnenthäler" in Wien herangezogen, die nicht alle bloß auf den Brettern wirken.

Ein Lustspiel im Burgtheater aufgeführt zu sehen, das gehört zu den höchsten Genüssen eines Theaterliebhabers. Da sind es besonders der H. La Roche, die liebenswürdige Frau Haizinger, die ewig junge „Alte" des Burgtheaters, Frau Hebbel, die beiden fettleibigen Dioskuren Baumeister und Sonnenthal, Herr und Frau Gabillon, Herr und Frau Hartmann, welche letztere auch nicht zu den Mageren gehört, (ein Beweis, daß es den Hofschauspielern nicht schlecht geht, weil sie Alle so dick wer-

den!) der eigentliche Komiker, Herr Meixner, auch Herr Förster u. A. welche ein ausgezeichnetes Ensemble darstellen. Im tragischen Fache sind jetzt Lewinsky, die Wolter und die Bognar die Koryphäen. Wagner, die eigentliche Personifikation des tragischen Pathos ist leider schon hinübergegangen in das Land, von dessen Gestade kein Wanderer wiederkehrt, wo ihn die Schatten des unvergeßlichen Anschütz und der Frau Rettich erwarteten. Frau, Pardon — Fräulein Wolter zeigt in ihrem Spiel eine gewisse Verwandtschaft mit dem verstorbenen Wagner. Die Ausbrüche der höchsten Leidenschaft, welche in dem furchtbaren Sturm der Gefühle die feineren, psychologischen Nuancen verschwinden läßt, gelingen ihr am besten. Dies beweist z. B. die bekannte Parforcescene in Begum Somru mit dem obligaten Schrei. Ha! Wie funkelt da dies schöne Auge, das nur ungern in germanischer Zucht und Verschämtheit zu Boden zu blicken scheint, wenn die Besitzerin desselben als Chriemhilde auftritt. Ja, es ist etwas Exotisches, etwas Orientalisches in dieser Erscheinung. Eine fremde Prachtblume, von deren Duft Mancher schon betäubt worden sein soll! Die Wolter vermag es, hinzureißen, wie Wagner, darf sie sich ganz geben, wie sie ist; muß sie jedoch genau motivieren, soll sie eine feine Charakterzeichnung statt einer farbensatten Freskomalerei liefern, dann zeigt sich ihr Talent als ungenügend. In dieser

Hinsicht scheint mir Frl. Bognar viel höher zu stehen, als Frl. Wolter. Ihr Partisan ist demnach Lewinsky, der unermüdliche Deklamator und Charakterspieler. Beide, Frl. Bognar und Hr. Lewinsky erscheinen körperlich keineswegs so reich ausgestattet, um allsogleich, durch das bloße Erscheinen zu blenden und für sich einzunehmen; ja Lewinsky hat nicht einmal über ein modulationsfähiges, kräftiges und klares Stimmorgan zu verfügen, was doch für einen Schauspieler das erste und wichtigste Erforderniß ist. Aber da sieht man, was eiserne Konsequenz und unermüdliches Streben vermag. Lewinsky ist trotz aller Hindernisse ein Schauspieler ersten Ranges geworden. Man muß ihn sehen als Franz Moor, als Richard III. oder als Harpagon, um dies zu begreifen. Diese kleine schmächtige Gestalt birgt gleichwohl eine Fülle von Kraft in sich, dieses strenge, an des Prinzen Eugen von Savoyen Porträt erinnernde Gesicht vermag die verschiedenartigsten Seelenzustände abzuspiegeln. Teuflisch kalte Ironie, bitterster Hohn wie tiefster Schmerz prägt sich in Lewinskys Zügen so wahrheitsgetreu aus, daß man sagen muß: Das ist kein Spiel mehr, das ist gelebt! Und die heisere, klanglose Stimme, wen hat sie nicht im tiefsten Herzen gepackt in gewissen Scenen, z. B. in Schillers Räubern oder im Richard III., selbst in, an sich unbedeutenden Effekt-Stücken, wie „Zwei Väter“ für welches Drama Le-

winsky ein Kabinetsstück ganz besonderer Art geschaffen. Um aber Lewinsky, ganz, wie er es verdient, würdigen zu können, muß man ihn, wie gesagt, in einer jener unvergänglichen klassischen Schöpfungen des großen Britten, Molieres, Schiller's oder Göthe's sehen. Lewinsky versteht es, ein scharf gezeichnetes Charakterbild zu zeichnen, vom Scheitel bis zur Zehe die Persönlichkeit vorzuführen, deren Rolle er gewählt. Sein Richard III. ist eine solche Persönlichkeit. Da ist die Illusion vollständig. Die Gestalt, die Haltung, die Miene, Alles. Selbst ein so heiseres Organ muß der finstere Wütrich gehabt haben. In jener Scene, da die Geister der Ermordeten drohend über dem schlafenden Richard sich erheben, Lewinsky zu sehen, das ist ein auserlesener Genuß! Wie er auffährt aus dem gräßlichen Traum und erst stier vor sich hinblickt und die Augen reibt, um zu sehen, ob er wach sei oder träume und dann langsam sich mehr und mehr erhebt, die Arme wie abwehrend ausstreckt und endlich zugleich mit einem tiefen Seufzer mehr haucht als spricht: „Erbarmen Jesus!" — Und sich beruhigend, fügt er hinzu: „Still, ich träume nur!" Aber dann faßt ihn erst der Schauder; das im Schlaf eingelullte Gewissen erwacht zugleich mit ihm und peinigt ihn, den Verräther, den Mörder, den egoistischen Schurken und Tyrannen, der gleichwol einen Funken edleren Gefühles, ja eine gewisse Gemütsweichheit

besitzt, die ihn eben zum tragischen Helden macht. Ein hartgesottener Sünder ist ja nicht tragisch! „O feig Gewissen,“ spricht er nun, „wie du mich bedrängst! Das Licht brennt blau, 's ist todte Mitternacht. Mein schauerndes Gebein deckt kalter Schweiß.“ — Kalt läuft es auch dem Zuhörer über den Rücken, wenn er diese Worte, mit hohler Grabesstimme gesprochen, vernimmt! Lewinsky ist ein großer Schauspieler.

Diesem nun in vieler Hinsicht ebenbürtig erscheint Frl. Bognar. Ich erinnere nicht an ihre bekannten Glanzrollen, an Gretchen, an Thekla, an manche ausgezeichnete Darstellung in modernen Salon-Stücken, ich hebe nur die Sterbescene aus Göthe's Klavigo hervor und zwar aus dem Grunde, weil hier die realistische Richtung der Schauspielerin am deutlichsten hervortritt. Ich sage, realistische Richtung und meine hiemit das Bestreben, im Gegensatze zur idealistischen Richtung, welcher Wagner angehörte, das Hauptgewicht nicht auf das Pathos allein, sondern auf die genaueste Individualisirung und naturgetreue Wiedergabe auch der körperlichen Eigenthümlichkeit und selbst jener Momente zu legen, die schon mehr in's Bereich der Physiologie und Anatomie zu gehören scheinen, als in das der Schauspielkunst. Man studiere sie nur, diese Gestalt der Maria. Betrogen und wieder betrogen hofft sie gleichwohl noch mit der ganzen Zähigkeit eines liebenden Frauen-

herzens. Sie ist schon unheilbar krank. Aber noch glaubt sie sich gesund! Wie meisterhaft weiß die Bognar das zur Erscheinung zu bringen! Man sieht ein körperlich gebrochenes Mädchen vor sich, das alle Augenblicke an einen unheilbaren Zustand gemahnt wird, das aber geistig noch stark ist. Wehmüthig lächelt das arme Wesen, aber es lächelt noch. Bald folgt der letzte Schlag! Die furchtbare Gewißheit, abermals betrogen zu sein, wirft den starken Geist, der ja augenscheinlich allein den Körper noch aufrecht erhielt, nieder. Nun muß Maria sterben. Dieses Sterben an gebrochenem Herzen wird nun mit erschütternder Naturtreue zur Anschauung gebracht. Im letzten Momente erfaßt die Unglückliche der Stickkrampf. Das reißt sie vom Sessel empor. Mit weit aufgerissenen, schon halb verglasten Augen schreit sie nach Luft und dann sinkt sie plötzlich still zurück. Sie ist todt.

Kaum die berühmte Ziegler vermöchte diese Scene erschütternder zu spielen. Und das will Etwas sagen. Ja, Fräulein Bognar verdient das größte Lob. Neben ihr erscheint die kleine Baudius noch kleiner. Ihr Silberstimmchen thut es nicht allein, nicht einmal die schönen Augen, die man von mancher Seite als die schönsten des Burgtheaters rühmt. Ihre Erfolge sind daher mehr in den Salons als auf den Brettern zu suchen. Sie genießt gar hoher Protektion und hat selbst einen Prinzen — bei-

nahe gefesselt. Aber die gewandte Schlittschuhläuferin mußte doch schließlich die witzige Bemerkung des hohen Herrn einstecken: „Ich traue dir nicht recht; du könntest mich auf's Eis führen.“ Schade ist um Frau Mathes-Röckel, daß sie so wenig Verwendung findet. Man läßt sie fast nur in Wildfeuer auftreten. Doch nicht um der Kußscene willen? Noch gar manches Schauspielers des Burgtheaters wäre zu erwähnen, so z. B. H. Leuchert's, der auch ein großer Tragöde — war, als er noch in der Josefstadt debutirte, aber wir müssen ja auch von der großen Oper sprechen und das Lob des Herrn Hofrathes v. Dingelstedt singen. Da besagter Herr Hofrath, der vom politischen Nachtwächter zum Regenten der großen Oper in Wien avanciert ist, nichts von der Musik versteht, so thut es nichts, wenn wir auch ein bischen falsch singen. Es soll das keine Katzenmusik sein, beileibe nicht! Dies hätte Dingelstedt nicht verdient! Ihm muß man es zum Lobe nachsagen, daß er der wälschen Lotterwirthschaft Solvis ein Ende gemacht und das leichtsinnige Theatervolk mit eiserner Faust in die Bande einer wolthätigen Disziplin gelegt hat. Daß er hiebei natürlich ein wenig derb, was namentlich den Damen gegenüber nicht schön ist, ein wenig allzu selbstbewußt vorgegangen, weßhalb der „Floh“ seinen Namen immer „Dünkelstets“ schreibt, das darf wohl nicht bestritten werden. Der Nachtwächter kann

sich aber nicht ganz verläugnen. Man sollte freilich meinen, daß derjenige, welcher einen „Roman in Versen“ geschrieben hat, wüßte, wie man mit Damen umzugehen hat! Und nun gar mit Sängerinnen! Diese gleichen den Singvögelchen, welche ja bekanntlich sehr zart und heickel sind. Da heißt es, die Süßigkeiten nicht sparen, sonst sind die Dingerchen gleich heiser, gleich unpäßlich! Am liebsten ist es ihnen freilich, wenn man sie mit „Tausendern“ füttert. In dieser Beziehung sind sie gar nicht heickel! Sie vertragen ungeheure Portionen von diesem Futter. Und trotz aller Freigebigkeit von Seite der obersten Theaterleitung bekommt doch manche Primadonna nicht genug und wird so heiser, daß eine Luftveränderung noth thut und sie erst in London oder Petersburg ihre Stimme wieder „kriegt“. So haben sich die Stimmmittel des Frl. Tietjens in London, des Frl. Kraus in Paris sehr gebessert. Auch die des Frl. Gindele? Andere, wie die Altsängerin Bettelheim, hängen die Kunst gar auf den Nagel und suchen den Beruf des Weibes zu erfüllen, indem sie den Opernkäfig verlassen und sich in das Gefängniß der Ehe begeben — vorausgesetzt, die neuen Prinzipale sind Fürsten, Barone oder Geldprotzen. Diese Herren haben es nun zum Glück abgesehen auf die Damen der Oper und des Ballettes. Im ersten Parterre da sitzen sie nach der Reihe, die liebestollen Freier, deren Hinterhäupter meist freilich schon etwas gelitten haben, so

daß die Glatzen zusammengenommen einen recht geräumigen Paradeplatz geben würden, worauf wir das h. Kriegsministerium freundlich aufmerksam machen.

Einer trillernden Opernlerche, einer hüpfenden Balletheuschrecke (man verzeihe diesen ungalanten Ausdruck, der einen sehr zarten Begriff in sich birgt!) kann es nicht fehlen, wenn sie anders mit einigen körperlichen Vorzügen ausgestattet ist, ihr Glück zu machen. Eine Stadelmayer hat nur zu wählen — Barone, Banquiers, Verwaltungsräthe, was sie will.

Weniger zu beneiden sind die männlichen Mitglieder der Hofoper. Sie beweist sich sogar manchesmal sehr undankbar gegen dieselben; denken wir nur an den wackern Erl! Volle, unbedingte aber auch verdiente Anerkennung und wie ich hoffe, auch entsprechenden materiellen Lohn fand nur der geniale Beck, einer der vorzüglichsten Opernsänger und Schauspieler, die man hören und sehen kann. Das ist eine Gestalt, wie aus einem Guße! Da ist Feuer, da ist Kraft, da ist Fülle! Da merkt man Nichts von mühevollem Herumgurgeln und ängstlichem Ansatz, „ob's auch geht!“ Da ergießt sich ein voller Strom von Tönen, leicht und frei; da findet sich die Aktion so naturgemäß zum Gesange, während sonst bei Opernsängern die Geberden meist wie die mechanischen Bewegungen eines an Draht gezogenen Hampelmannes aussehen. Ich will die

Verdienste eines Walter und Mayerhofer, eines Draxler und Bignio, eines Rogitnosky, d. h. wenn er disponiert ist u. A. nicht bemäckeln, aber an Beck reicht doch Keiner hinan. In Bezug auf die Damen will ich jedoch keineswegs ein solches Unterscheidungsurtheil fällen, da jede die Erste in ihrem Fache ist. Damit werden sie wol zufrieden sein, mögen sie nun Murska, Rabatinsky, Ehn, Dustmann oder Tellheim heißen.

Doch nein! Fräulein Ehn soll nicht so in Bausch und Bogen gelobt werden! Nein! Sie hat eine echt künstlerische Ader; sie hat ein wirklich tiefes Verständniß für Rollen, die eben solch' ein Verständniß fordern. Frl. Ehn ist sogar selbstthätig in Bezug auf die Durchführung einer Charakterrolle, was bei einer Sängerin schon mehr ist, als man erwarten darf. So hebt sie die leichtfüßige Mignon Thomas' zur geheimnißvollen, poetischen Höhe der Götheschen Gestalt empor, d. h. Frl. Ehn hat Göthe's Meister als Commentar zur französischen Oper studiert. Das ist ein Triumph des deutschen Geistes auf der — Bretterwelt. —

Nun auch einige Worte über das Haus (selbstverständlich das neue; denn über das alte redet Niemand mehr, obwohl es manche Vorzüge vor dem neuen voraus hat!) in welchem alle diese und noch einige Künstler und Künstlerinnen unter des Herrn Hofrath Dingelstedt und

des Herrn Hofkapellmeisters Herbeck Leitung singen, trillern, schlecht und recht agieren, springen und hüpfen.

Es ist ein schönes Haus, wenn man es nicht näher ansieht. Thut man dies, so entdeckt man freilich mancherlei, was selbst mit den jetzt entfernten Musenrossen vulgo Pagasussen und vulgissimo Schweinehunden auf der Vorderfronte des Gebäudes konkurrieren könnte. Ich will jedoch schweigen davon, schweigen von dem Mangel einer ordentlichen Emportreppe von der Straße aus, schweigen von den Baufehlern im Innern, von dem Ueberfluß an Raummangel im 2ten Parterre, von dem ganz unnöthigen 3ten Stock, wo Niemand Etwas sieht oder hört, von den prächtigen Gallerielampen, die dazu bestimmt scheinen, das Haus anzuzünden, schweigen — doch genug! Ich tadle nicht gern! Ich lobe lieber die sonst! wirklich prächtige Ausstattung, die herrlichen Dekorationen, namentlich die von Hoffmann und meinem unvergeßlichen Lehrer Brioschi gemalten, die grandiose Scenierung überhaupt. Also im Ganzen lautet die Note denn doch: befriedigend.

Verlassen wir nun den Reigen der Hofbühnen und werfen wir einen Blick auf die Vorstadttheater und was drum und dran hängt. Ich möchte aber den Herren rathen, alle Theorieen von Volksbildung durch die Bühne, alle Lessing'schen und Schiller'schen Thesen zu Hause zu lassen. Die Wiener Vorstadtbühnen kümmern sich einen Quark

darum. Was bieten sie dem Publikum? Was es verlangt. Und was verlangt das Publikum? Amüsement um jeden Preis! Wer versteht es, dafür zu sorgen? Herr Berg vor Allen.

Sie lachen?

Meine Herren, wenn Sie über diese Ansicht lachen, so kann ich Ihnen sagen, daß dieselbe so ziemlich die der Mehrheit der Wiener ist. Herr Berg ist in neuester Zeit freilich Gemeinderath der Stadt Wien geworden und es ist daher zweifelhaft, ob er noch die Direktion eines Theaters übernähme. Er wirkt jetzt, wenn auch noch nicht als Direktionsmitglied, auf dem Welttheater. Wenn er nur nicht durch die Beschäftigung mit der hohen Politik — denn diese ist ja die Aufgabe des Gemeinderathes! — von der Dichtkunst gänzlich abgezogen wird. Es wäre doch Schade. Freilich Herr Sitter, der erbitterte Gegner Herrn Berg's wäre darüber froh; er könnte seine Stücke dann leichter auf die Bühne bringen. Aber für uns wär' es schlimm; denn Herr Sitter soll die Marotte haben, mehr auf die Moral als auf das Amüsement Rücksicht zu nehmen. Wir aber geh'n nicht in's Theater, um uns Moral predigen zu lassen! Wir wollen Spaß haben! Einige Anspielungen auf die Politik, auf die Fragen des Tages, Schlagwörter, nun ja! Aber sonst ja nichts Ernstes! Wir verlangen Witze, über die wir lachen können, komische

Situationen und etwas Sinnenkitzel, etwas Akademisches, wie die Künstler sagen. Haben Sie die Geistinger als „schöne Helena“ oder im Dr. Faust junior noch nicht gesehen? Sie haben die schöne Helena nicht gesehen? Ja, woher kommen Sie denn? Wer sind Sie denn? Sie haben ja gar Nichts gesehen! freilich ist „so Etwas“ nur für die „reifere Jugend“. Von Göthe's schöner Helena bleibt zuletzt nur das Gewand übrig; bei der Offenbach'schen ist's umgekehrt. —

Seitdem Fräulein Geistiger Frau Direktorin geworden ist, scheint der Kult dieser Theatergöttin etwas abgenommen zu haben; aber ihre Schönheit hat nicht gelitten darunter; besonders reizend erscheint sie in Pollackischem Kostüme!

Indeß kann man von dieser Dame nicht sagen, daß sie, wie so viele Theaterprinzessinen erst durch das „Gewand“ Etwas werde. Sie bedarf dessen nicht — wie ihre Kolleginnen, welche von dem Gelde, das sie sich von ihrer Gage ersparen, sich Kleider kaufen, wie sie eine Fürstin nicht prächtiger wünschen könnte. Man sehe doch einmal die Toilettenstücke im Burgtheater, wie „Feenhände“ oder „Umkehr“ an oder Frou-Frou im Karltheater oder man gehe während der großen Promenadefahrt im Prater spazieren. Da kann man sie sehen, freilich eingehüllt in eine Wolke von Stoff, geschminkt und aufgedonnert, diese

tropischen Heldinnen, diese unbezahlbaren Nachtigallen des neuen Opernhauses, diese leichtfüßigen und leichtlebigen Sylphiden, diese Vorstadtbühnenliebhaberinnen! Vielleicht glückt es dir auch, einige dieser Berühmtheiten recht in der Nähe beschauen zu können, wenn sie etwa mitsammen konversieren oder sich gegenseitig die Augen auszukratzen versuchen. Die Vertreterinnen der hohen Kunst wie Damen der Hölle sich zanken sehen auf offener Straße, das muß doch sehr pikant sein! Nicht?

Zu den weiblichen Koriphäen der Vorstadtbühnen gehörte einst auch Fräulein Gallmayer. Sie war der Liebling des Publikums und der Schrecken — der Direktoren. Diese soll sie gerne so behandelt haben, wie die jungfräuliche Königin Elisabeth den Grafen Essex. Die Gallmeyer tanzte den Cancan und sang wie ihr Fuß tanzte. Sie durfte thun, was sie wollte; singen und sagen, was ihr einfiel. Sie rauchte, trank und spielte und dichtete — ja, sie dichtete — na, wie wer? Es gibt keinen Vergleich. Oder thut sie es noch? Mag sein, aber die frühere Anziehungskraft ist dahin. Sie hat sich abgenützt, wie ein österreichischer Minister, sie ist eine historische Rarität geworden. Aber sie war eine Spezialität! Wer wird sie ersetzen? Etwa Fräulein Mayerhoff? Warum die? Ach so —! Nein, das ist nicht genug. Sollen wir auch noch der männlichen Schleppträger der genannten Fürstin-

nen im Reiche der, ja? der Kunst gedenken, des Herrn Matras, des ausgedienten Volkssängers, — Knaak's, der Siegellackstange, — des eleganten Velocipedisten Tewele, — des derben Altwieners Rott, — des „g'spaßigen" Blasel, — des Paris im Theaterolymp, Swobodas? Wir müßten dann auch Frau Grobecker nennen, welche ebenfalls ein ganz tüchtiger Schauspieler ist.

Und nun zum Josephstädter Theater! Du liebes, armes Josephstädter Theater mit deinen schönen Erinnerungen an die dreihundert Aufführungen des Zauberschleiers, an die Eskamotagen Döblers und an die spanischen Tänze der kastagnettenklappernden, sinn- und herzbethörenden Pepita de Oliva! Seitdem ist viel Wasser die Donau hinabgeflossen und auch manches Josephstädter Theaterdirektors Hoffnungen wurden zu Wasser. Mancher von diesen Herren, selbst ein geschmeidiger Hofmann, machte Bankerott, trotz der mit dem Josephstädter Theater verbundenen Arena, der Thalia geweiht, wo im Sommer die haarsträubendsten Spektakelstücke, mit Vorführung von Roß und Wagen, mit wirklichen Schlachten, Transparenten, Feuerwerken, einfüßigen Tänzern, Riesen und Zwergen, wilden und zahmen Thieren u. s. f. Alles in Aufregung brachten und gewiß auch die Todten im nahen Schmelzerfriedhofe in ihrer Grabesruhe störten. Es half Alles Nichts. Immer tiefer sank dieses Institut, und als

selbst der große Leuchert, der Karl Moor des Thaliatheaters, der Wagner der Vorstadtbühne ging, um unter die Hofschauspieler zu gehen, da war's zu Ende. Man hätte dazumal das Josephstädter Theater Jemanden schenken dürfen, dieser Jemand würde es nicht genommen haben. Man versichert, die Josephstadt sei der Art nicht, daß sich ein Theater halten könne. Hielt sich doch das Josephstädter Piaristengymnasium kaum! Man sagte, den Josephstädtern fehle es an der nöthigen Begeisterung für die Kunst, es sind lauter arme Schlucker von Beamten, kleinen Bürgern und Pensionären. Ueberdies gingen diejenigen, welche schon Interesse für die Kunst haben, lieber in die Burg, oder auf die Wieden oder zur Mannsfeld beim blauen Block! Wie ungerecht! Nur einer geschickten Leitung bedurft' es und sieh' das Josephstädter Theater kam in Flor. Es fand in Dorn seinen Berg, in Gottsleben seinen Knack und Blasel und mit den unzähligen Wiederholungen des Stückes „Von Stufe zu Stufe“ schienen die Zeiten des Zauberschleiers wieder gekommen zu sein. Lebende Bilder, die „abgebrannte“ Brünner Operngesellschaft, die Japanesen und dergl. füllen die Pausen aus, in welchen die Muse der Bühnendichter ruht und siehe, es geht! Es geht wieder!

In Wien geht eben Alles, wenn man nur will! Selbst das Orpheum des Herrn Löwe, der die Erbschaft

des ehemaligen Harmonietheaters angetreten, geht. Herr Löwe ist schon mehrmals „abgebrannt", einmal fast gänzlich, hat sich aber immer wieder erholt. Freilich haben ihm einige opfermuthige Löwinnen, wie Fräulein Antoinette, die schönste Schwedin, mehre Tirolerinnen vom tiefen Graben und andere Kuriositäten wacker geholfen. In Wien geht Alles! Die sogenannten Singspielhallen und Volkssängerinstitute machen auch ihr „Geschäft". Ein praktischer Principal hat nur für eine hübsche „kecke" Babylonierin zu sorgen, die einige freche Lieder zu singen und mit noch frecheren Gedanken zu begleiten versteht und sein Glück ist gemacht. Die Fiackermili, die Mannsfeld, vor Allem die fesche Fanni Hornischer, die Montag, die Ulke, das sind wahre Kapitalien, mit denen sich ebenso gut spekulieren läßt, wie mit der Patti. Das N. W. Tageblatt hat eine Reihe sehr gelungener Skizzen, sogenannte „kleine Kulturbilder" über die Wiener Volkssänger veröffentlicht, welche wirklich lesenswerth sind. Die „hervorragendste" Celebrität unter den Wiener Volkssängerinnen ist neben der berühmten Mili offenbar die Fanni. Es soll damit den Verdiensten der Mannsfeld nicht nahe getreten werden, aber über die Fanni, über die Hornischer, na, da geht schon gar nichts. Das ist schon das „Höhere"; dergestalt ist das das Höhere, daß man wirklich in Verlegenheit kommt, wenn man diese Primadonna von den

drei Engeln oder vom Zobel schildern soll. Schildern, das heißt ihre Produktion! Ihr Äußeres ist sehr modest; fast zum Hohne dessen, was und wie sie dieses „Was" vorträgt, erscheint sie in bis Oben geschlossenem Kleide von weißer oder blauer Farbe! Wenn aber diese „solide" Person losläßt — die „gwißen" Lieder — ja, die Fanni! Dazu kömmt noch ein gewisser tropischer Hautgout, nämlich die Erinnerung an ihre Schwester und deren unseliges Ende — was will da der abgestumpfteste Lebemann noch mehr? In die Singspielhallen und zu den Volkssängern muß man geh'n, wenn man eine gewisse Art von Wiener-Unterhaltungen und eine gewisse Sorte von Wiener Unterhaltungssuchenden kennen lernen will! Sapienti sat!

Die Ritter vom Gänsekiel.

Was wird das für ein Kapitel werden, in welchem schon der Titel eine Lüge ist? Es müßte also sogleich ein Dementi folgen, welches besagt, daß es heißen sollte: „Die Ritter von der Stahlfeder“. Mit Gänsefedern schreibt ja Niemand mehr heutzutage, eher noch gewisse Journalisten mit Entenfedern. Aber es klingt so gut: „Die Ritter vom Gänsekiel“. Das ist der einzige Grund, warum ich diesen ganz unpassenden Titel gewählt habe. Wenn es nur gut klingt, darauf kommt in unserer Zeit doch Alles an! Auch in der Region der Geistesarbeit, in der Schriftstellerwelt.

In Wien gibt es, mit Ausnahme einiger alten Herren, die aus der vorsündfluthlichen Zeit übrig geblieben, keine eigentlichen Poeten mehr. Es gibt nur Literaten, die sich entweder Schriftsteller schlechtweg, oder speziell Journalisten nennen. Ein Poet der guten, alten Zeit dichtete im Moment der Weihe und nahm hiebei mehr Rücksicht auf

die Nachwelt, als auf das Honorar. Das hat sich geändert. Die Herren sind praktisch geworden. Sie sagen: Geist ist Geld und sind in Folge dessen ebensowohl Ritter vom Geist als vom Geld. Die Schriftstellerei ist ein Geschäft, so gut, wie ein anderes. Und mitunter ein überaus einträgliches. Ich denke hiebei nicht an den geheimen Preßfond; dieser entzieht sich der Beurtheilung. Auch weiß ich nicht, daß Jemand durch derlei Staatsstipendien reich geworden. Anders ist es mit den unterschiedlichen Bank- und Eisenbahnfonden! Wenn es ein Journalist scharf in's Zeug zu geh'n versteht, so läßt sich schon Etwas Tüchtiges herausschlagen. Manchmal wird der Gänsekiel zur Lanze eines literarischen Wegelagerers der sein „La Bourse ou le — Scandal!“ jedem Millionär entgegenruft. Skandalartikel sind da oft sehr gangbare Artikel! Es gibt Zeitungen, die nur in dieser Sorte „machen“. Und sie befinden sich wohl dabei. Ueber jegliche Art von Vorurtheil muß man allerdings hinaus sein, um auf der literarischen Börse ein gutes Geschäft zu machen! Gesinnung? Püh! Wie heißt Gesinnung? Wir haben es erlebt, daß gewisse Herren ihre Ueberzeugungen wie die Kleider wechselten, je nachdem der Wind ging.

Dies sind jedoch zum Glück nur Ausnahmen von der Regel. Wir sind von der Würde und Bedeutung

der öffentlichen Presse zu sehr überzeugt, daß wir nicht wünschen sollten, die Herren Literaten seien nicht bloß öffentliche Personen, sondern auch öffentliche Charaktere. Um aufrichtig zu sein, muß man zugeben, daß die meisten von ihnen auch wirklich, namentlich in den letzten inneren Kämpfen und gegenüber der Kriegskatastrophe von 1870 namhaft für das allgemeine Interesse eingestanden sind.

Freilich trägt unser literarisches Leben den Charakter der Parteiströmungen und des Tendenziösen. Das ist aber nicht anders möglich in einer Zeit, wie die unsere, in der Alles gährt und brodelt, wie in einer Hexenküche, in der das politische und sociale Chaos nach neuen Gestaltungen ringt. Andererseits wundere ich mich allerdings nicht, wenn die alten Herren, d. h. die Herren von alter Gesinnung, sich mit unverhehltem Eckel davon abwenden. Sie leben in Zeiten, die vergangen sind. Laßt sie doch! Vergeßt doch einen Augenblick, blasiert zu sein und erinnert euch, daß wir Oesterreicher damals wahre, glückliche Kinder waren, als wir mit einem Silberzwanziger in der Tasche eine Landpartie unternahmen und einen Almanach für ein literarisches Ereigniß hielten; als der Zuschauer von Ebersberg („Vater") und Bäuerle's Theaterzeitung Etwas bedeuteten. Ach! Sie sind längst vorüber, diese schöne Zeiten! Wir haben genascht vom Baume der Erkenntniß und stehen nun da in unserer

Blöße. Aber es fällt uns kaum ein, das Feigenblatt zu suchen, das diese Blöße bedecken soll. Wir sind böse geworden und freuen uns darüber.

Die literarische Eva, welche zuerst den Einflüsterungen des bösen Geistes der Politik Gehör schenkte, war Anastasius Grün (jetzt Herrenhausmitglied unter dem Pseudonym Graf Auersberg!) Im Bunde mit Zedtlitz, Nikolaus Lenau u. A., schlug er einen Ton in der Lyrik an, der bis dahin in Oesterreich noch nicht gehört worden war.

„Freiheit ist die große Loosung
Deren Klang durchjauchzt die Welt."

Als A. Grün dies sang, regierte in Oesterreich der Fürst Metternich, der bekanntlich — im Gegensatze zu seinem Nachfolger? — politischen Freiheitsbestrebungen nicht sonderlich zugethan war. Diesem „Mann des Staates und des Rathes" nahte nun auf Grün's Kommando das österreichische Volk und flehte ganz artig:

„Darf ich wol so frei sein, frei zu sein?"

Die alte Zeit war vorbei. Nun ging es aus einem andern Ton und als das Jahr 1848 kam, da konnten sich die Bäuerle, Kastelli, der Urgemütliche und selbst der „witzige" Saphir nicht mehr halten. Alles wankte, auch die Sitze am Parnaß. Zwar versuchten Einige von

denen, welche „Nichts lernen und Nichts vergessen", die alte Leier neu aufzuziehen, aber es ging nicht mehr. Es war das Beste, wollte man nicht heulen mit den „Tendenzwölfen", sich zurückzuziehen und zu schweigen. Auf diese Art wahrten sich der edle Grillparzer, der gemüthvolle G. Seidl ihren Ruhm. Grillparzer hat denselben sogar verwahrt, er ist in unseren Tagen erst recht bekannt geworden. Wie schön! Was die Mitwelt dem Mann nur halb ertheilt, gab ganz die Nachwelt und sie gab es dem annoch Lebenden. Grillparzer, der bescheidene und doch große Grillparzer sagt übrigens auch heute dem Geschmacke der Masse als Tragiker so wenig zu, wie Bauernfeld als Lustspieldichter. Er ist den Wienern im Allgemeinen „zu hoch". Dafür gebietet er über ein auserlesenes Publikum, über die Elite der Kunstliebhaber.

Die Massen zu gewinnen versteht der Herr Baron Münch-Bellinghausen, der ährenschwere Halm, schon besser, obwol ihm der Verfasser der bösen Zungen das eigentliche Dichtertalent abgesprochen hat. Halm hat jedoch Einiges geschrieben, was gewiß eher auf die Nachwelt kommt, als die bösen Zungen. „Mein Herz, ich will dich fragen!" und „Ein Wunder, ein Geheimniß ist der Kuß" sind populär geworden. Darüber mag sich der Dr. Laube wol recht ärgern, denn von ihm ist nichts populär geworden, als er selbst. Laub' und Halm sollten indeß

nicht feindselig gegeneinander sein; sie haben viel Verwandtes. Abgesehen von den äußeren Vorzügen zeigen sie in ihrem Wesen viel Gemeinsames; an Freundlichkeit und Zuvorkommenheit übertrifft Einer den Andern. Aber Halm's Auftreten kennzeichnet den stolzen Aristokraten. Laube hingegen ist ein Demokrat. Ich hab' ihn unlängst begegnet und für einen Lohndiener gehalten. Uebrigens muß jeder Unparteiische gestehen, daß Laube's Verdienste um das Burgtheater nicht zu unterschätzen waren und daß das Burgtheater seiner leitenden Hand zum Nachtheil seines altbewährten Rufes entbehrt. Meine Zunge ist nicht so böse, dem Verfasser der bösen Zungen in dieser Hinsicht nicht vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ich sollte nun auch von Weilen, Mauthner, Mosenthal, Schlesinger, als dramatischen Schriftstellern, von Tschabuschnigg, von Sr. Excellenz will ich sagen! und Andern als Lyrikern und von meiner Wenigkeit als Novellisten sprechen, indeß überlasse ich dieses Geschäft Herrn Julian Schmidt, für eine neue Auflage seiner Literaturgeschichte.

Nur einige Worte über die Pflegeväter des Volksstückes. Freilich, der eigentliche Begründer des „Wiener Volksstückes" Nestroy, denn Raimund kann man doch nicht so nennen, da er so alberne Zaubermärchen und noch dazu von moralischer Tendenz schrieb! ist nicht

mehr. Wie sich Nestroys Epigonen auch mühen, sie erreichen den Altmeister nicht. Von der Ironie, die Nestroys Schöpfungen noch eine gewisse kulturhistorische Bedeutung verlieh, verstehen sie schon gar nichts. An Zweideutigkeiten und Zötlein, an zahlreichen Anspielungen auf öffentliche Zustände, an sogenannten „Schlagern" und sinnreichen Couplettes lassen sie es allerdings nicht fehlen, aber es ist doch nicht mehr „Das". Höchstens könnte man von Berg sagen, er sei ein Schüler und Nachfolger Nestroys. Seine Stücke sind zwar mehr Bildercyklen, oder sie sind witzig und unterhaltend. Eines jedoch fehlt. Nestroy stellte seine Helden selber mit Meisterschaft dar. Berg hingegen spielt nur mittelmäßig Komödie und tritt immer nur in der Rolle des Kikeriki auf. Das wird schon recht langweilig. Im Gemeinderath ist er bisher ebenfalls nur in untergeordneten Partien verwendet worden. Zu den „Braven" gehört er daselbst jedenfalls nicht, weil er immer auf der letzten Bank sitzt. Es ist sehr zu bedauern, daß der Dr. Schindler, der als Dichter einen geachteteren Namen sich erwarb, denn als Abgeordneter, seine Mußestunden im Schlosse Leopoldskron nicht dazu verwendet, Volksstücke zu schreiben. Der hätte das Zeug dazu.

Das eigentliche literarische Leben Wiens spiegelt sich am deutlichsten in der Zeitungspresse. Alle hervorragen-

den Talente werden ja von dem großen Preßmoloch verschlungen; die schönsten Ideen gehen unter in der überströmenden Flut der Leitartikel und Feuilletons. Der Journalist hat keine Aussicht auf Unsterblichkeit. Das schlechteste Buch findet einen Schrank, wo es kommenden Geschlechtern erhalten bleibt, aber wohin wandert das Zeitungsblatt? O Jammer! Wenn desungeachtet die ausgezeichnetsten Geister sich der Journalistik widmen, so muß das tief im Wesen und der Strömung unserer Zeit begründet sein. Der Einzelne gilt eben nichts mehr; er ist nur ein Glied der großen Maschine. Die Menschheit arbeitet für die Unsterblichkeit, der Einzelne nicht mehr.

Da ist es nun zu verwundern, daß wir noch ein Interesse daran finden, einzelne Zeitungsarbeiter näher kennen zu lernen. Und doch ist's so. Es behagt uns, diese unermüdlichen Maulwürfe der Weltgeschichte mit einem kühnen Spatenstoß aus ihren Redaktionslöchern herauszuwerfen und einen Augenblick zu betrachten.

Es gibt in Wien sogenannte große und kleine Journale, die auch von großen und kleinen Literaten bedient werden. Nach der Tendenz unterscheidet man kirchliche, kirchlich-konservative, klerikal-feudale, konservativ-liberale, liberale, konstitutionell-monarchische, demokratische, centralistisch, dualistisch und föderalistisch-gefärbte, nach dem Inhalt politische, gemischte und Fachblätter aller Art. Die

von der Regierung gezahlten offiziellen und offiziösen Zeitungen nennt man die „unabhängige Presse“, weil sie nämlich vom Publikum unabhängig ist. Sie genießt eines ganz besonderen Vertrauens, namentlich in Bezug auf die Berichtigungen oder Dementi’s.

Die k. Wienerzeitung ist die Aeltermutter der Wiener Journale; sie ist noch viel älter, als der Dr. Schweizer, der sie einst leitete. Jetzt liegt die Redaktion in den Händen des feinen Ernst v. Teschenberg. Das Feuilleton leitet Br. Bucher, der im Verein mit dem früheren Redakteur der „Wochenschrift“ Karl Weiß den Wiener Bädeker herausgegeben hat.

Das glänzendste Gestirn am journalistischen Himmel der Kaiserstadt ist die „neue freie Presse“. Natürlich, da sie den „Dioskuren“ M. Etienne und Dr. M. Friedländer gehört. Das Unternehmen hat sich rentiert. Die ungeheure Zahl von Abonnenten bringt zwar bei den eigenthümlichen Wiener-Verhältnissen mehr Schaden als Nutzen, aber die Inserate tragen so viel ein, daß ein prächtiger Gelaß in der Fichtegasse gebaut werden konnte, der ganz dem Geschäfte gewidmet und eine Sehenswürdigkeit der Residenz ist.

Nach der neuen freien Presse kommt die alte Presse, welche H. Zang, der Pariser „Kipfelbäcker“ und auch sonst in der Literatur thätige Mann, leitete, bis es „ihm

zu viel wurde". Der alten und neuen Presse entspricht das alte und neue Fremdenblatt. Einer der hervorragendsten Wiener Redakteure ist der Dr. Landsteiner, ein hartgesottener Charakter, der aber merkwürdiger Weise seine Artikel nur schreiben kann, wenn er weich geworden. Als Hebamme seiner Geistesgeburten soll der Dr. Schindler, wie ich höre, figurieren. Ich weiß aber nicht, ob es wahr ist. Herr Dr. Landsteiner ist so liberal, daß er schon in der Bach'schen Periode, wie Saphir sagte, für eine „Bachstelze" gehalten wurde. Die k. und k. Demokraten haben sich im Redaktionsbureau des neuen Wiener Tageblattes, demokratisches Organ und nebstbei Heirat- und Rendezvousvermittlungsanstalt, häuslich niedergelassen. An ihrer Spitze steht dessen Steckenpferd die Fortschrittspartei im Gegensatz zu den sogenannten Falschliberalen. Der kühne Seeheld, welcher das Piratenschiff der Wiener Börse in den Grund bohrte und überhaupt in jenen seltsamen Gewässern der Strauchgasse, (woran erinnert mich nur das Wort Strauchgasse?), eine hervorragende Rolle spielt, heißt Scharf und ist Redakteur der Sonn- und Montagszeitung. Einmal hätte er bald das Schicksal des Aristophanes getheilt, welcher für seine scharfen Ausfälle auf Kleon ein Honorar auf den Rücken erhielt. Trotzdem sich H. Scharf immer auf hoher See herumtreibt, hat er doch, wie es scheint, sein Schäflein in's Trockene

gebracht. Erwähnt sei noch der alte Wanderer, der ewige Jude der Wiener Journale und die konstitutionelle Vorstadtzeitung, redigiert von H. Hügel. In neuester Zeit hat man auch Versuche gemacht, das spezifische Oesterreicherthum in Blättern wie das österreichische Journal, der Patriot u. s. w. zum Ausdruck zu bringen. Das geht aber nicht so leicht bei uns — in Oesterreich. Das hat auch der alte Volksfreund bitter erfahren in seinem Kampfe gegen das Vaterland. Wer es fassen kann, der fasse es. In Erinnerung an das Aristophan'sche Honorar fällt mir der Hans Jörgel ein, welcher eigentlich J. Langer heißt und ein Blatt, im halben Wiener Jargon geschrieben, herausgibt. Es beschäftigt sich mit Enthüllungen aus dem Privatleben zur Freude aller alten Weiber, deren eigentliches Organ der H. Jörgel ist. Der Redakteur des H. Jörgel hat auch ein belletristisches Unternehmen in's Leben gerufen, an welchem die renommirtesten Wiener Romanschriftsteller Theil nahmen, die sogenannte Fünfkreuzerbibliothek. Romane, wie „der Eingemauerte beim blauen Herrgott" oder „der Sargmacher im verfluchten Hause", haben die größte Sensation hervorgerufen und gewiß sehr viel zur Bildung und zur Aufklärung des Volkes beigetragen.

Vom „Hans Jörgel" zu den Witzblättern ist nur Ein Schritt. Witzblätter gibt es in Wien die schwere

Menge. Ich kann sie nicht Alle aufzählen, wie ich ja auch auf manche der ernsthaften Journale Wiens vergessen habe, worüber die Herren Redakteure mit mir gewiß nicht rechten werden. Mein Gott, wer kann sich Alles merken?

Fast allen Witzblättern hat jetzt „der Floh" den Rang abge — hüpft. Es ist ein bissiges Vieh, Journal will ich sagen, dieser Floh. Er gleicht nur zu sehr dem Wesen, dem er den Namen geborgt. Ohne Rücksicht auf Rang und Vermögen sticht er, wo es ihm beliebt. Selbst den Staatsanwalt schont er nicht, obwol ihn derselbe einmal erwischen und — abtödten kann. Nahe daran war's schon. Berühmt sind die Zeichnungen von Klic im Floh geworden und die charakteristischen Reden des H. Bezirksberger. Neben dem Floh behaupten ihr altes Renomée noch der Kikeriki und der Figaro, deren Redakteure durch neidlose Freundschaft und wahrhaft kollegiale Brüderlichkeit alle Wiener Journalisten übertreffen. Es müßte ein hochinteressantes Schauspiel sein, wenn diese beiden Herren einmal mitsammen in derselben Zelle des Wiener Landsgerichtes eingesperrt würden, sie, die an einander keine gute — Feder lassen. Ich glaube, es ginge da, wie mit den beiden Löwen, die sich gegenseitig auffraßen. Aber freilich, ein Hahn und ein Barbier sind noch lange keine Löwen. Uebrigens ist H. Sitter's

Rasiermesser meist gut geschliffen und könnte dem Hahn gefährlich werden, wenn derselbe nicht einen so scharfen Schnabel hätte, welcher alle Augenblicke die Hand des Barbiers zerhackt, so daß derselbe nichts gegen ihn ausrichten kann.

Der Figaro hat einige Figuren erfunden, wie die Baronesse Fetzenberg, der dumme Kerl von Wien, Wenzel, der Privatdiener, Dr. Sixtus Plützerl, welche nicht mit Unrecht populär geworden sind. Herr Berg hat die Kerzelweiber und Konduktansager zwar nicht erfunden, sie waren ihm aber, wie — gefunden. Diesen Unglücklichen soll er es verdanken, daß er ein reicher Mann und Gemeinderath der Stadt Wien geworden ist. Ihnen verdankt er also seine Karriere und wenn ihm dereinst die dankbare Nachwelt ein Monument setzt, so müssen einige Kerzelweiber und Konduktansager das Piedestal bilden.

Die alma Mater und ihre Kinder.

Das Sturmjahr 1848 hat die Studentenschaft Wiens und mit ihr auch die Professorenwelt von ihren beengenden Fesseln befreit, welche bis dahin den Aufschwung des geistlichen Lebens fast unmöglich machten. Vor dem Jahre 1848 hatte Wien ein Universitätsgebäude, aber keine Universität; nach demselben hatte es eine Universität, aber kein Universitätsgebäude. Man brachte die Universität einstweilen im ehemaligen Stadtkonvikte theilweise unter, theilweise auch in der Gewehrfabrik in der Alservorstadt und in einem Gebäude am Rennweg. Die Reform des Studienwesens war eine — wirkliche Reform. Die Wiener Universität kann sich rühmen, eine Reihe hervorragender Männer unter ihre Mitglieder zählen zu dürfen, Männer, die sich durch gründliche Gelehrsamkeit, durch schriftstellerischen Ruhm, durch hohe Bildung des Geistes und Herzens auszeichnen. Ausgezeichnet durch Männer von europäischem Ruf ist vor Allem die

medicinische Fakultät. Namen wie Brücke, Dumreicher, Hyrtl, Oppolzer, Rokitansky, Skoda u. A. haben den besten Klang von der Welt. Es muß ein wahres Vergnügen sein, in Wien Medicin studiren zu können. Die Vorträge eines Hyrtl oder Rokitansky sind das Vorzüglichste, was man über Anatomie hören kann. Hyrtl würzt sie überdies durch ergötzliche Ausfälle auf einen oder den andern — seiner Kollegen. Nirgends bietet sich dem jungen Mediciner so viel Gelegenheit, theoretisch und praktisch seine Wissenschaften zu betreiben, da keine Stadt in der Welt solche Museen, wissenschaftliche Sammlungen u. dgl. aufzuweisen hat, wie Wien. Dies gilt übrigens nicht blos für die Mediciner. In Wien ist für alle Disciplinen der Wissenschaft und — Kunst reichlich gesorgt. Gewiß großartige Institute über welche ich im 2. Bande ausführlicher sprechen werde, sind die k. k. Hofbibliothek, die Universitätsbibliothek und viele Privatbibliotheken, das physikalische Institut, das Naturalienkabinet, das Mineralienkabinet, das Münz- und Antikenkabinet, die Sternwarte, das Polytechnikum, die k. k. geologische Reichsanstalt, das Thierarzneiinstitut, das Josefinum und das — allgemeine Krankenhaus. Denn auch dieses gehört zur — Hochschule. Hier kann der junge Arzt alle Krank-

heiten aus eigener Anschauung kennen lernen und Praxis erlangen, bevor er noch eine — Praxis hat. Das ungeheure Gebäude beherbergt Tausende von Kranken, von denen natürlich viele sterben. Von diesen bleiben immer Einige — für die Sektion. So war es möglich, daß Professor Rokitansky ein kleines Fest veranstalten konnte, als er — die dreißigtausendste Leiche secierte!

Eine Reihe von berühmten Namen weist auch die philosophische Fakultät auf. Ich nenne nur die Historiker Dr. J. Aschbach, den liebenswürdigen Gelehrten und aufrichtigen Freund seiner Schüler; — Dr. Alb. Jäger, der in Oesterreich eigentlich zuerst österreichische Geschichte lehrte; früher wußte man kaum, was das sei! — Prof. Simony, den Abgott der Studirenden; — die Philologen Dr. Miklosich und Vahlen. Bonitz ist nach Berlin gegangen und Pfeiffer ist leider auch fortgegangen, ganz fortgegangen. Er ist todt. Pfeiffer war ein biederer Schweizer, der sich aber in Oesterreich bald heimisch fand. Er hat zwar immer in allemanischem Dialekte gesprochen, aber es klang uns, die wir den großen Gelehrten nicht blos hochachteten, sondern liebten, doch wie ein recht gutes „Deutsch“. Pfeiffer hat zwar nicht, wie eine andere „Celebrität“ die auch vom „Ausland“ gekommen ist und einige konfuse Bücher zusammengestoppelt hat, gesagt, er müsse die

Oesterreicher erst „deutsch reden" lehren; denn Pfeiffer war ein wirklicher Gelehrter, mithin bescheiden, aber er hat uns doch eine ganz neue Welt innerhalb des Sprachgebiets erschlossen. Er hat den Schleier weggezogen, der uns die früheren Jahrhunderte unserer Sprache bedeckte. Pfeiffer war ein Schüler J. Grimms und ein erbitterter Gegner Lachmanns. Eine Schule in Wien zu gründen, ist ihm nicht gelungen. Jetzt haben die Lachmannianer Oberwasser. Indeß man muß ihnen nachsagen, sie haben den Manen Pfeiffers Gerechtigkeit — als Gegner widerfahren lassen. Pfeiffer hat zu viel gearbeitet; sein Körper konnte zuletzt die Last nicht mehr tragen. Trotz der kräftigsten Anlage brach er zusammen. Der große Germanist, der gemüthreiche, edle Mensch, der deutsche Mann — Pfeiffer — ist nicht mehr! Von Mathematikern der Wiener Universität nenne ich nur „Petzval". In England kennt ihn Jedermann, in Wien fast Niemand. Warum ist er aber auch ein „höherer Mathematiker?" Wär er ein Schauspieler oder Eisläufer, so würd' ihn Jedermann — auch in Wien — kennen. Der geistreiche, auch als Schriftsteller bekannte, Dr. Robert Zimmermann trägt Aesthetik und Philosophie vor. Seine Vorträge sind in sprachlicher Hinsicht wahre Meisterwerke. Sie könnten sogleich gedruckt werden. Im persönlichen Umgange ist Zimmermann so liebenswürdig und

sein, daß man sich beinahe schämt, mit so viel Zuvorkommenheit behandelt zu werden. Aber das macht eben das Studium der Aesthetik. Sie bildet nicht blos Professoren, sondern auch Menschen!

Die juridische Fakultät Wiens hat ebenfalls einige ganz hervorragende Mitglieder, wie die Professoren Unger, Stein, Phillips und Arndts u. A. Auch Professor Pachmann, einer der originellsten — ach so! Er ist ja nicht mehr Professor. Die hohe Bedeutung der juridischen Fakultät, gerade für Oesterreich, läßt es wünschenswerth erscheinen, daß Alles aufgeboten werde, dieselbe zur möglichsten Blüte zu bringen. In Oesterreich erben sich ohnehin Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Es soll daher für gute Doktoren gesorgt werden, für Lehrer des Rechtes, welche dafür auch im öffentlichen Leben einstehen, einstehen für die Freiheit, die Gerechtigkeit und für Alles, was zum wahren Wohle des Vaterlandes dient. Sie sollen ihre Schüler nicht nur zu Doktoren der Rechte sondern auch des Rechten bilden.

Die theologische Fakultät Wiens endlich ließ bisher immer am meisten zu wünschen übrig. Es fehlt nicht an gelehrten und wohldenkenden, wahrhaft frommen Professoren — aber, darf ich nicht fürchten, mißverstanden zu werden, so möcht' ich sagen, es fehlt jener frische, belebende Lufthauch, ohne welchen die Wissenschaft nicht gedeiht.

Ich wende mich nun von den Lehrern zu den Schülern, von den Professoren zu den Studenten. Denn an der Wiener Universität gibt es natürlich auch — Studenten. Zu diesen gehören diejenigen, welche — oft gar schwer — das Collegiengeld bezahlen, wobei sie manchmal wie Zinsparteien gesteigert werden. Wenn auch viele von den jungen Männern, welche immatrikulirt sind, mehr in Kneipen sitzen und als Mitglieder von verschieden gefärbten Studentenverbindungen politischen Versammlungen beiwohnen, ein bischen Tumult mitmachen, sich duelliren und andern Vergnügungen sich hingeben, und darüber auf die Collegien vergessen, so ist die weitaus größere Mehrzahl doch einsichtig und nüchtern genug, zu erkennen, daß die Zeiten der studentischen Renommisterei vorüber sind und daß man an einer Universität sich befindet, um zu studiren, Geist und Herz zu bilden, nicht als vom Weingeist dunstendes, bemoostes Haupt zum Schrecken aller civilisirten Menschen herumzugehen. Frohsinnig, ja, die Freiheit und den Fortschritt liebend, ja, kein Philister, nein, kein Zopf, nein — ein ganzer, wahrer, ächter Student, das ist der Mann der Zukunft, die junge Hoffnung des Vaterlandes!

„Vivat Akademia!
Vivant Professores!“

Im Dom.

Welch' tiefes Summen!

Die Luft erzittert von einem dumpfen, langgezogenen Ton! Es ist wie eine gewaltige, überall hörbare, geheimnißvolle Stimme, die keineswegs durchdringend oder gellend, dennoch das wüste Lärmen der Straße, das Schreien und Rufen der durcheinander wogenden Menge, das Gerassel der unzähligen Wagen übertönt!

Was ist das?

Es ist die große Glocke von „St. Stephan!"

Ein Klang, so herzergreifend, so markerschütternd, den man gehört haben muß, um sich eine Vorstellung davon machen zu können.

Der „Flaneur", welcher den Graben entlang „bummelt", bleibt einen Moment stehen und lauscht. „Aha!" sagt er und geht weiter. Der Millionär, der in vergoldeter Kutsche in den Prater fährt, blickt in die Höhe und verzieht die Mienen zu einem halb spöttischen, halb trau=

rigen Lächeln. Er hat die Mahnung verstanden. Aber die Rosse jagen pfeilschnell dahin! Wer hat dieses Lächeln bemerkt? Die stolze Modedame horcht auf und denkt: „Ist etwa eine große Leichenfeierlichkeit? Daß man auch immer an den Tod erinnert werden muß!“ Und sie rauscht am Dome vorüber. Das lockere Kind der Straße fühlt eine Sekunde lang einen drückenden Schmerz im Herzen. Sie erinnert sich vielleicht an eine Zeit, da sie noch fromm und unschuldig war und nichts wußte von jenem Sumpfe der Verkommenheit, in dem sie jetzt watet. Nähert sich der Schutzengel, an den sie einst glaubte, der sie weinend verlassen? Eine Sekunde der Reue, des Entsetzens über sich selbst! O Sekunde, inhaltreich wie die Ewigkeit, das Gericht Gottes bergend! Vorbei? Vorbei!

Der moderne Faust in seinem Studirzimmer über Problemen brütend, die der Menschengeist kaum jemals lösen wird, ruft mit seinem Meister, wenn der Glockenton an sein Ohr dringt: „Die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube.“

Diejenigen aber, die zu jenen Sphären noch zu streben wagen, „woher die holde Nachricht tönt“, die mögen eintreten in das heilige, ahnungsvolle Düster des Domes.

Es ist ein prachtvoller Anblick, wenn bei großen Feierlichkeiten das Riesenthor der Stephanskirche geöffnet

ist und man Hunderte von Lichtern auf goldenen Lustres schimmern sieht, welche das magische Helldunkel des ehrwürdigen Gotteshauses nur noch mehr hervorheben. Besonders schön ist der Dom am Frohnleichnamstage. Da prangen die altersgrauen Hallen im reichsten Festschmucke. Die Altäre sind mit Blumen geziert, schwere, kunstreich gewirkte Teppiche bedecken die Wände des Presbyteriums. An diesem Tage concentrirt sich aber auch alles Leben der Residenzstadt an dem Einen Punkte; die geistlichen und weltlichen Behörden, alle Würdenträger des Reiches, was durch Macht, Ruhm oder Reichthum hervorragt, es findet sich zusammen im Bereiche des — Domes. Welch' ein Zug, der sich an diesem Tage vom St. Stephansdome aus durch die Kärnthnerstraße über den Mehlmarkt nach dem Lobkowitzplatz, dann über den Michaelerplatz, Kohlmarkt und Graben wieder zurück nach dem Stephansplatze bewegt! Militär in vollster Parade bildet die kriegerische Eskorte. Klingende Musik, Gewehrsalven, so oft die Prozession an einem der vier im Freien aufgestellten Altäre anlangt, Kanonendonner! Schaaren von weißgekleideten, blumengeschmückten Mädchen, welche Rosen auf den Weg streuen, die Schulkinder mit ihren Standarten, die Studirenden, die Innungen mit ihren großen Fahnen, die verschiedenen städtischen Corporationen, der Magistrat, der Bürgermeister mit seinen Räthen, die Minister, die Mit-

glieder des kaiserlichen Hofstaates, die Kaiserin im vollsten Glanze ihrer Schönheit und zauberhaften Anmuth, begleitet von ihren Ehrendamen und Edelknaben, die Herren Erzherzoge, der Monarch in Gala-Uniform, geschmückt mit den Abzeichen seiner erhabenen Würde! Lieder und kirchliche Musik, Lichter und Fahnen, eine unzählige Menge von Welt- und Ordensgeistlichen, sämmtliche Pfarrer von Wien, jeder an der Spitze einer kleinen Prozession, der „Himmel", und unter demselben, umgeben von zahlreicher Assistenz, der Kardinal-Fürsterzbischof, die blumengeschmückte Monstranze tragend! Eine unermeßliche Menge von Menschen außerdem, die am Zuge selbst nicht betheiligt sind, alle Plätze und Straßen, eigens zu diesem Zwecke errichtete Tribünen, alle Fenster, ja sogar die Dächer der benachbarten Häuser füllend — das ist die Frohnleichnamsprozession in Wien.

Die gewaltige Orgel braust, ein musikalischer Sturmwind, daß die fünfhundert Jahre alten gothischen Säulen erbeben und die Menge der Andächtigen sinkt auf die Knie, den letzten Segen zu empfangen. Wenige Minuten noch, und die Kirche ist leer.

Bleiben wir noch ein wenig!

Denken wir der großen und erhebenden Feierlichkeiten, der Cardinalämter, des heiteren Pfingstfestes mit seinen Firmlingen und der „Frau Godel" vom Lande, die

um diese Zeit den Dom und den Stephansplatz beherrschen, dann wieder der tief ernsten Charwochenceremonien, der großen Trauermessen und Leichenfeierlichkeiten, so erhalten wir ein erhabenes Bild eines großartigen, mächtigen Lebens, das sich an den Dom knüpft und das mit dem Leben „draußen" Nichts gemein hat. Als Gegensatz zum freudevollen Frohnleichnamsfeste sei hier einer sehr traurigen Feier gedacht, welcher wir, schmerzerfüllt, beiwohnten. Es war das Todtenamt für den Kaiser Maximilian von Mexiko, welcher von den Republikanern unter der Führung des Juarez erschossen worden ist. Nachdem unter großartigem Gepränge, unter dem Zusammenströmen Tausender von Leidtragenden — wer in Wien und ganz Oesterreich, ja in der ganzen gebildeten Welt, trug nicht Leid um den unglücklichen Prinzen, das Opfer der napoleonischen Politik!? — der Leichnam nach Wien transportirt und in der Kaisergruft bei den Kapuzinern, wo bald darauf auch die liebliche Erzherzogin Mathilde bestattet wurde, zur letzten Ruhe beigesetzt worden war, wurde am 21. Januar 1868 um 9 Uhr Vormittags in der Metropolitankirche zu St. Stephan obbesagtes Todtenamt abgehalten. Der Dom war der Trauerfeier entsprechend dekorirt, die Altäre, Säulen und Wände mit schwarzem Tuche behangen und mit dem mexikanischen Kaiserwappen (leider!) versehen. Das Riesenthor war

gleichfalls mit schwarzem Tuche und acht Fahnen dekorirt. Der prachtvolle Katafalk war von einer Menge von Kerzen beleuchtet und über demselben ein Baldachin angebracht. Das Personal des neuen (in Folge der durch die „Entreprise des pompes funèbres" hervorgerufenen Concurrenz entstandenen) Leichenbestattungsvereins „Pietät" bildete längs des Mittelschiffes Spalier. Se. Eminenz der Kardinal-Fürsterzbischof Othmar Ritter von Rauscher celebrirte. Von geistlichen Würdenträgern waren noch anwesend die Herren Prälaten von Melk, von den Schotten in Wien, von Göttweig und Klosterneuburg. Beide letztere, sowie der Herr Weihbischof Kutschker und der Prälat Stöger ertheilten außer Sr. Eminenz die vorgeschriebenen Absolutionen beim „Libera". Auch der apostolische Nuntius war zugegen. Ferner von weltlichen Herren waren zu bemerken der unglückliche Statthalter von Niederösterreich, Graf Chorinsky, mehrere Statthaltereiräthe, der bekannte Polizeidirector, Hofrath Strohbach, der Bürgermeister der Stadt Wien, Dr. Zelinka, einige Gemeinderäthe, der Architekt Ferstl und die Mitglieder der Bauleitung der Votivkirche, deren Bau ja der Verewigte angeregt hatte. Armer Max! Ruhe deiner Asche!

Wenn es ein Dichter unternähme, wie V. Hugo in seinem „Quasimodo", den Geist des St. Stephansdomes mit einem Körper zu umgeben — wie müßte dieser be-

schaffen sein? Es müßte eine Gestalt sein, die geeignet wäre, die Geschichte eines halben Jahrtausends zu repräsentiren. Wahrhaftig eine Aufgabe, eines Dante würdig!

Auf dem Grunde der alten, aus dem zwölften Jahrhundert stammenden romanischen Pfarrkirche wurde der Dom in der Zeit von 1359—1510 erbaut. Den Grund zum Chor legte Herzog Albrecht II., der Lahme, im Jahr 1340, zum Langhause der ehrgeizige und geistreiche Herzog Rudolph IV., der Stifter, im Jahr 1359. Ursprünglich sollte der Bau durch zwei gleich hohe Riesenthürme abgeschlossen werden. Bisher ist jedoch nur Einer vollendet; es ist der weltbekannte St. Stephansthurm, der höchste Thurm auf deutscher Erde. Meister Wenzla von Klosterneuburg hat zwei Drittel davon, Hans von Prachaditz den Rest erbaut. Die Spitze neigte gegen Norden und drohte, herabzustürzen; sie wurde deßhalb abgetragen und zweimal wieder aufgerichtet (1839 und 1864). Die Restaurationen werden unter der Leitung des berühmten Dombaumeisters Fr. Schmidt ausgeführt. Wollte einer meiner Leser es unternehmen, die Hunderte von Stufen hinanzusteigen, die von der Vorhalle der Katharinenkapelle aus auf den Thurm führen, so würde er die große Glocke, von der wir schon gesprochen, sehen können. Sie ist 354 Centner schwer und wurde im Jahr 1711 aus 180 türkischen Kanonen gegossen. Von der Thürmerwohnung aus

böte sich ihm eine großartige Aussicht auf das Häusermeer der Residenz, auf die Umgebung Wiens, auf die Insel Lobau, auf die Schlachtfelder Aspern, Wagram und Eßlingen. Hier beobachtete der edle Rüdiger von Starhemberg im Jahr 1683 die sich nahenden Türken. Im Oktober 1848 stand hier der arme Kommandant der Wiener Nationalgarde, Wenzel Messenhauser, nach dem ungarischen Entsatzheer spähend. Dieses kam jedoch nicht, wohl aber Windischgrätz, und Messenhauser wurde im Stadtgraben erschossen.

Auf unsern Wanderungen durch Wien waren wir oft so boshaft, so ausgelassen — hier, in diesem heiligen Gebäude, dem Zeugen der vielhundertjährigen Geschichte Wiens, bemächtigt sich unser eine ernste, weihevolle, — melancholische Stimmung! Alles, Alles, was wir gesehen und gehört — wie klein erscheint es hier!

Der Dom ragt aus der Vorzeit in unsere Tage herein und er wird stehen in der Zukunft. Er wird stehen, wenn vielleicht auch das neue, prächtige Wien, das sich um ihn herum, auf den Trümmern der alten Stadt erhebt, wiederum zerfällt in Schutt und Asche. Ja, ein neues Wien ist es, das, wie über Nacht, aus dem Boden steigt. Unser Freund, der Alterthümler, — wir haben seiner schon einmal Erwähnung gethan — wird von Tag zu Tag trauriger, je mehr der ihm so merkwürdigen Ueber-

reste der Vorzeit vor dem Sturmwind der Stadterweiterung dahinschwinden. Bald wird ein altes Haus in Wien zu den Seltenheiten gehören. Damit vergehen auch die seltsamen Geschichten, die sich an diese Bauten knüpfen und die F. Gräffer in seinen „Kleinen Wiener Memoiren“, und „Wiener Lokal-Fresken“ so gemüthlich zu erzählen weiß! Seitdem die alten Festungsmauern gefallen sind, erheben sich neue Straßen, Paläste und Häuserkolosse in immer größerer Zahl. Plätze, Straßen, Gassen und Gäßchen des alten Wien verschwinden. Und im Grunde genommen ist dies ganz in der Ordnung. Wir haben ganz andere Bedürfnisse, als unsere ehrsamen Vorväter. Diese engen, winkeligen Gassen, diese Giebelhäuser — sie passen für den riesigen Verkehr unserer Zeit nicht mehr. Wer sich einen Begriff von dem alten Wien machen will, der studire Hormeyer's u. A. Geschichte von Wien. Von dieser seltsamen alten Stadt sind nur wenige Ueberbleibsel mehr vorhanden. Die meisten noch in der inneren Stadt, so das Pachner'sche Haus mit seinen Arkaden und der architektonisch schönen Schneckenstiege. „Es ist eines der wenigen noch existirenden Privathäuser aus dem 16. Jahrhundert.“ Ferner das Haus Nr. 9 in der Wallnerstraße mit dem Schild: „Wo der Fuchs den Gänsen predigt“. Dahin gehört das Haus „zum Heidenschuß“ und das „Schrannengebäude“;

der sagenreiche „Lazzenhof“ in der Judengasse, von welchem Gräffer so seltsame Geschichten erzählt, ist nur mehr — ein Name; ebenso der „Federlhof“, in welchem Theophrastus Paracelsus gewohnt haben soll, der berühmte Leibnitz jedoch wirklich gewohnt hat. Die Häuser „Küß den Pfennig“ und „zum gulden Wolffen“ in der Adlergasse, sowie das Basiliskenhaus in der Schönlaterngasse; die alten Stadtwahrzeichen, wie der „Stock im Eisen“, die „Spinnerin am Kreuz“ und noch manche, aber nicht viele andere, erinnern uns noch an Zeiten, die nicht mehr die unsern sind. Ach! Ich kann mir sie recht gut vorstellen, diese alte Stadt mit ihren ehrsamen Bewohnern, den handfesten, biderben, soliden Wiener Burger und seine rechtschaffene Ehehälfte, die fromme Frau, die sorgfältige Mutter, die Sonntags, von ihren blondlockigen Kindern begleitet, nach der Kirche geht, das Gebetbuch sittsam in Händen haltend, einfach, standesmäßig bekleidet.

O Zeit, du bist vergangen,
Ein Märchen scheinst du mir!

Sieh da! Der Alterthümler steht schon wieder hinter mir. Er klopft mit seinen mageren Fingern, wie Freund Hein, auf meine Schulter und grinst mich an. Er will wohl sagen: „Wie kannst du dich unterstehn, mir in das

Handwerk zu pfuschen? Willst du auch in Antiquitäten — machen?"

„Nein, mein verehrter Freund. Es sind nur Betrachtungen eines Dilettanten! Im Dom steigen Einem eben allerlei seltsame Gedanken in's Gehirn, über die man draußen in der Welt lächelt!" —

Die Kaisergruft.

Hochgestellte und berühmte Personen haben eine eigenthümliche Neigung, in die Grüfte hoher Ahnen und gewaltiger Herren der Vorzeit hinab zu steigen, um mit wollustvollem Grausen der allgewaltigen Majestät des Todes zu huldigen und, erfaßt von den Schrecknissen des Grabes, der eigenen Vergänglichkeit, des Hinschwindens eigener Macht und Herrlichkeit eingedenk zu sein. So ließ sich Kaiser Otto III. die Gruft Karls des Großen öffnen; so besuchte Napoleon I. das Grab Friedrichs II. von Preußen.

Aber auch kleine und unbedeutende Leute, welche nicht erinnert zu werden brauchen an die Hinfälligkeit der Güter der Erde, werden mit Nutzen die Grabstätten einst mächtiger und hervorragender Menschen besuchen. Sie werden lernen, die ausgleichende Macht des Todes verehren, lernen, die großen Todten milder zu beurtheilen und zufrieden zu

sein mit dem bescheidenen Lose, das ihnen selbst zu Theil geworden.

Wo gäb' es bessere Gelegenheit zu also heilsamen Betrachtungen, als in der Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien?

Tritt ein, o Wanderer, nachdem du den Staub von deinen Füßen geschüttelt und in den stillen Klostergängen dein Inneres beruhigt und gesammelt hast. Das Getöse des Residenzlebens ist mälig in deinen Ohren verklungen und wie das eiserne Gitter in seinen Angeln knarrt und du die kalten Marmorsteine der Gruft betrittst, ist es dir, als wenn dich der Hauch der Vergangenheit umwehte, als wenn dir eine bleiche Nebelgestalt zuflüsterte: „Memento mori!"

Eine lange Reihe von metallenen Särgen bildet einen unterirdischen Gang, wie wohl kein zweiter auf Erden zu finden. Hier ruhen die Sprossen des erlauchten Hauses Habsburg, die seit den Tagen des Kaisers Mathias die Augen im Tode geschlossen. Viele von ihnen haben stolze Kronen getragen und sind gar mächtig gewesen als Beherrscher zahlreicher Völker; sie haben blutige Kriege geführt, glücklich und unglücklich, je nachdem die Würfel fielen; sie haben als Fürsten gestrebt, große Menschen zu sein oder sich begnügt, Fürsten zu sein — das aber muß eine unparteiische Nachwelt zugestehen, gut gemeint haben

es Alle, ehrlich und aufrichtig sind sie Alle gewesen. Die Muse eines Schubart müßte in dieser Fürstengruft verstummen oder ein Loblied singen. So viele ihrer auch hier den Schlaf des Todes schlafen — ein Tyrann ist keiner von ihnen gewesen: Keinem folgten die Verwünschungen seines Volkes nach, gar Mancher aber wurde tief betrauert und beweint wie ein Vater. Thränen der Liebe und Verehrung fielen auf die Kränze, die auf den Sarkophag gelegt wurden. Und manche dieser so schönen Thränen ist noch nicht getrocknet!

In jenem gewaltigen Mausoleum ruht die große Kaiserin-Königin Maria Theresia aus von ihren Thaten und Leiden, die größte Frau des achtzehnten Jahrhunderts und eine der edelsten aller Zeiten. Der witzige Preußenkönig sagte einst, er müsse mit drei Weiberröcken kämpfen. Aber er machte einen Unterschied. Die Kaiserin von Rußland verhöhnte, die Pompadur verachtete er — aber die Kaiserin M. Theresia verehrte er, obwohl sie seine Feindin war. So triumphirt die Tugend und die Größe des Herzens. Oesterreich darf stolz sein, eine Kaiserin gehabt zu haben, die schön wär, wie ein Engel, milde wie eine Heilige, groß als Regentin, bewundernswerth als Gattin, erhaben als Mutter ihrer Kinder und ihrer Unterthanen.

M. Theresia hat Großes gewollt, Größeres vielleicht ausgeführt; ihr Sohn Josef hat Größeres gewollt, als

geleistet. Ruhe der Asche dieses erhabenen Idealisten! Hier ein Sarg, dessen Inschrift besagt, daß er berge die letzten Ueberreste des Königs von Rom, des Sohnes Napoleons I. Ausgezeichnet, da er lebte, durch die auserlesensten Gaben des Geistes und Körpers, voll Liebenswürdigkeit im Umgange, fleißig den Studien obliegend, raffte den schönen Prinzen die traurigste Krankheit hinweg, die glänzendsten Hoffnungen und wohl auch stolze Träume, die später durch einen anderen seines Geschlechtes verwirklicht wurden, für immer verschließend in allzufrühem Grab.

O grausamer Tod! Und doch! Bedenkt man das Schicksal Desjenigen, der die Erbschaft des Herzogs von Reichstadt antrat, so muß man diesen noch beneiden. Er trug nur den Namen Napoleon, aber an seinen Händen klebte nicht das Blut von hunderttausend Ermordeten; ihn entehrt kein Sedan für ewige Zeiten; ihm folgen nicht unzählige Flüche in das Grab.

Unter den zuletzt Verstorbenen des Kaiserlichen Hauses sind es besonders Zwei, deren Sarkophage unser Herz zittern machen, uns mit unsagbarer Wehmuth erfüllen.

Der Sarg des Kaisers Max von Mexiko!

Der Sarg der Erzherzogin Mathilde!

Zwei Tragödien der ergreifendsten Art! Wer wollte ihrer gedenken, ohne tief erschüttert zu werden! Der Eine, im hohen Flug des Ehrgeizes hinübergetragen über das

Weltmeer, ein Kaiserreich zu gründen im Lande Montezumas, stirbt Dank der Protektion Napoleons III. den Tod eines gemeinen Rebellen auf dem Hügel von Quaretaro!

Die Andere, eine blühende Jungfrau, lieblich wie eine Rosenknospe, nur Glück und Frieden im Herzen, wird das Opfer einer Unvorsichtigkeit und erliegt den grausamsten Schmerzen — eine reizende Zukunft, eine holde Gegenwart, eine schuldlose Vergangenheit und dennoch ein Ende, nicht weniger schrecklich als das ihres unglücklichen Vaters. Genug der Worte! — Geh'n wir!

Der gutwillige Pater, der uns begleitete, er betete dort, indeß wir diese Betrachtungen anstellten. Er weiß seine Zeit wohl anzuwenden und vielleicht ist sein Thun den Seelen der hier Ruhenden angenehmer gewesen als das unsere.

Das stille Wien.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein! —

Der Friedhof, der ist das — Ende vom Lied. Da hört in der That — „Alles auf". Der Friedhof ist die große Pensionsanstalt, deren Fond unerschöpflich ist. Alle Menschen, Hoch und Nieder, Reich und Arm, der Minister wie der Arbeiter, der Hofrath wie der kleine Beamte, der Banquier wie der „Aktiengreißler", alle haben den gleichen Anspruch auf den Ruhegehalt, den der Tod auszahlt. Das Lärmen und Toben, das rasende Treiben und Durcheinanderrennen, das sinnverwirrende Spektakel, das sich „drüben" in der Riesenstadt in immer größeren Dimensionen entwickelt — hier erstirbt es. Nur wie ein fernes Brausen, wie ein Gewitter, das noch nicht über den Horizont gestiegen, schlägt das Getöse der Stadt der Lebendigen an unser Ohr, wenn wir die Stadt der

Todten betreten. Und es ist eine Stadt, so gut wie die andere.

Plätze, Straßen, Gassen — wie „drüben“. Dazu frische Blumen, grüner Rasen, schattige Bäume. O die Stadt des Todes ist schöner noch, als die Stadt der Lebendigen mit ihrer Ringstraße und dem Graben, mit ihren Palästen und „Zinshäusern“, mit ihrem Ameisengewühl in Staub und Hitze. Hier ist es kühl, erquicklich und — still. Die Ordnung ist musterhaft, Polizei durchaus nicht nöthig. Der Todtengräber ist der absolute Herrscher in diesem Reich, und so viele Köpfe es gibt, sie haben doch nur — Einen Sinn. Es gibt keine Opposition hier, und die Wörter: Verfassung, Parlament, Majorität und Minorität, Linke und Rechte, konservativ und liberal haben hier keinen Sinn. Es gibt nur Eine Partei und die ist — todt. Da ist leicht zu regieren!

Alle Herrlichkeit und alles Elend — da finden sie eine Grenze. Der Freund Hein hat den Schlagbaum herabgelassen und gestattet Niemanden etwas mitzunehmen — in das Jenseits. Darf der Reiche sein Geld nicht mitnehmen, so läßt er dafür auch die Sorge um sein Vermögen zurück, und er ist besser daran, als die — lachenden Erben. Er lacht zuletzt, und wer zuletzt lacht, lacht am besten! Der Tod ist ein Glück, ein großer Treffer, den Jeder machen — muß. Dazu braucht man

nicht einmal — den Sothen. Der Tod befreit uns nicht bloß von den zu großen Steuern, sondern — vom Leben. Und das ist es. Wer möchte leben, wäre der Tod nicht!! —

Darum weinet nicht an den Hügeln Derer, die es — überstanden haben. Sie sind zu beneiden. Aber wir?!

„Sterben! Schlafen!“ Todesschlaf, süßester Schlaf. Tausende, Millionen schlafen ihn — und keiner von all den Schläfern ist mehr zurückgekehrt in dieses Jammerthal. Nirgends tritt einem die Macht und Herrschaft des Todes so nahe, als auf den ungeheuren Leichenhöfen Wiens. Es gehört freilich eine starke Natur dazu, ohne Noth einen Friedhof in Wien zu betreten, besonders zur Zeit einer Epidemie. Was das Menschenleben ist, wird einem aber auch nie so klar, als in solchen Tagen der Bedrängniß. In den großen Cholerajahren löste ein Leichenzug den andern ab, ungerechnet die Hunderte, die man heimlich, in der Stille der Nacht, herausführte, um sie eilig zu verscharren. Ein nervenschwacher Mensch entsetzt sich da leicht vor dem Residenzleben und die ungeheure Stadt erscheint ihm wie eine Pestgrube. Und in einer Pestgrube zu weilen, das kann nur eine Natur ertragen, wie die weiland des Volkssängers Augustin, der in eine Pestgrube fiel und auf den stinkenden Leichen seinen — Rausch verschlief! Das ist ein Heroismus, der ein Monument ver-

dient. Und das soll der alte Branntweinbruder und Bänkelsänger auch bekommen, zum Troste und zur Freude Derer, die sich vor der Cholera fürchten.

Das massenhafte Sterben von Menschen hat etwas Grauenhaftes, d'rum ist das sonst so lustige Wien recht traurig, wenn eine große Epidemie herrscht. Zwar geht das Treiben vor sich, wie sonst, die Leute rennen und laufen, die Wagen rollen durch die Straßen, Theater und Vergnügungen finden statt, wie sonst, aber es liegt ein unheimliches Etwas über der Stadt. Es weilt ein Gast in ihren Mauern, von dem Niemand spricht und an den doch Alle denken. Das eigentliche Lokalinteresse haftet nicht am Kohlmarkt, Graben oder der Ringstraße, sondern an jenen ungeheuren Gärten auf der Schmelz, in Währing, St. Marx, in Matzleinsdorf, wo tausende und tausende von Kreuzen und Monumenten an das Ende aller Dinge mahnen. Man möchte mit dem bereits erwähnten Augustin singen:

„Jeder Tag war sonst ein Fest.
Und was jetzt? Die Pest! Die Pest!
Nur ein großes Leichennest,
Das ist der Rest.

O du lieber Augustin
Leg' nur in's Grab dich hin,
Ach du mein herzliebes Wien,
Alles ist hin."

Wegen des Zusammenströmens so vieler todter Menschen, in der Nähe der Stadt, hat man einen großen Centralfriedhof an der Schwechat angelegt und wird die Einzelfriedhöfe in Folge dessen auflassen. Die Leichen werden mittelst einer eigenen Eisenbahn transportirt werden und man wird dann sagen können: „Die Todten fahren schnell!“ Es wird ein seltsamer Anblick sein, ähnlich dem des Gespensterschiffes auf dem Meere, ein Eisenbahnzug, auf dem die Passagiere lauter Todte sind.

Ein Blick in Wiens Zukunft.

Schlußtableau.

Vindobona an den alten Danubius sich lehnend, ganz wie der Albrechtsbrunnen sie zeigt, nur etwas zarter, etwas weniger ungeschlacht, als die Meixner'schen Figuren.

Bengalisches Licht — natürlich! Rosiges Licht! Nur Alles rosig! Das ist wienerisch!

Repräsentanten der Völker des polyglotten Oesterreich gruppiren sich in schöner Weise um die Figuren. Der Deutschösterreicher reicht die Bruderhand dem Czechen, der zufrieden lächelnd auf den Magyaren sich stützt, während der Slovene und der Wälsche mit dem Polen eine harmonische Gegengruppe bildet. Allegorische Figuren rechts und links von diesen Gruppen sinnbilden die Macht und den Einfluß, die Blüte des Handels, den Glanz und den Reichthum, das rege geistige Leben der Riesenstadt, der Metropole eines gewaltigen, durch freiwillige Verein=

barung der innerhalb ihrer Grenzen lebenden Völker geeinigten, gekräftigten Monarchie. Als eine herrliche Wacht an der Donau erscheint dieses schöne Wien der Zukunft, als eine Wacht der Freiheit, der völkerliebenden nicht racenhassenden deutschen Kultur und Bildung, als Vormauer des weltmächtigen aber nicht die Welt despotisch beherrschenden, aus der Asche einer tausendjährigen Vergangenheit, wie der Phönix, zu neuem, ruhmvollen Leben wieder erstandenen, deutschen Reiches!

O wunderbares Bild, dessen Anblick mir das Herz ergreift wie ein süßer Traum der Jugend, der mir Thränen in das starre Mannesauge preßt!

O wunderbares, begeisterndes, Herz und Geist gleich befriedigendes, beseligendes Bild, bist du nur ein Traum?

Solltest du, mein geliebtes Wien, einer ganz anderen Zukunft entgegensehen müssen, als dein jetzt so erfreuliches Aufstreben, deine täglich wachsende Blüte erwarten lassen? Wie schön mußt du sein, wenn der Fortgang dem Beginne entspricht, wie schön mußt du einst sein, wenn das Auge des Enkels das vollendete Werk erblickt, dessen Anfang uns schon mit Bewunderung erfüllt? Welch' ein frohes, bewegtes, vielfarbiges Leben auf den breiten, mit Bäumen bepflanzten Straßen? Welch' ein Treiben im Hafen von Wien? Aufstrebende Masten hier wie Thürme auf dem Wasser und Thürme dort wie Masten

auf dem Lande. Großartige, regelmäßige, von Palästen umschlossene, mit plätschernden Fontänen, den Wahrzeigern einer riesigen Alpenwasserleitung ausgestattete Plätze!

Ueppige Gärten mitten in der Weltstadt, wo herrliche Bäume Schatten spenden und Blumen blühen und Wiesenplätze den Kindern zu Spielplätzen dienen! Durch architektonische Schönheit und Zweckbedeutung hervorragende Gebäude aller Art, deren Zinnen in der Sonne glänzen. Eine neue Kaiserburg, würdig der Enkel eines erlauchten, altberühmten Herrschergeschlechtes, eine neue Universität, der Tempel für die freie Forschung, Museen für Kunst und Wissenschaft, das neue Rathhaus und das neue Parlamentshaus, in dessen glänzenden Räumen die glücklicheren Vertreter der geeinigten und versöhnten Völker sich berathen über die gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches! Ueberall eherne und marmorne Standbilder jener Männer, die durch Tapferkeit im Kriege und edles Wirken im Frieden, die durch unvergängliche Werke auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft sich hervorgethan und als leuchtende Muster vor der nachstrebenden Nachwelt dastehen. Eine Maria Theresia, ein Mozart, ein Beethoven, ein Schubert — sie werden dann auch ihre Monumente haben! Und auf einem der schönsten Plätze ragt das Standbild des gemeinsamen Lieblings aller deutschen Stämme, zu dem auch die Nichtdeutschen mit

liebender Verehrung aufblicken, in die Höhe, das Standbild Friedrichs von Schiller, des Sängers der Freiheit und Liebe! O wunderbares Bild, bist du wirklich nur ein Traum?

Sollte dies Alles verschwinden und versinken, wie ein bleicher Schemen beim Anbruch des Tages, eines sehr trüben und stürmischen Tages? Sollte Wien, nicht mehr die Hauptstadt eines großen Donaureiches, sondern nur eine „Provinzstadt an der Donau", herabsinken von der Höhe, die ihm den Rang eines Paris an der Donau, einer Welt- und Großstadt gab? Wenn das Furchtbare geschehen und der Zusammenbruch des ehrwürdigen Oesterreich erfolgen sollte und die Völker der Monarchie sich trennen und — o mein Gott! Wie wird mir? Ist das scherz- und spottweise von meiner boshaften Zunge so genannte Babel des Ostens ein wirkliches Babel geworden? Ein Babel, das den Lohn für seine Schwelgerei, seine Lüste, seinen Luxus und sein — Glück von Feindeshand empfängt? Ist es nicht umschlossen von fremden Kriegerschaaren, die es bedrängen? Glänzen dort preußische oder gar russische Pickelhauben in der Sonne? Hört mein erschrecktes Ohr den Donner der Geschütze, das Zischen und Pfeifen der Hohlgeschosse in der Luft? Ruft die große Glocke von St. Stefan Sturm, Sturm, Sturm? Weg — o weg, du Vision des Todes und des Entsetzens!

Nein — nein! Wien wird nicht verfallen und versinken, es wird keine Provinzstadt an der Donau, weder eine deutsche noch eine slavische Provinzstadt, es wird die Hauptstadt Oesterreichs bleiben. Schon seine Lage, sein reicher Handel macht es zu einer der bedeutendsten Städte Europas, abgesehen von den politischen Eventualitäten, welche es freilich heben oder niederdrücken können, letzteres aber nicht dergestalt, daß es veröden, verkommen und verfallen müßte!

Nein — mein Wien! Sei getrost! Mein Auge wird wieder hell, mein Herz erleichtert sich! Ich sehe in die Zukunft und erkenne, daß du groß und mächtig und reich und schön bist, daß du in wahrem Sinne des Wortes eine Kaiserstadt an der Donau bist! Ich blicke hinauf bis zum obersten Knauf des Stefansthurmes und — o Wonne! welche kühne Hand hat dies vollbracht? Dort flattert die schwarzgelbe neben der deutschen Fahne!

* * *

Und nun nehm' ich für diesmal Abschied von dir, theurer Leser! Möge es dich nicht reuen, in meiner Gesellschaft die Wienerstadt, das Babel des Ostens, ein wenig betrachtet zu haben. Ich wollte dich *nur anregen*, nicht belehren. Das ist der Reisehandbücher und deine eigene Sache. Oeffne deine Augen und sieh'!

Ich war mitunter boshaft, mitunter sogar ungerecht, häufig satyrisch. Es ist eben schwer, in unsern Zeiten keine Satyre zu schreiben. Aber trotz Allem, was meine böse Zunge gesprochen, mein Herz schlägt warm für mein Wien, die erste Stadt Oesterreichs. Ich liebe Wien und ich werde es lieben bis zu meinem letzten Athemzuge.

Leb wohl! Auf Wiederseh'n!